Therese Devrient

Jugenderinnerungen

Jugenderinnerungen

von

Therese Devrient



Therese Devrient — Nach dem Ölgemälde von Hertz

Jugenderinnerungen

von

Therese Devrient

Mit 12 Text- und 8 Vollbildern

Zweite Auflage

(5. und [illegible] Tausend)

Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann
1906



Therese Devrient — Nach dem Ölgemälde von [illegible]

Jugenderinnerungen

von

Therese Devrient

Mit 12 Text- und 8 Vollbildern

Zweite Auflage
(4. und 5. Tausend)

Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann
1906

Hofbuchdruckerei Carl Hammer, Stuttgart.

Vorwort

Es sind die Jugenderinnerungen einer glücklichen Frau, wie sie sie einst ihren Kindern und Enkeln erzählt und für sie niedergeschrieben hat, die ich hier dem deutschen Publikum bringen darf; ein Beitrag weniger zur Literatur- und Theatergeschichte als zur Geschichte des menschlichen Herzens, die Erzählungen der bewegten Jugendgeschichte eines Mädchens, das mit hellen Augen die Vorgänge um sich her erfaßt und so, wie sie sich in ihrem warmen Gemüt spiegelten, wiedergibt.

Freilich hat ihr das Leben manche merkwürdige, bald historisch bedeutsame, bald persönlich abenteuerliche Gestalt und Miene gezeigt, freilich hatte sie schon als junges Mädchen das gewinnreiche Los, mit bedeutenden Persönlichkeiten in enge Berührung zu kommen und als Frau Eduard Devrients an die Seite eines Mannes gestellt zu werden, den der Ernst seiner Lebensführung und die Größe seiner Berufsauffassung zu einem Vorkämpfer seines Standes machte in Wort und Tat. Aber nicht diese äußeren interessanten Erlebnisse sind die Hauptsache ihrer Memoiren sondern die Art, wie sie sich alles zum inneren Erlebnis gestaltet.

Es sind die Erinnerungen einer glücklichen Frau, glücklich in ihrer frohen Anlage des Temperaments, die sich selbst und alles um sie her erfreut allein durch ihr Dasein, die leicht mit Weinen und Lachen auf jede leise Reizung der Außenwelt reagiert und sich dadurch von der Last der Sorge befreit.

Die unmittelbar wirkenden Äußerungen dieses erquicklichen Naturells machen den Wert dieser Aufzeichnungen aus. Mögen sie dem deutschen Haus willkommen sein.

Weimar, Pfingsten 1905.

Hans Devrient.

Inhalt

Die im Text verstreuten **Landschaftsbildchen** stammen, verkleinert, aus Eduard Devrients Skizzenbüchern.

Das **Titelblatt aus Thereses Album** (vor S. 369), im Original buntes Aquarellbild, stellt dar:

Mitte: Blick aus der Berliner Wohnung im Hinterhaus der Markgrafenstr. 103. — Links oben: Schönholz. — Rechts oben: Alsterbassin (vgl. S. 321). — Links unten: Blick an der Werderkirche vorbei auf die erste Wohnung der jungen Ehe (vgl. S. 271). — Rechts unten: unbekannt (Gutshof zu Egeln? vgl. S. 358). — Gruppe unten nach links: Eduard zu Theresens Füßen, rechts: Annchens Grab. — Die Putten oben: die vier ältesten Kinder. — Links seitlich: Amor, rechts: Genius des Glaubens und der Hoffnung.

Aus Thereses Schreibmappe (vor S. 241):

Oben: Therese an Eduard schreibend, aus der Ferne tauchen Dresden und Frankfurt a. M., Prag und Wien, Eduards Reiseziele, auf. — Unten (mit lustiger Selbstironie gezeichnet): Eduard von Berlin scheidend. Vgl. Eduards Kunstreisen 1822 und 1823.

Aus meiner Kindheit

(1803—1818)

Hamburg

(1803—1812)

Mein Vater war Kaufmann. Er hatte seine Frau früh verloren und lebte traurig und einsam mit drei Kindern. Da seine Geschäfte ihn fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen, waren die Kinder einer alten Magd überlassen, die sie verzog und trotzdem schlecht versorgte. Sie wurden sehr unartig, faul und verwilderten nach und nach so, daß Vater — so schwer es ihm wurde, so lange er auch widerstrebte — dennoch dem Rate der Freunde beistimmen mußte, sich wieder zu verheiraten, um seinem Hause Ordnung, vor allem aber den Kindern mütterliche Sorgfalt und Pflege zu verschaffen.

Bei einer Familie in Altona lernte er eine junge Rheinländerin kennen, die nach dem Tode ihrer Mutter ganz verwaist bei diesen Freunden eine Zuflucht gesucht und auf die liebevollste Weise gefunden hatte. Dieses arme, einfache, bescheidene Mädchen schien allen am besten geeignet, die großen, ernsten Pflichten zu erfüllen, den Kindern eine gute Mutter zu werden. Unbefangen, wenn auch mit Bangen und Zagen, übernahm sie ihr schönes aber nicht leichtes Amt, welches ihr noch durch die abscheulichen Hetzereien der Dienstboten und Nach-

barn erschwert wurde. Man hatte den Kindern die Stiefmutter so fürchterlich dargestellt, daß die drei jungen Gemüter ganz von Haß gegen sie erfüllt waren und ein Bündnis schlossen: nie einen freundlichen Blick noch ein gutes Wort für sie zu haben. Sie war aufs tiefste betrübt, weinte oft, wenn sie sich allein wußte, bitterlich, folgte aber unbeirrt ihrem guten Herzen und blieb sanft und freundlich.

Ein halbes Jahr ging ohne Veränderung vorüber, nur daß die Ordnung im Hause besser hergestellt war. Das älteste der Kinder, der 15jährige Franz, trat jetzt als Lehrling in eines der bedeutendsten Handlungshäuser der Stadt ein und wußte durch seine glänzenden Fähigkeiten und sein gewandtes Benehmen sich so nützlich zu machen, daß er schon nach Verlauf eines Jahres einen Gehalt bezog, der ihn vom Vater unabhängig machte.

Ludwig, der zweite Knabe, ein schwächliches Kind, blieb mit Wilhelminen, der jüngsten, vereint hartnäckig der Feind der Mutter, bis eine lebensgefährliche Krankheit ihn niederwarf. Da kam die Zeit, wo er einsehen lernte, was er an der jungen Mutter besaß. Mit unendlicher Sanftmut und Geduld pflegte sie ihn Tag und Nacht, erzählte ihm, als die Gefahr vorüber war, von dem lustigen Leben am Rhein, sang ihre hübschen Lieder und gewann sein Herz fürs ganze Leben. Er empfand eine wahrhafte Zärtlichkeit für sie, und ein sanftes Wort von ihr konnte den oft noch sehr unartigen Jungen zu allem Guten bewegen.

Mine verharrte am längsten im Hasse, obgleich es ihr oft recht schwer wurde. Da wurde ich [es war am

18. Oktober 1803] geboren: Vater führte Mine leise an Mutters Bett und als diese in ihrer gewohnten lieben Weise sie streichelte und fragte: „Willst du das Schwesterchen lieb haben?" war die Eisrinde gebrochen. Das warmherzige, lebhafte Mädchen warf sich Mutter schluchzend um den Hals, nahm mich ohne weiteres unter Tränen und Küssen in den Arm und ward von diesem Augenblick an Mutters, meine und später meiner kleinen Schwester Lore sorglichste, treuste Pflegerin.

Mehrere Jahre waren vergangen. Ludwig hatte sich durch unermüdlichen Fleiß, durch Redlichkeit und Umsicht dem Vater, welchem er in der Handlung half, so unentbehrlich gemacht, daß ihm dieser die Geschäftsleitung übergab. Der 19jährige Sohn wußte dem Handlungsbetrieb einen solchen Aufschwung zu geben, daß wir unsere Wohnung verlassen und eine andere mit ausgedehnteren Geschäftsräumen beziehen mußten.

Es war um das Jahr 1807; Hamburg noch in seiner alten Gestalt, mit engen Straßen, voll himmelhoher Häuser mit unzähligen Fenstern, die aus kleinen Scheiben zusammengesetzt und eng aneinandergerückt waren. Diese Fenster wurden fast täglich mit einem großen Pinsel gewaschen, bei welcher Gelegenheit ich oft über und über mit Wasser bespritzt wurde, so daß ich weinend zur Mutter lief. Auch wir hatten solch ein altes Haus bezogen mit vielen Stockwerken; oben, dicht unter dem Dache, lag die Rauchkammer, die keinem

rechten Hamburger Haushalt fehlen durfte. Unsere lange, schmale Hausflur, der Boden von schwarz und weißen Fliesen, die schwere, eichene Haustüre mit dem Messingring, das alles hatte ein behagliches Aussehen. Dazu gab die dicke Eisenkette an der Türe, die jeden Abend vorgehängt wurde, das beruhigende Gefühl der Sicherheit. Von allem das Hübscheste, wenigstens für uns Kinder, waren die vier steinernen Stufen, mit den Steinbänken zu beiden Seiten, die von der Haustüre auf die Straße hinunterführten. Hier saßen wir mit unserm Pudel Cäsar, unsern Puppen und Bilderbüchern. Von diesen Steinbänken aus beobachteten wir das Leben und Treiben in der Straße, in den Nachbarhäusern, und an dieses Plätzchen knüpften sich so mancherlei Erinnerungen.

Die eine Seite unserer Steintreppe lehnte dicht an einen sogenannten Kellerhals. Unter einer kleinen Überdachung ging man mehrere Stufen von der Straße aus in eine jener elenden Kellerwohnungen, deren es damals in Hamburg unzählige gab, und es waren nicht die ärmsten Leute, die gewöhnlich mit einer Anzahl Kinder ihr Leben in so traurigen, ungesunden Räumen verbrachten.

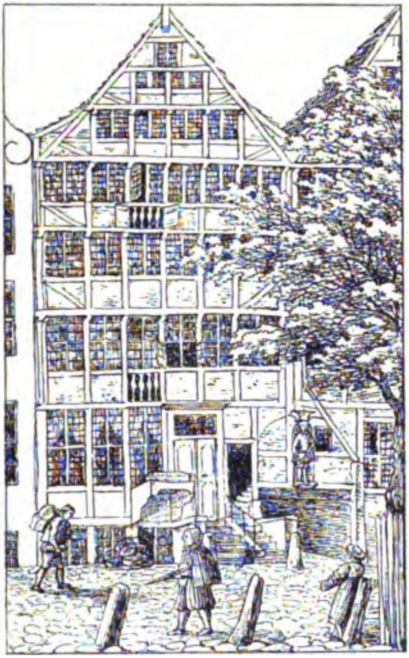
Recht im Gegensatze zu diesen Nachbarn bewohnten uns gegenüber ein paar alte, reiche Leute ganz allein ein schönes, stattliches Haus, natürlich auch nach damaliger Bauart schmal und hoch, aber von oben bis unten mit heller Ölfarbe angestrichen, mit spiegelblanken Fenstern und einer reich verschnörkelten Haustüre, an welcher der messingene Ring und die Klinke wie Gold glänzten. Vor dem Hause standen ein paar schattige Lindenbäume hinter eisernem Gitter. Diese Bäume waren mein höchstes

Entzücken, und ich dachte es mir als den Gipfel des Glückes, hinter dem Gitter im Schatten der Linden spielen zu können. All mein Sinnen, all mein Trachten ging dahin, nur einmal hinter diesem Gitter unter den Bäumen stehen zu dürfen; ich dachte mirs ganz unbeschreiblich schön. Als ich eines Tages mich unbemerkt glaubte, scharrte ich mit einem Stückchen Holz und mit den Händen solange die Erde unterhalb einer Stelle des Gitters fort, bis ich eine Öffnung gemacht hatte, die mir groß genug schien, um hindurchkriechen zu können. Ich versuchte es, und siehe da, — es gelang: Ich stand nun wirklich hinter dem Gitter unter den Linden. Im ersten Augenblick war die Freude über das Gelingen so groß, daß ich laut aufjubelte; dann aber gefielen mir die Bäume in der Nähe viel weniger als von ferne; die Luft hier war rauher und kühler als auf unserer sonnigen Treppe, auch war mir beklommen und bange zumute in dem verbotenen Aufenthalt, und als ich nun gar meine Mutter, mit dem Finger drohend, an unserm Fenster stehen sah, da erfaßte mich die Angst mit solcher Gewalt, daß ich eilig zurückwollte. Sei es nun, daß der Rückweg wirklich schwieriger war, oder war meine Unruhe und Aufregung daran schuld, es schien mir unmöglich, wieder hindurchzukriechen. Endlich, nach unerhörter Anstrengung, kam ich damit zustande. Mit zerrissenen Kleidern, weinend und blutend, langte ich bei meiner Mutter an, die auf ihre gewöhnliche sanfte Weise schalt und tröstete. Die Schmerzen und die Angst hatte ich bald vergessen, auch meine Sehnsucht nach dem verlockenden Gärtchen, das in der Nähe mir so anders er-

schienen war, hatte sich verloren, aber mit einem wehmütigen Gefühl blickte ich oft hinüber nach dem kleinen verlorenen Paradies.

Die reichen Nachbarn blieben nach wie vor der Gegenstand unseres höchsten Interesses, denn das stets verschlossene Haus hatte etwas gar zu Geheimnisvolles. Nur an den Markttagen öffnete sich regelmäßig die Türe, wenn die saubere Köchin mit dem schneeweißen Häubchen nach dem Markte ging. Sie trug den gebräuchlichen viereckigen Korb am Arme, der mit einer schönen Decke bis auf die Erde hinab verhängt war. Diese Korbdecken bestimmten so ziemlich den Wohlstand und den Geschmack der Familien, denen sie angehörten. Sie waren der Stolz der Hamburger Köchinnen, und ich erinnere mich genau der Klagen meiner Mutter darüber, daß ein braves, fleißiges Mädchen, wenngleich mit schwerem Herzen, ihr den Dienst aufkündigte, weil ihr unsere Korbdecke nicht elegant genug erschien.

Wenn der Tag kaum graute, fing das geschäftige Treiben in den Straßen und nicht viel später in unserm Hause an. Dann waren auch wir nicht mehr in den Betten zu halten und liefen hinaus, um auf der Steintreppe die Ankunft der Milchfrau zu erwarten. Den bei weitem größten Milchbedarf erhielt die Stadt aus den Werdergegenden. Auf flachen, breiten Kähnen brachten die Werderfrauen ihren Vorrat. Sie saßen in ihrer hübschen, zierlichen Tracht, eine hinter der andern, dicht am Rande des Bootes. Kräftig rudernd flogen sie rasch über das Wasser, meist unter heiterem Singen und Lachen. Am Ufer wurde das Fahrzeug festgebunden. Nun legte



Hamburger Haus

jede ihre siegellackrote Holztrage über die Schulter, hing den schweren, ebenso roten Deckeleimer daran, und raschen Schrittes ging es dann in die Straßen zu den Kunden. Sobald wir nun den roten Eimer von ferne schwanken sahen, riefen wir die Köchin, die auch sogleich mit den Töpfen herauskam, denn alle derartigen Geschäfte wurden auf der Straße abgemacht. Die Milchfrau stellte ihre Last ab, hakte das blanke Messingmaß, das an der Seite hing, los, maß unsere Milch, hob mit einem geschickten Ruck die schwere Trage wieder auf die Schulter, stemmte

die Arme in die Seite und ging weiter. Vom Nachbar Quast im Keller, wohin der Bäcker schon vor Tagesanbruch den Vorrat fast für die ganze Straße geschickt hatte, holte unsere Köchin Stuten (Weißbrot), Rundstück und Kringel. Alles Zureden jedoch konnte mich nicht bewegen, noch einmal mit ihr in diese schreckliche Behausung zu gehen; der moderige Geruch von zurückgebliebenem hohen Wasser, die Atmosphäre von Bier, Käse und Schnaps, die den ganzen dunkeln Raum erfüllte, hatte so betäubend auf mich gewirkt, als ich das erstemal dort war, daß ich, einer Ohnmacht nahe, nicht schnell genug hinauf und an die Luft kommen konnte.

Etwas später, aber doch noch in der Morgenkühle, rumpelte der Wasserwagen daher, und schon ehe man ihn sehen konnte, hörte man: „Water, Water, frisch Water!“ rufen. Aus allen Häusern kamen Frauen und Mädchen mit Eimern, Kübeln und Krügen, um den Bedarf an Trinkwasser für den Tag zu kaufen. Der Wasserträger hielt mit seinem zweiräderigen Karren, auf welchem ein großes Faß lag, auch vor unserm Haus, ließ das klare Wasser in die Gefäße laufen und rief schon wieder, während er den Holzstöpsel niederdrückte: „Water, Water, frisch Water!“

Nach dem Wasserwagen kam gewöhnlich der Kotwagen die Straße langsam heraufgefahren, hielt vor jeder Türe, und der Fuhrmann schüttete den in Körben und Kisten angesammelten Kehricht auf, rief eintönig: „Dreckwag, Dreckwag!“ und fuhr langsam weiter. Nur einmal habe ich ihn aus seiner Fassung kommen sehen, als unser kleiner Star oben am offenen Fenster auch
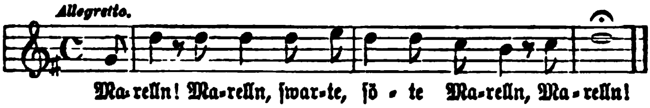
„Dreckwag“ nachrief. Der Mann glaubte sich von jemandem verhöhnt, drohte und rief: „Töv du man!“ (Warte du nur!)

Je mehr der Tag vorrückte, desto lebhafter wurde das Rufen, Drängen und Rasseln in den Straßen. Die verschiedensten Gegenstände wurden zum Verkauf ausgeboten und in so wunderlichen Melodien ausgerufen, daß sich dieselben dem Gedächtnis tief einprägten. So kam z. B. ein alter bärtiger Jude, ein Kistchen auf dem Rücken und ein paar blanke Zinnlöffel in der Hand tragend, und rief oder sang vielmehr:
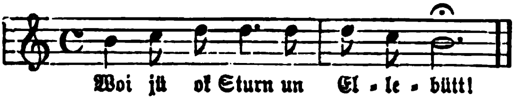


(Kauft Löffel, kauft, alte vertauschen für neue, Stück 1 Schilling zu.)

Eine Vierländerin mit Körben, worin große, schwarze Kirschen lagen, rief:
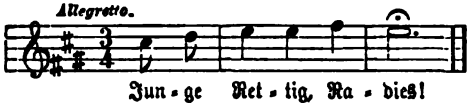


(Kirschen, Kirschen, schwarze, süße Kirschen.)

Eine Frau bot Fische aus, die sie auf eigens dazu geflochtenen Körben trug:
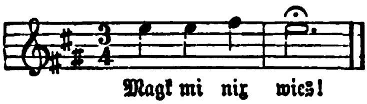


(Wollt ihr auch Sturn und Elbbutter.)

Ein kleines Mädchen rief mit hoher Stimme:



worauf regelmäßig alle Kinder nachriefen:
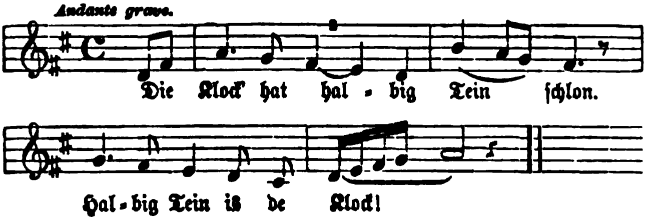


(Mach' mir nichts weiß.)

Zwischen all dem Schreien und Rasseln der schweren Packhofswagen und der schwerfälligen Kutschen stolzierten die Ratsdiener, auch reitende Diener genannt. Sie trugen vollständig spanische Tracht*): Die gesteifte, breite Krause um den Hals, Wams und Mäntelchen von schwarzem Tuch, dazu eine kurze, weiße Perrücke und stets einen rot baumwollenen Regenschirm unter dem Arme. Sie besorgten mancherlei Geschäfte, sowohl für den Magistrat, als auch für Privatpersonen. Man benutzte sie zu feierlichen Einladungen als: Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen. Mir erschienen sie wie Menschen einer ganz eigenen Gattung, und ich weiß, daß mich stets ein leichter Schauer überfiel, wenn solch ein Ratsdiener die Steintreppe zu uns heraufstieg und mich wohl gar fragte: „Is de Herr tu Hus?"

Je mehr der Tag abnahm, desto mehr verstummte das Schreien und Rufen, nur einmal, noch spät am Abend, wenn wir schon in den Betten lagen, schreckte

*) Siehe die Abbildung auf S. 9.

uns gewöhnlich der Nachtwächter mit seiner Knarre aus dem Schlaf; dann sang er:



(Die Uhr hat halb zehn geschlagen, halb zehn ist die Uhr.)

So singend ging er langsam weiter. Ein zweiter Wächter, der Slyker (Schleicher), folgte ihm auf 10 bis 15 Schritte nach, bewaffnet mit Lanze und Säbel, um bei etwaiger Gefahr als Beistand zur Hand zu sein. Ich horchte gern auf des alten Mannes melancholischen Gesang, kroch aber doch tiefer unter die Decke, denn die beiden schleichenden Gestalten hatten etwas gar zu Unheimliches für mich.

Mit der Nacht trat nun keineswegs vollständige Ruhe ein. Wenn wir auch abgehärtet genug waren, nicht jede Stunde durch des Nachtwächters Knarre geweckt zu werden, so störten uns doch gar oft die Sturmglocken bei den allzu häufigen Feuersbrünsten. Aber viel schrecklicher noch als der Glockenruf bei den Bränden klang die Sturmglocke bei hohem Wasser. Jeder gute Hamburger verstand es, nach der Art und Zahl der Glockenschläge die Grade des steigenden Wassers zu zählen. Ich erinnere mich ganz genau einer Nacht, in welcher mein Vater rasch aufspringend rief: „Das wird heut sehr schlimm!" und alle im Hause weckte, um zur

Hilfe bereit zu sein. Das Gesetz legte jedem Hausbewohner die Pflicht auf, den Kellerbewohnern beizustehen und sie bei sich aufzunehmen im Fall der Not. Es dauerte auch nicht lange, so hörten wir ein starkes Pochen an der Haustüre und bald darauf Nachbar Quast sagen: „Min lewe Herr Nachbar, ick möt min Fru un Kinner tau Se bringen, se swimmen all in de Betten." Darauf gab es viel Laufen, Schurren, Sprechen und Lärmen unten im Hause, auch auf den Straßen, dazwischen Glockengeläute, — und das alles hörte ich zuletzt nur noch wie im Traum. Als wir am anderen Morgen hinunter ins Wohnzimmer kamen, fanden wir Frau Quast mit einem 3—4 Tage alten Kindchen auf unserm Sofa liegen, mit Betten und hundert verschiedenartigen Sachen um sich herum. Mine war soeben beschäftigt, zwei größere Kinder anzukleiden, Herr Quast stand nahe der Türe bei einem großen Korbe, aus welchem er den hereinkommenden Dienstmädchen Weißbrot und Kringel verkaufte. Als das Wasser so weit gesunken war, daß man wieder in die Kellerwohnung gehen konnte, lief alles hin, um zu helfen. Auch wir waren beschäftigt, die leichteren Gegenstände hinunter zu tragen. Am Kellereingang nahm sie einer unserer Kommis ab. Er stand auf Brettern, und ich blickte mit Schaudern hinunter in den nassen Raum, welcher nun in wenigen Augenblicken wieder von der schwachen Frau mit dem Kindchen bewohnt werden sollte. Noch waren die Wände und der ganze Fußboden triefend naß, ja in kleinen Vertiefungen standen Pfützen; in einer derselben schwamm ein Kinderschuh. Ich hätte fast geweint,

doch die Familie Quast zog mit Späßen und Lachen wieder vergnügt in die Wohnung ein.

Wir Kinder führten ein recht glückliches Leben, wir brauchten noch nichts zu lernen als die hübschen Liedchen von Mutter, konnten mit unsern Puppen spielen, für sie nähen und fröhlich umherspringen, denn an die Klagen der Eltern über den Druck, welchen die Franzosen auf unsere arme Stadt ausübten*), waren wir schon gewöhnt und stimmten nur herzhaft mit ein in die Verwünschungen gegen unsere Feinde.

Bei der Verteilung der Einquartierung ward uns ein junger französischer Offizier überwiesen, der nicht nur Mutter die schwere Sorge für die Beköstigung eines verwöhnteren Mannes für längere Zeit brachte, sondern auch noch das Unangenehme hatte, daß derselbe keine Silbe deutsch verstand. Zum Glück hatte Mine vor kurzem die Schule verlassen, sprach hübsch französisch und ward dadurch Dolmetscherin des ganzen Hauses. Daß das muntere, junge Mädchen dem hübschen Offizier bald ebenso wohl gefiel als er ihr, bemerkte Mutter mit Schrecken, war aber nicht imstande, etwas dagegen zu tun. Wir alle hatten den angenehmen jungen Offizier liebgewonnen, trotzdem aber brachte die Nachricht von der plötzlichen Räumung der Stadt von

*) Am 19. Nov. 1806 war Marschall Mortier in Hamburg eingezogen, von allem Besitz ergreifend „im Namen Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien".

den Franzosen die freudigste Aufregung bei allen Einwohnern hervor, und auch wir zählten die Stunden bis zu ihrem Abmarsch. Der wichtige Tag rückte heran; ganz früh am Morgen sah ich Mine leise zur Türe hinausschleichen; ich richtete mich in meinem Bettchen auf und rief ihr nach: „O nimm mich mit." Sie kehrte rasch um, nahm mich auf den Arm und lief mit mir hinaus. Auf dem noch ziemlich dunkeln Hausgang stand, sie erwartend, der Offizier; sie trat zu ihm, er ergriff ihre Hand, die er küßte; sie weinte. Er nahm mich auf seinen Arm, und obgleich ich mich vor seinem großen Schnurrbart fürchtete, blieb ich instinktmäßig ganz ruhig. Er zog Mine an sich, sie sprachen leise französisch miteinander. Ein Geräusch schreckte sie auf, er küßte Mine, sie nahm mich rasch auf ihren Arm und lief schluchzend zurück ins Zimmer. Eine Stunde später saß ich auf der breiten Fensterbank, Mine stand bei mir, um mich zu halten, Mutter mit der kleinen Lore neben uns. Da dröhnten Trommeln und Pfeifen; in geordneten Reihen, mit zerrissenen Fahnen zogen die Franzosen vorüber. Manch tränenfeuchtes Auge blickte ihnen nach. Auch der junge Offizier, der bei uns im Quartier gelegen, ging mit in den Reihen; er war bleich, blickte traurig zu uns herauf, dann salutierte er mit dem Degen. Mutter und Mine nickten und weinten, ich machte alles mit. Minens ganzes Wesen war verändert und es dauerte lange, lange Zeit, bis sie Kraft genug fand, den Kummer zu verwinden.

Die Franzosen waren fort, aber dieses heiß ersehnten Glückes wurde so bald niemand froh. Die Geschäfte

lagen alle darnieder und auch Vater wurde von schweren Sorgen bedrückt.

An meinem sechsten Geburtstage [1809], der mit der gewohnten Liebe und Zärtlichkeit gefeiert wurde, merkte ich an den allzu kleinen Geschenken, wie es im Hause stand, und freute mich umsomehr auf Franz, von dem ich stets überreich und glänzend beschenkt worden war. Wohl hundertmal guckte ich zum Fenster nach ihm aus. Endlich, es war schon gegen Abend, kam er. Ich schlich um ihn herum und musterte die Dicke seiner Rocktaschen. Er winkte mir ins Nebenzimmer, ich folgte ihm zögernd; warum war er denn heute so feierlich? Er zog ein Päckchen aus der Tasche; ich nahm es, sagte rot werdend: „Ich danke schön," und wollte damit hinauslaufen. „Bleib noch, mein Kind, und wickle es hier auf," sagte er mich ernst ansehend. Ich tat es und blickte erstaunt bald ihn bald das Geschenk an. Es war meines Vaters goldene, dicke Uhr mit dem mit Brillanten eingefaßten Zifferblatt; ich kannte sie gut. Vater hatte sie vor einiger Zeit versetzen müssen, eine schnell an ihn herangetretene Geldforderung zu decken. „Was soll ich denn damit," fragte ich weinerlich.

„Die sollst du Vater bringen." Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, die Enttäuschung war zu schmerzlich. „Für das Geld, das ich heute gezahlt habe, um die Uhr einzulösen, hätte ich dir ein prächtiges Geschenk kaufen können, aber ich hatte dir zu deinem Geburtstag eine größere Freude zugedacht. Es ist edler, andern Freude zu bereiten als an sich selbst zu denken."

Er betrachtete mich prüfend: „Ich bringe dir heute

gar nichts — aber nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, und du bringst Vater gern das Geschenk?"

Ich trocknete hastig meine Tränen, die mir noch in den Augen standen, und deren ich mich jetzt schämte. Mein Herz pochte wie vor einer großen Tat. „Wo ist Vater? — ich will ihm etwas bringen!" schrie ich durchs Haus, indem ich laufend ihn überall suchte. Vater trat erstaunt aus dem Kontor. „Da," rief ich, „da, das schenke ich dir zu meinem Geburtstage!" legte die lang entbehrte alte Uhr in seine Hand und lief hinaus auf meine steinernen Stufen. Ein kleiner Rest von Schmerz über die getäuschte Hoffnung war noch wegzuweinen — aber lange flossen diese Tränen nicht; mein besseres Gefühl siegte. Franzens Worte hatten mich tief ergriffen, und sie standen unauslöschlich in mein Herz geschrieben.

Nicht lange danach muß es gewesen sein, daß Franz, von immer neuer Unternehmungslust getrieben, Elternhaus und Heimat verließ, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Und jahrelang war er für uns verschollen. Auch diese Sorge lastete nun schwer auf den Eltern.

Um Vaters gesunkenes Geschäft wieder zu heben, verdoppelte Ludwig indessen seine Tätigkeit.

Doch kaum hatten Handel und Gewerbe wieder angefangen etwas aufzublühen, kaum hatte sich das frühere behagliche Leben wieder eingestellt, als aufs neue Franzosen einrückten mit größerer Macht als bisher und mit unerhörtem Übermut. Es war im Jahre 1811 [am 13. Februar]. Sie setzten den ehrwürdigen Senat ab und dafür ein französisches Gouvernement ein, das über

alle Angelegenheiten zu bestimmen hatte. Unter den vielen empörenden Verordnungen war eine, die selbst die ruhigsten Leute in Wut versetzte. Es wurden nämlich den Kaufleuten alle seewärts eingegangenen Kolonialwaren als von englischem Handel herstammend fortgenommen, um auf großen Plätzen öffentlich verbrannt zu werden. Alle Einwendungen und Vorstellungen, daß diese Waren redlich bezahlt und hoch besteuert worden, halfen nichts; sie wurden zu Haufen aufgetürmt und angezündet. O! ich erinnere mich, welch ein Grimm mich erfaßte, wenn Vater kleine Stückchen Mousselin mitbrachte, die der Wind von diesen Bränden ihm zugeweht hatte, und es wurde von unsern jungen Männern mancher ernste Racheschwur bei solch kleinen versengten Blümchen geschworen.

Noch eine andere Maßregel, die fast nicht weniger hart war und ebenso zur Erbitterung reizte, traf die Bewohner der Stadt. An den Toren wurden Zollhäuser errichtet, und niemand konnte ein- und ausgehen, ohne von den Douaniers visitiert zu werden. Es hatte dem Gouvernement gefallen, fast von allen Lebensmitteln einen Zoll zu erheben, sodaß in Hamburg die einfachsten, unentbehrlichsten Dinge kaum mit Geld aufzuwiegen waren. Das veranlaßte nun gar manchen sich aus Altona, wo alles bedeutend wohlfeiler war, Kaffee, Zucker, Tee u. dgl. zu verschaffen, und je roher und brutaler die Visitation am Tore wurde, desto raffinierter wurden auch die Händler im Einschmuggeln der Waren. Leider kam es jetzt nicht bloß zu Streitigkeiten, nein, auch zu Tätlichkeiten zwischen den feinsten, elegantesten Herren und den

verachteten Douaniers, und die darauf folgenden Anklagen wurden fast immer zugunsten der Franzosen entschieden, trotzdem hörten die Reibereien nicht auf. Es mußte ja die besonnensten Männer zum Zorn hinreißen, wenn sie am Tor ihr Ehrenwort gegeben hatten, nichts Verzollbares bei sich zu tragen, und nun dennoch auf die roheste Weise gezwungen wurden, in das Zollhäuschen einzutreten, um dort Rock und Weste, ja die Stiefel auszuziehen vor den höhnischen Blicken der Douaniers. So verödeten nach und nach die beliebtesten Spaziergänge zum Altonaer Tor hinaus, denn wer wollte um eines Vergnügens willen sich solcher Behandlung aussetzen.

Das war nun recht traurig für uns Kinder. Meine Mutter hatte oft in Altona eine ihr befreundete Familie besucht, und auch wir waren dort gern gesehene Gäste. Da gab es den besten Kuchen, die schönsten Puppen, die amüsantesten Spiele und Bilderbücher. Einen besonderen Reiz erhielten noch diese Stunden, wenn Betty, die älteste Tochter, die wie ihr Vater am Altonaer Theater engagiert war, mich mitnahm, wenn sie dort beschäftigt war. Von Drama und Schauspielkunst verstand ich nichts, doch erinnere ich mich deutlich noch des geheimnisvollen Schauers, der mich durchrieselte, wenn ich vor Beginn der Vorstellungen zwischen den gespenstigen Kulissen umhergehen und die wunderlichen Maschinerien über und unter mir anstaunen durfte. Das alles sollte ich jetzt missen? Selbst den ausgestopften Larifari, an den ich noch heute mit Entsetzen denke, der aus der Luke eines kleinen Verschlages oben über

der Garderobentüre mit halbem Leib, Kopf und Armen schlotterig heraushing, in dessen Nähe mich allemal ein unbeschreibliches Bangen überfiel und — so stark ist die Anziehungskraft alles Grausenden — zu dem ich immer wieder leise hinschlich, selbst den alten, häßlichen Larifari vermißte ich schmerzlich. Wie hatten wir uns schon immer die ganze Woche vorher auf solch einen Besuch gefreut. Auch der Weg hinaus war gar zu lustig, über den Hamburger Berg, wo Polichinells ihre Stückchen aufführten, und geputzte Kinder mit Hunden und Affen um die Wette tanzten, wo feuerfressende Männer Haufen von Werg verschlangen, kurz, wo alles zu sehen war, was Kinder entzücken konnte.

Mich hatte aber noch mehr als all das bunte, tolle Treiben drüben am Tor ganz nahe eine alte Steinplatte unter schattigen Bäumen gefesselt. Vorn an der Platte war eine Armenbüchse befestigt, darunter stand ein frommer Spruch; über der Büchse aber war auf hellblauem Grunde das allsehende Auge Gottes in Wolken abgebildet. Noch heute habe ich die volle Empfindung davon, wie dieses Bild mich bewegte; mit heiligem Schauer blickte ich immer in dieses weitgeöffnete klare Auge und — ihm gerade gegenüber war, wie zum Hohne, die Douane errichtet.

Der Druck, den die Franzosen auf alle Gemüter ausübten, ward täglich fühlbarer und lastender. Es war eine schwere, sorgenvolle Zeit; man lebte immer einfacher, eingeschränkter und gönnte sich keine Art von Erholung und Erheiterung. Begegnete man sich auf der Straße, so blieb niemand mehr vertraulich

stehen, um mit dem andern zu plaudern, weil man sich stets beobachtet und belauert wußte. So wuchs der Haß gegen die Bedrücker von Tag zu Tag, und selbst wir kleinen Mädchen kannten keine süßere Unterhaltung, als Rachepläne gegen unsere Feinde zu schmieden. Ich galt für ein gutes, freundliches Kind, aber im Ersinnen von Grausamkeiten gegen den von mir gefangenen Napoleon kam keine meiner Freundinnen mir gleich.

Der allgemeine Haß und die Erbitterung gegen die Franzosen wuchs mit jedem Tage. Es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um die besonnensten, ruhigsten Leute zu den unüberlegtesten Schritten hinzureißen. So mußte ich selbst einst Anlaß zu solch einem Auftritte geben.

Der Frühling war gekommen, die Luft wieder milde, und am stillen Feiertag, Karfreitag, schien die Sonne so verlockend, daß meine kleine Schwester Lore und ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder auf der Steinbank vor der Türe sitzen konnten. Wir hatten unsere Puppen herausgebracht und nähten emsig für sie. Die Straßen waren recht festtäglich leer und still. Da jagte der Bediente eines französischen Offiziers, der im Nachbarhause einquartiert war, daher. Er sieht drüben einen Bekannten, ruft ihm etwas zu, schwingt sich vom Pferde, gibt dem Tier einen Schlag mit der Peitsche und läuft hinüber, mit dem Kameraden zu schwatzen. Das kluge Tier, das den Stall sonst allein zu finden wußte, ist darüber erschreckt und läuft gerade auf unsere Treppe zu. Dies alles war das Werk eines Augenblicks und kam so überraschend schnell, daß wir Kinder ruhig sitzen blieben und

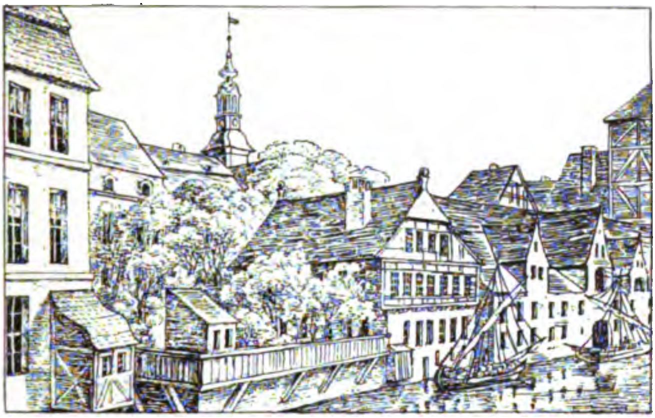
müßig zusahen. Ein greller Schrei weckte uns aus der Betäubung. Er kam von drüben her; die alte, reiche Frau hatte ihr Fenster aufgerissen und schrie uns zu. Lore stürmte ins Haus, ich wollte ihr folgen, sah aber meine Puppe auf der unteren Stufe liegen. Das Pferd war schon ganz nahe, da bückte ich mich, zog sie unter den Beinen des Tieres, das so über mir riesig groß erschien, hervor, und lief, den dröhnenden Hufschlag dicht hinter mir, die Diele entlang, zur Küche. Hier fand ich meine Schwester auf den Feuerherd geflüchtet. Der Lärm rief die Eltern, Ludwig und das ganze Haus zusammen. Auf der Straße hatten sich viele Leute versammelt, die unsere Gefahr mit angesehen hatten. Der Bediente kam, um sein Pferd zu holen, und statt sich zu entschuldigen, gab er grobe Reden und lachte. Das empörte die Umstehenden, und einer derselben gab ihm einen derben Faustschlag auf den Rücken. Er fluchte und tobte, bis sein Herr dazu kam, auf dessen Befehl Soldaten anrückten. In wenigen Augenblicken hatte sich eine fürchterliche Schlägerei zwischen Soldaten und Bürgern entsponnen. Wir standen zitternd am Fenster und sahen unsern guten Bruder Ludwig mit noch einigen Herren nach der Wache abführen. Ludwig war totenblaß, seine Kleider zerrissen, dennoch winkte er uns freundlich zu; wir weinten und jammerten ihm nach. Bald wurde es wieder leer und still auf der Straße; nur Fetzen von zerrissenen Kleidern und Blutstropfen auf dem Pflaster zeugten von der vorhergegangenen Szene. Abends waren mein Bruder und der erste Kommis, der mit ihm verhaftet worden, wieder frei. Der Fürsprache angesehener

Männer war es gelungen, ihre Freilassung zu erlangen, aber in unserer Erinnerung blieb diese Begebenheit noch lange mit aller Schärfe haften, und uns Kindern waren die Steinbänke und Treppen ganz verleidet.

Inzwischen waren die Berichte, die Vater von der Börse und aus den Zeitungen nach Hause brachte, wohl geeignet, selbst die nicht persönlich Beteiligten aufs tiefste zu erschüttern. Der Krieg in Rußland, zu welchem gerade auch die in Hamburg einst verweilenden französischen Regimenter beordert waren, überbot an Furchtbarkeit fast alles Dagewesene. Der Brand von Moskau, die Schilderung der tausende von jungen Leuten, welche in Eis und Schnee, in der Beresina, an ihren Wunden umgekommen waren, ließ keine andere Stimmung als die des größten Jammers aufkommen.

Da brachte Vater eines Tages die Nachricht mit, die Franzosen verließen, von den Russen bedrängt, unsere Stadt. Doch machte die oft gehörte und oft widerrufene Kunde anfangs wenig Eindruck. Aber wie soll ich unsern Jubel beschreiben, als wir wirklich am nächsten Morgen [12. März 1813] als Bestätigung dieser Freudenpost hörten, in der Nacht seien alle Franzosen in größter Stille und Eile abgezogen, und noch am selben Tage würden die Russen einziehen. Das war eine Aufregung! Alle Geschäfte ruhten, und fast überall sah man Vorbereitungen zur Aufnahme der längst ersehnten Retter.

Da inmitten dieser glücklichen Stimmung hörten wir Geschrei, Pfeifen und einen kläglichen Hilferuf auf der Straße. Wir liefen ans Fenster und hatten einen bejammernswerten Anblick. Ein verspäteter Douanier, von



Aus Alt-Hamburg

den Seinen abgeschnitten — Gott weiß wodurch — floh, von einem rohen Haufen verfolgt, und konnte vor Erschöpfung und Angst sich kaum von der Stelle bewegen. Wir sahen seinen Geberden an, daß er um Mitleid bat, um Erbarmen flehte, totenblaß blickte er wie Hilfe suchend umher; auch uns traf solch ein Blick. Wir machten ihm Zeichen des Mitleids und deuteten ihm an, daß wir ihm nicht helfen könnten. Wie gern hätten wir ihm unser Haus geöffnet, aber es war unmöglich. Das Volk, so lange von ihm mißhandelt und verhöhnt, war nicht zurückzuhalten. Immer mehr Arbeiter und Gassenjungen kamen hinzu; wir verließen das Fenster, uns den Anblick zu sparen, hörten aber noch lange von ferne den Lärm und das bestialische Jauchzen. Wie verzweifelt saßen wir da und weinten bittere Tränen um den noch vor kurzem glühend gehaßten Feind.

Gegen Abend wurde unten die Kontortüre rasch auf-

gerissen. Wir hörten Ludwig mit lauter Stimme rufen: „Sie kommen, die Russen kommen! Tettenborn führt sie an!“ Bald darauf liefen wir und alle Herren aus dem Kontor hinaus auf die Straße. In Eile wurden die hanseatischen Farben hervorgesucht, wir Kinder bekamen rot und weiße Kokarden an unsere Pelerinen geheftet und standen dann mit den Eltern erwartungsvoll vor der Türe auf den steinernen Stufen. Da erscholl endloser Jubel; vier Kosaken mit eingelegter Lanze, die vorangeschickt waren, sausten wie Geister an uns vorüber. Sie machten mir auf ihren kleinen Pferdchen, mit weit ausgestreckten Beinen, so dicht über der Erde, den Eindruck von Schaukelpferden, was mir Mutter in ihrer enthusiastischen Stimmung sehr übelnahm.

Am Abend [des 17. März 1813] war die ganze Stadt erleuchtet, und seit langer Zeit wogten wieder einmal singende, frohe Menschen durch die Straßen. Wir gingen auch alle nach dem großen Marktplatz, unsere Rettungsengel — denn so standen sie vor unsern Seelen — zu sehen und zu begrüßen. Da lagen sie neben ihren Pferden auf Stroh, bärtig, schmutzig, in den seltsamsten Trachten, drei bis vier Uniformröcke aller Nationen übereinandergehängt. Vor sich hatten sie Fässer mit Heringen, Körbe voll Zwiebeln und mächtige Flaschen mit Schnaps, lauter Delikatessen, denen diese schmierigen Helden mit dem größten Appetit zusprachen. Es störte sie weiter nicht, wenn von den Heringen, denen sie ohne weiteres den Kopf abbissen, die salzige, braune Lacke über ihre Kleider tropfte.

Wir waren sehr enttäuscht; aber alle, auch die

hübschesten, elegantesten Mädchen ließen sich ohne Sträuben von den Kosaken küssen, so groß war der Patriotismus. Die jungen Männer bewiesen einen noch größeren, besseren: 2000 von ihnen ließen sich sogleich zum Felddienst einkleiden, und 6000 gingen zur Bürgergarde, um ihre Vaterstadt zu verteidigen.

Das alte gewohnte Leben wurde nun allgemach wieder eingeführt. Dem allgemeinen Fleiß und verdoppelten Eifer gelang es nach und nach, die zerrütteten Verhältnisse zu bessern und das alte Wohlbehagen herzustellen, und auch in unserem Hause gab es wieder sorgenlose, heitere Gesichter. Meine Schwester Lore und ich waren indessen in eine Schule geschickt worden, die nur von wenigen Kindern aus gebildeten Familien besucht wurde. Eines Morgens [am 19. Mai 1813] saßen wir dort mit Handarbeit beschäftigt, als Fräulein Detroit, unsere Lehrerin, hastig und bleich ins Zimmer trat. „Kinder," rief sie atemlos, „macht euch schnell fertig, nehmt Hüte und Tücher, ich muß euch zu euern Eltern bringen, die Franzosen sind wieder da."

Zähneklappernd vor Schrecken und Aufregung folgten wir ihr. Die größten Mädchen schickte sie allein nach Hause, die kleineren, worunter wir waren, führte sie selbst fort. Eilig lief sie mit uns durch die gedrängtvollen Straßen. Bleiche, verstörte Gesichter eilten an uns vorüber; unsere Eltern fanden wir vor der Türe. Alles kam heraus auf die Straße und sammelte sich in dichten Gruppen, um zu überlegen, was zu tun, was anzufangen sei. Mein Bruder Ludwig ging zur Bürgerversammlung. Nicht lange, so kehrte er zurück, holte seine Hanseaten-

uniform und seine Waffen, nahm rasch Abschied von uns und ging mit vielen anderen jungen Leuten hinaus zur Verteidigung der Stadt. Keinem fiel es ein, sie zurückzuhalten. Wir waren in banger Erwartung. Da fiel ein Schuß — dann wieder einer. „Gott im Himmel, rettet die Kinder, bringt die Kinder in Sicherheit," schrien die Frauen. Wir wurden ins Haus gebracht. Nun saßen wir in einer Hinterstube und hörten die furchtbaren Klänge der Sturmglocken, von gewaltigen Kanonenschüssen unterbrochen. Wagen rasselten schnell vorüber, im Hause hörten wir treppauf, treppab laufen. Gegen Abend kam Ludwig mit den Kameraden zurück. Wir liefen hinaus, ihm entgegen. „Endlich kommst du!" rief Mutter, „nun, wie steht's?" „Verloren, alles verloren," sagte er vor Zorn und Schmerz weinend. „Die Franzosen sind schon in den Vorstädten Ham und Horn, die Dänen haben sie hereingebracht." „Die Hunde," schrien einige Nachbarn, „die hinterlistigen Hunde, sie hatten uns Hilfe zugesagt." Ludwig schlug sein Gewehr gegen den Eckstein: „Das soll ihnen wenigstens nichts nützen können," rief er grimmig. Viele junge Leute folgten seinem Beispiel.

Es dunkelte, und wir gingen ins Haus. Nach langem Hin- und Herraten fanden es die Eltern am besten, daß mein Vater uns Kinder nach Altona zu einem seiner Geschäftsfreunde bringe und ihn bitte uns auf kurze Zeit bei sich aufzunehmen. Wir zogen uns warm an, denn es war noch früh im Jahre. Mutter gab uns das Unentbehrlichste mit, begleitete uns bis an die Türe und nahm weinend von uns Abschied. Vater faßte uns an

der Hand, und wir gingen schluchzend zum letzten Male unsere steinernen Stufen hinab.

Die belebten Straßen, die vielen hellerleuchteten Läden verscheuchten auf eine Weile unsern Kummer; als wir aber zum Tor hinausgingen, und die Nachtluft uns von dem dunkeln, weiten Feld so kalt anwehte, drängten wir uns dichter an Vater und wagten keinen Laut mehr. „Seht ihr dort drüben, das sind die Wachtfeuer der Franzosen!" sagte er unwillkürlich leise. Wir schauderten, und die erregte Phantasie belebte das dunkle Feld mit Gestalten, die uns erschreckten und zittern machten.

Endlich das Altonaer Tor! Wir gingen in die von Laternen erleuchteten Straßen, bogen in die zweitnächste ein und hatten schon im voraus die Leute so lieb, die uns nach der überstandenen Angst gastlich bei sich aufnehmen würden. Wir waren am Ziel. Vater hieß uns warten, ging ein paar Stufen hinauf und klingelte. Es kam niemand, er klingelte wieder — nach langer Zeit schloß endlich eine Magd verdrießlich die Türe auf, gab kurz Bescheid, ihre Herrschaft sei eingeladen, käme erst spät nach Mitternacht nach Hause und schloß ohne weiteres die Türe wieder zu.

„Hier ist es also nichts," sagte Vater herabgestimmt, aber als wollte er uns ermutigen, setzte er gleich hinzu: „Ich habe noch mehr Freunde hier in Altona."

Wir gingen weiter und traten bald in ein Haus, dessen erleuchtete Fenster uns schon aufgefallen waren. Die Türe war nur angelehnt, und Vater nahm uns mit in ein elegantes Vorzimmer. „So Kinderchen," sagte er sehr freundlich, „hier wartet nur ein bißchen."

Er öffnete, nachdem er vergeblich einige Male angeklopft hatte, selbst die Türe. Heller Lichterschein, starker Punschgeruch und lautes, lustiges Sprechen drang zu uns herein. Der Lärm ward für einen Augenblick unterbrochen, wir hörten leise sprechen, konnten aber nichts verstehen; dann kam Vater zu uns zurück. Er nahm uns still bei der Hand und sagte tief bekümmert: „Jetzt weiß ich nicht wohin, die reichen Leute hier haben in solcher Zeit in ihrem großen Haus kein Winkelchen, um ein paar geflüchtete Kinder zu beherbergen.“

Er stand lange unschlüssig und ratlos, wir wischten uns heimlich die Augen, da rief er plötzlich: „Vorwärts, Kinder, jetzt weiß ich, wer euch aufnimmt! Wie konnte der mir auch nicht gleich einfallen?“ Wir mußten noch weit über viele Plätze, durch viele Straßen und Gäßchen, waren recht müde und wurden immer mutloser. Da, endlich bogen wir in ein enges, dunkles Gäßchen ein. Das Pflaster war so schlecht, daß wir alle Augenblicke zu fallen fürchteten. „So, nun sind wir da,“ sagte Vater, vor dem letzten Häuschen stehen bleibend, „hier wohnt mein alter Holzschneider.“

Er klopfte stark an die Türe. „Wer da?“ rief es von innen. Vater nannte seinen Namen. Ein schwerer Riegel wurde hastig zurückgeschoben, und ein altes, freundliches Männchen, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, ein Licht in der Hand, ließ uns ein. „Wat is denn?“ fragte er erschrocken, „bi de finstre Nacht mit de Kinner, wat is denn se passiert?“ So fragte er in einem fort, schob dabei wieder vorsichtig den Riegel vor und führte uns ins Zimmer. „Fru, kik mol, unse Herr mit sine

Kinner!" rief er einer alten Frau zu, die ganz verdutzt und erstaunt dasaß.

Während nun Vater erzählte, daß die Franzosen vor den Toren seien, daß schon große Kugeln durch die Stadt geflogen wären, daß Mutter in ihrer Angst um uns mit ihm hoffte, wir würden hier Schutz und Unterkunft finden — ward er beständig durch Ausrufungen der beiden Alten unterbrochen. Sie schimpften auf die schrecklichen Franzosen, bedauerten die arme Mutter und versicherten, eine größere Ehre hätte ihnen nie widerfahren können als Vaters Vertrauen zu ihnen. Die Frau erzählte uns mit Tränen in den Augen, wie ihr Mann einst lebensgefährlich krank gewesen, habe Vater, der einzige von all den Herren, für die er arbeitete, ihn unterstützt und ihm in seiner Not beigestanden; sie könne das nie vergessen und wolle es jetzt an uns gutmachen. „Ja, dat wolle wi!" fiel der Mann ein.

Vater schüttelte den beiden gerührt die Hände, wies alle Erfrischungen, die sie ihm boten, zurück, da er eilen mußte, nach Hause zu kommen, küßte uns, reichte noch einmal den alten Leuten die Hand und ging dann rasch fort. Der Alte verschloß hinter ihm die Türe und kam mit dem Lichte zurück. Wir weinten und horchten auf Vaters immer schwächer werdende Schritte in dem stillen Gäßchen. Die Alte streichelte uns und sagte freundlich: „Nu setten Se sick," und rückte Schemel an den Tisch. Wir setzten uns ein wenig beklommen zum ersten Male ganz allein unter fremden Menschen. Die Frau lief hinaus, kam aber bald mit einem sauberen Tischtuch und mit allem, was sie nur Eßbares im Hause finden konnte,

zurück. Sie stellte Brot, Butter, Käse und ein paar Äpfel dicht vor uns hin und bat so freundlich, zuzugreifen, daß wir ihr gerne folgten, um so lieber, als wir tüchtigen Hunger hatten.

Die herzliche Aufnahme der beiden alten Leute machte uns bald ganz heimisch; mir kam es vor, als hätte ich noch nie so gutes Brot, so vortreffliche Äpfel gegessen. Die Alten waren ganz glücklich darüber, und wir vergaßen alle Sorgen, Franzosen, Hamburg, ja, ich glaube — wenigstens für den Augenblick — selbst das Elternhaus. Nach all der Aufregung überfiel uns aber plötzlich eine Schläfrigkeit, daß wir fast vom Stuhle fielen. Die Frau merkte es, zog ihren Mann in die Stubenecke, wo sie leise miteinander sprachen, dann ging er hinaus. Sie holte aus einem großen Schrank reines Bettzeug und richtete ihr eigenes breites Himmelbett für uns her; dann half sie uns beim Auskleiden und Hinaufklettern, deckte uns mit einem wahren Felsendeckbett zu, wünschte „Gute Nacht" und ging auch.

Wo und wie die alten Leute die Nacht verbracht haben, weiß ich nicht und ärgere mich noch heute über unsere Rücksichtslosigkeit, ihre Lagerstätte so ohne weiteres eingenommen zu haben.

Die Sonne schien hell durch die Scheiben, der Kanarienvogel schmetterte aus vollem Halse, als wir erwachten. Ich schob rasch die weiß und blau karrierten Vorhänge des Bettes auseinander, und nun erst sahen wir das behagliche, reinliche Stübchen: Die kleinen weißen Vorhänge an den blanken Fenstern, die große, tickende Wanduhr, den Boden mit Sand bestreut, alles sauber, alles nett.

Da ging leise die Türe auf, die Alte kam auf den Strümpfen hereingeschlichen und richtete das Frühstück für uns auf dem alten vierbeinigen Tisch, der mit einer grün und gelb gestreiften Tirolerdecke überhangen war und mitten im Zimmer stand.

Wir riefen ihr munter „Guten Morgen" zu, kleideten uns an und ließen uns das Frühstück so gut wie gestern das Nachtessen schmecken, alles zur Freude der lieben alten Frau. Der Mann war längst an die Arbeit gegangen; er schnitt aus ausländischen Hölzern Fourniere; sie wollte auch fortgehen, einige Einkäufe für den Mittag zu machen, und bot uns an, sie zu begleiten. Im Vorübergehen grüßte sie ihre Nachbarn, lauter Fischfrauen, die eilig zum Markt in die Stadt liefen. Eine der Frauen rief sie an, kaufte Schollen (einen wohlfeilen Seefisch) von ihr und fragte uns dann, ob wir die Fische mittags lieber gebacken oder mit einer Sauce essen wollten. Wir durften wählen und bestimmen. Das war wieder ein neuer Reiz dieses entzückenden Aufenthalts.

Der Tag verging recht angenehm, aber gegen Abend kam etwas Langeweile und etwas Heimweh. Die gute alte Frau war bemüht uns zu unterhalten. Da fiel ihr ein, daß sie zur Ebbezeit oft Kinder am Strande kleine bunte Glasröhrchen hatte suchen sehen, die, wie sie meinte, aus einer unweit an der Elbe liegenden Glasfabrik ins Wasser geworfen und von der Flut an den Strand getrieben worden waren. Dahin wollte sie jetzt auch mit uns gehen. Ich hatte Ebbe und Flut niemals gleichgültig sehen können; es war für die Phantasie so anregend, sich auszudenken, wie es dort, wohin die Flut das Wasser

treibt, wohl aussähe, und was für Menschen sie dort wohl erwarten möchten. Dann war es eine Freude ganz eigener Art, auf dem nassen, plattgespülten Boden am Strande umherzugehen und die Spuren der Füße da einzudrücken, wo kurz vorher noch die Wellen gerauscht und in nicht langer Zeit wieder darüber hinrauschen würden. Der Weg war nicht weit, nur eine kurze Straße, dann kamen wir an einen freien Platz, und die Elbe lag vor uns. Viele Kinder liefen lachend, schreiend, auch zankend am Strande umher und hatten alle Hände voll allerliebster bunter Glasröhrchen. Wir aber waren zu spät gekommen und fanden keine mehr, zum großen Kummer der alten Frau. Auf dem Rückwege tröstete sie uns mit dem Versprechen, am nächsten Morgen ganz früh mit uns hinunterzugehen, wo wir alsdann gewiß eine tüchtige Ladung finden würden.

Am anderen Morgen waren wir beide schon sehr früh wach und bald auf dem Wege zur Elbe. Die Frau hatte zu tun, und so gingen wir allein, was uns recht lieb war, denn wir konnten nun alles noch ungestörter genießen. Es war ein heller Tag, heiter und frisch. Wir sahen schon von ferne die Sonne auf der Wasserfläche glitzern und liefen glückselig hinunter ans Ufer.

Aber starr, wie angewurzelt, unfähig, einen Laut von uns zu geben, blieben wir stehen. Der Körper eines Ertrunkenen lag vor uns am öden Strand. Haar und Kleider waren vom Wasser triefend. Die Flut hatte ihn ans Land geworfen. Eine Menge bunter Röhrchen lag umher, wir beachteten sie nicht, standen sprachlos da und faßten einander fester an der Hand. Es war ein junger

Mann in der Uniform der Hanseaten: Die erste Leiche, die ich in meinem Leben sah. Wir weinten, ohne die Tränen zu trocknen, denn wir wagten kaum uns zu regen in diesem schauerlichen und doch heiligen Moment. Nach und nach kamen Menschen, laut und roh, immer mehr und mehr. Eine Frau befühlte prüfend das Tuch der Uniform und sagte: „De is gōder Lüt Kind!" Indessen kehrte hohl brausend die Flut zurück, und rücksichtslos bespülten kleine Wellen seine Füße. Wir konnten es nicht länger ertragen und schlichen stumm nach Hause.

Den ganzen Tag über waren wir ernst und still. Wir hatten noch immer keine Nachricht von den Eltern und wurden immer banger und trauriger. Als wir aber gegen Abend vor der Türe standen und sehnsuchtsvoll hinausschauten, bog Mutter um die Straßenecke, von unserem Pudel Cäsar begleitet. Wir liefen ihr jubelnd entgegen, aber Cäsar hatte uns auch schon von ferne erkannt, raste voraus, sprang auf uns los, riß uns fast dabei um und erhob ein Freudengebell, daß die ganze Gasse erdröhnte. Dann jagte er alle Katzen, die ruhig vor ihren Türen saßen, verfolgte sie in ihre eigenen Häuser, sodaß wir gar nicht Zeit hatten, uns über Mutters Kommen zu freuen, da wir genug zu tun hatten, das ungezogene Tier festzuhalten und ihm sein unvernünftiges, ganz unpassendes Betragen vorzuhalten.

Mutter sah sehr übel aus und war still und traurig. Sie erzählte, welche Bestürzung in Hamburg herrsche, daß Belagerungszustand erklärt sei, und daß man binnen drei Tagen auf sechs Monate verproviantiert sein müsse, widrigenfalls man aus der Stadt gewiesen würde, daß

diese strenge Maßregel viele Einwohner vertrieben, und daß auch sie und der Vater beschlossen hätten auszuwandern.

„Auswandern," wiederholte ich mir. Dieses Wort verjagte mir sogleich alle Angst und Sorge; ich mußte mich ordentlich in acht nehmen, um mein Entzücken nicht zu zeigen und lebte in Gedanken schon die schönsten Abenteuer einer Auswanderung durch.

Spät am Abend hörten wir ferne Tritte in dem Gäßchen; sie kamen näher, dann pochte es an der Türe, und zugleich rief Vaters Stimme: „Ich bin es!" Der Alte lief hinaus und öffnete. Vater kam sehr niedergeschlagen und bedrückt. „Ich bin nun fertig," sagte er, „alle Anstalten zu unserer Reise sind getroffen, übermorgen früh kommen die Wagen."

„Aber Ludwig und Mine, wo sind sie?" schrie Mutter fast vor Angst.

„Ludwig hat nach reiflicher Überlegung beschlossen zu bleiben; er kann nicht so schnell das Geschäft verlassen. Es ist ihm gelungen, so viel Kapital, als zur Proviantierung nötig ist, zusammenzubringen. Ein einzelner junger Mann kann das auch leichter. Er läßt euch tausendmal grüßen!"

Mutter weinte, wir mit ihr. „Und Mine, aber Mine?" frug die Mutter.

„Du kennst sie ja," erwiderte Vater traurig lächelnd, „morgen abend um 6 Uhr ist der Termin um," sagte sie, „so lange bleibe ich bei Ludwig, richte sein Haus und besorge ihm alles. Habt um mich keine Angst, ich komme ganz gewiß zur rechten Zeit." Dabei blieb

sie und war durch nichts zu bewegen, mit mir zu gehen, dagegen drängte sie mich fort; du könntest dich ängstigen, meinte sie."

Den ganzen folgenden Tag hatte Vater so viele Briefe zu schreiben, Rechnungen durchzusehen und zu ordnen, daß wir, um ihn nicht in dem engen Stübchen zu stören, nur miteinander flüstern durften. Wohl tausendmal liefen wir an die Straßenecke, nach Mine auszusehen, und kehrten immer ohne sie verstimmt zurück. Endlich gegen Abend kam sie. Ich werde den Anblick nie vergessen. Sie hatte erfahren, daß die Franzosen die Tore der Stadt sperren und niemand, der nicht einen Schein vom Gouvernement vorzuweisen hätte, hinauslassen würden. Da folterte sie der Gedanke, sie könne ganz von uns getrennt werden, mit solcher Macht, daß sie in unbeschreiblicher Angst Abschied nahm und fortstürzte, dem Altonaer Tore zu. Noch einige Frauen und Kinder waren ihr gefolgt. Als die französischen Soldaten die Flüchtlinge kommen sahen, löste einer die Haken des Gittertores los und war im Begriff zu sperren. Wie von Sinnen schrie Mine und jammerte, man möchte sie hindurch zu ihren Eltern lassen. Der Soldat lachte, und sie, von Verzweiflung und Zorn übermannt, stieß ihn heftig zurück und drängte sich hindurch, die Weiber und Kinder ihr nach. Sie verlor ihr Tuch, ließ einen Schuh im aufgeweichten Boden stecken, und so kam sie atemlos und ganz außer sich bei uns an.

Am andern Morgen sehr früh hielt ein Reisewagen vor dem Hause, ein anderer, mit Kisten und Koffern beladen, an der Ecke der Straße. Wir nahmen

unter Tränen Abschied von den lieben, braven Gast-
freunden. Im Wagen war es eng, und Cäsar lag schwer
auf unsern Füßen. So rumpelten wir durch das Gäß-
chen. Die Alten standen vor ihrer Türe und wehten und
winkten, so lange sie uns sehen konnten.

Es war ein kühler Morgen; uns fröstelte. Wir
blickten zurück, dahin, wo unsere alte Heimat lag, und
fuhren in langsamen Schritten der neuen zu.

Plön

(1813)

An einem angenehmen, warmen Maitage erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise, das kleine Städtchen Plön in Holstein, das sehr romantisch zwischen den großen und kleinen Plönerseen liegt. Früher soll es eine Festung gewesen sein; wir merkten davon nichts mehr, denn wir fuhren ungehindert von Schanzen und Wällen durch wohlbebaute, fruchtbare Felder bis dicht ans Tor. Hier hielten wir, und gleich schon an dem Torschreiber fiel uns das gutmütige, offene Wesen der Holsteiner auf. Vater hatte kaum gesagt, daß wir Flüchtlinge aus Hamburg seien und hier ein Unterkommen suchten, als der Mann sich auch schon voll freundlicher Teilnahme für uns bemühte. Er rief einen vorübergehenden Herrn an, besprach sich mit ihm, überlegte, holte dann Papier und Bleistift, schrieb Namen und Hausnummern auf, und das alles bereitwillig und dienstfertig, doch ohne im geringsten aufdringlich oder lästig zu sein. Nach wenigen Minuten fuhren wir durch die sauberen Straßen, sahen unsern Zettel, dann die Häuser an und hielten bald vor demjenigen still, das uns zumeist empfohlen war.

Ein kleiner korpulenter Mann kam heraus. Die Wohnung zu ebener Erde stand leer; er führte uns hinein, sie anzusehen. Ein helles, hübsches Zimmer mit zwei Fenstern nach der Straße hinaus, ein anderes nach dem Hofe, und eine kleine Küche machten die ganze Herrlichkeit aus. Für uns war die Wohnung ausreichend, der Mietzins auffallend gering, der Wirt schien gutmütig und gefällig, und somit war nichts weiter zu bedenken, und wir blieben gleich da. Nach wenig Stunden war ausgepackt, eingeräumt, Stroh und Packpapier fortgeschafft, und als der Abend kam, saßen wir schon ganz gemütlich um unsern runden Tisch beisammen.

Am nächsten Morgen gingen wir aus, einige notwendige Besorgungen zu machen und ein Klavier zu mieten, da meine Eltern nicht wollten, daß ich das Spielen, das ich seit zwei Jahren geübt, auf einmal lassen sollte. Das Städtchen bot nichts besonders Interessantes, nur die vielen buntbemützten Schüler, die uns auf der Straße begegneten, gaben dem einförmigen Treiben etwas Leben und Frische. Es waren einige sehr gute Schulen in Plön, die von den reichsten und vornehmsten Söhnen des Landes besucht wurden.

Vater suchte bald seinen Geschäftsfreund, einen Färber, auf und fand an ihm einen sehr wohlhabenden, tüchtigen Mann, der uns mit Rat und Tat an die Hand ging; im Augenblick selbst war an Geschäfte nicht zu denken, doch benutzte Vater die persönliche Bekanntschaft des Färbers, Pläne für die Zukunft zu bereden. Das stille, neue, ganz ungewohnte Leben in dem Städtchen tat allen wohl nach der Aufregung, Angst und Erbitte-

rung der letzten Jahre. Wir fühlten uns hier glücklich wie freie Menschen.

Das einfache blaue Stübchen, nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet, war uns ganz behaglich, und daß unsere Terrine voll Potpourri wieder unter dem kleinen Spiegel auf der Kommode stand, machte uns völlig heimisch. Wir durften nur den Deckel ein wenig lüften, so duftete das ganze Zimmer genau wie in Hamburg, und wie ich es seit meinen ersten Lebenstagen gewohnt war. Mutter verstand es, vortreffliches Potpourri aus Rosen, Lavendel und ich weiß nicht aus was noch, zu bereiten, das die gute Eigenschaft besaß, fast mit jedem Jahre kräftiger und würziger zu werden. Es gab wohl schwerlich ein anständiges Haus in Hamburg, dem solch ein Gefäß mit selbstbereitetem Parfüm fehlte.

Unsere Terrine hatte durch ihre Herkunft noch einen ganz besonderen Wert. Während der Gefangenschaft und nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. hatten sich viele Emigrantenfamilien nach Hamburg geflüchtet. Was für Gründe sie später dazu bewogen, die kostbaren Andenken ihres Königs fortzugeben, weiß ich nicht, aber es wurde eine Auktion ausgeschrieben, in welcher unter anderen wertvollen Dingen auch ein prachtvolles Tafelservice verkauft werden sollte. Die stolzen Patrizierfamilien Hamburgs fanden es wohl unter ihrer Würde, auf einer Auktion gekauftes Geschirr auf ihre Tafeln zu bringen, und wenn es gleich ein König gebraucht hätte. So mußte das Service stückweise hergegeben werden, und Vater kaufte um einen Spottpreis eine der vier ganz gleichen

Suppenterrinen. Er schenkte sie Mutter, die von jenem Tage an ihr Parfüm darin aufbewahrte. Ich erinnere mich sehr genau, mit welchem Entzücken wir damals das Kunstwerk betrachteten. Das feine Porzellan war mit reizenden Blumen bestreut, die beiden gewundenen Henkel, der Knopf auf dem Deckel, einem Tannenzapfen ähnlich, waren von reicher Vergoldung. Die Terrine hatte neben der Eleganz etwas so außerordentlich Appetitliches, die vier kleinen goldenen Füße guckten so niedlich unten hervor. Sie wurde umsomehr ein Lieblingsstück unserer ganzen Familie, als der Namenszug Ludwig XVI. mit der Krone darüber am Boden der Terrine stets unsere größte Teilnahme für den unglücklichen König erweckt hatte. Ob aber trotz alledem Grund genug vorhanden war, in solcher Zeit, auf einer solchen Flucht, bei welcher man das Notwendigste im Stiche lassen mußte, eine Porzellanterrine mit sich herumzuschleppen, möchte ich heute fast bezweifeln; damals aber wäre die Möglichkeit, sie zurückzulassen, keinem von uns eingefallen, ebensowenig als es uns denkbar gewesen wäre, uns von unserem Hunde zu trennen.

Wir waren bald in dem gastfreundlichen Plön eingelebt und hatten manchen angenehmen Umgang gefunden. Von den Personen, die uns zuweilen besuchten, war ein alter, blinder Herr, unser Nachbar, uns recht lieb geworden. Er galt im ganzen Städtchen für sehr gelehrt und war deshalb, sowie um seines sanften Wesens willen, allgemein geehrt und geachtet. Während die Eltern und Mine drinnen im Zimmer auf des lieben Blinden Worte mit Interesse lauschten, saßen wir

Kinder vor der Türe draußen mit Christian, des alten Herrn Führer, einem hellblonden 15jährigen Knaben. Er hatte wie sein Herr ein sanftes, stilles Wesen, wußte wie dieser viel zu erzählen, nur Dinge ganz anderer Art. Christian wußte alle Ritternamen auswendig und schilderte uns die tapferen Recken, die schönen Edelfrauen, besonders aber die Minnesänger mit so glänzenden Farben, daß wir bald wie er selbst für seine Helden schwärmten. Nach Herrn Minneholds (des Sängers in seinen Ritterromanen) Beispiel wollte er leben — natürlich ward Herr Minnehold auch unser Ideal.

Dieses Bestreben, seinem Vorbilde nachzuleben, beeinflußte die Handlungen des blonden Christian in einer Weise, die ich nur zu bald recht unangenehm empfinden sollte. Eines Tages wollte ich über den Hof in den Garten gehen, als mich Christian rief. Ich lief an das Gittertor, das seinen Hof von dem unsern trennte. Er steckte mir sehr verstohlen ein Billetchen in die Hand mit der Aufschrift: „An Mamsell Therese.“ Wie hübsch! ein Billet an mich. Ich fühlte, daß zehn und ein halbes Jahr schon ein respektables Alter sei. Ich verbarg meinen Schatz und setzte mich neben den Brunnen auf ein leeres Fäßchen, riß das Siegel auf — denn es war wirklich versiegelt — und las. Erst mußte ich lachen, dann erfaßte mich ein heftiger Zorn. Er schrieb: Er könne nicht länger schweigen, er müsse mir sagen, welch ein allerliebstes Mädchen ich sei und ich solle ihm doch einen Kuß geben. Ich war sehr empört! Da kam Lore aus dem Hause; ich winkte ihr, sie lief herzu, setzte sich neben mich nieder, und wir lasen noch einmal zusammen das Billet.

„Herr Minnehold,“ sagte sie halblaut. Wir lachten beide und wollten zurück ins Haus, als der ergrimmte Minnesänger, der noch an der Gittertür stand, mich so heftig mit einer Kastanie warf, daß es mir schrecklich wehe tat und ich gern geweint hätte, aber ich benahm mich wie ein Edelfräulein, verbiß meinen Schmerz, bückte mich, hob die Kastanie auf und warf damit nach ihm. Natürlich traf ich ihn nicht, nun lachte er und warf eine ganze Handvoll herüber. Er hatte gut werfen; auf seinem Hofe stand ein prachtvoller, alter Kastanienbaum, wir mußten die von ihm herübergeworfenen auflesen. Das war mühsam und dauerte zu lange. Darum holte Lore aus der Ecke eine Bohnenstange, wir faßten sie beide an und drangen nun durch das Gitter damit auf unsern Feind ein. Er wich einfach ein paar Schritte zurück und lachte uns wieder aus. Da erschien plötzlich Hilfe in dieser Not; einige junge Freundinnen kamen gerade aus der Schule bei uns vorüber. Als sie unsere Lage sahen, warfen sie Mappen und Bücher fort, rafften schnell alle Kastanien auf und stürzten mit Kampfbegier zu dem Gitter hin. Jetzt rief die sanfte Stimme des Blinden: „Christian, Christian!“ Er schleuderte noch seinen ganzen Vorrat auf uns und lief ins Haus.

Von der Zeit an gingen wir einander aus dem Wege, wir grüßten uns kaum mehr, und Christian blieb allein draußen, wenn er den Blinden zu uns geleitete. Als wir später doch einmal miteinander sprechen mußten, nannten wir uns Sie.

Der Sommer war vergangen und noch immer waren wir ohne Nachricht von Ludwig, da alle Straßen gesperrt, und der regelmäßige Lauf der Posten gänzlich gestört war. Die Eltern fingen an sehr besorgt zu werden. Dazu nahm unsere Barschaft bedenklich ab, und es war unmöglich, in dieser Zeit und an dem kleinen Orte etwas zu erwerben. Wir lebten auf das Allereinfachste. Mine stand am Waschtrog und plättete und buk selbst das Brot für uns. Ich kann es nicht erklären, warum wir Kinder mit einer Art frommer, feierlicher Stimmung dabeistanden, wenn sie mit ihren kleinen, weißen Händen den Teig in dem großen hölzernen Backtrog knetete, die Brote formte, mit einem Schlüssel das Zeichen daraufdrückte und das weiße, leinene Tuch darüberhing. In der Nähe des Ofens blieben die Brote über Nacht stehen, um gut aufzugehen. Mich überkam immer ein etwas schauerliches Gefühl vor dem heimlichen Leben und Treiben in dem stillen Backtrog, wenn wir am anderen Morgen das Tuch abnahmen, und die Brote so dick und groß geworden waren.

Der Winter des Jahres 1813 trat mit barbarischer Strenge auf. Das Städtchen war wie ausgestorben; die Wagen fuhren knirschend durch den tiefen, festen Schnee und von den vier Rädern drehte sich oft nur eins. Die Mähnen der Pferde, Haar und Bart des Kutschers waren weiß mit einer feinen Eisrinde überzogen. Für uns war es sonst immer eine angenehme Unterhaltung gewesen, wenn in der menschenleeren Straße mittags die munteren jungen Studenten vorüberkamen, um in die Zeichnenstunde zum alten Herrn Ibsen zu gehen; jetzt hörten wir nur

die raschen Schritte auf dem hartgefrorenen Boden, denn die Scheiben waren dicht mit Eisblumen bedeckt und tauten den ganzen Tag nicht auf. So saßen wir immer in einer beständigen Dämmerung. In unserem Schlafzimmer glitzerten abends die Wände wie Diamanten, und wenn wir in unser Bett stiegen, war es nicht viel besser, als in den großen Plönersee zu springen. Sehr oft war das Zeug des Deckbetts in der Nacht vom Hauch des Atems gefroren und ritzte das Gesicht. Der einzige Trost in dieser Not war unser Pudel. Wartend und wedelnd stand er vor unsern Betten und wer zuerst lag, war der Bevorzugte. Cäsar sprang hinauf und legte sich, zwar schwer wie ein Sack, aber doch als vortreffliches Wärmemittel auf dessen Füße.

Zu den täglich wachsenden Sorgen kam noch eine neue. Man sprach viel von starken Truppendurchzügen, die den allzu hart bedrängten Hamburgern zu Hilfe kommen sollten und Plön, das meistens wohlhabende Einwohner zählte, zu einer längeren Rast gewählt hätten. Das ganze Städtchen war durch diese Nachricht in freudiger Bewegung. Alles drängte sich dazu, die braven Soldaten aufzunehmen, nur wir — denen es am nächsten liegen mußte, denn unserer Vaterstadt, unsern Landsleuten wollten sie Hilfe und Beistand bringen —, wir wünschten, daß es nur Gerüchte sein möchten, so egoistisch machte uns die Not. Aber es waren keine Gerüchte. Die Quartiermacher kamen und sagten Haus für Haus Einquartierung an. Unser Wirt erbot sich, für die Nacht seiner und unserer Mannschaft zusammen in einer oberen Kammer Streu und Decken zu geben, den Tag aber sollten

wir sie bei uns aufnehmen und beköstigen. Das war eine schöne Aufgabe! Wir besaßen nur ein heizbares Zimmer, mußten dieses also mit ihnen teilen.

Die Soldaten kamen, es waren größtenteils Schweden, zehn Mann, große, kräftige Gestalten. Mutter seufzte; wie schwer die zu sättigen sein würden, konnte sie leicht berechnen. Sie empfing die armen, vom weiten Marsche ganz ermüdeten Soldaten recht unfreundlich, und das tat mir in der Seele weh. Aber ihre Mißstimmung dauerte nicht lange, denn die Leute benahmen sich so anspruchslos und freundlich, waren so behilflich im Hause und in der Küche, daß man ihnen gut sein mußte. Sie sprachen und verstanden alle deutsch, so daß wir uns miteinander verständigen konnten. Dazu waren sie große Musikfreunde, hörten mir gerne zu, wenn ich Klavier spielte, lobten mich und gewannen sich dadurch Mutters Herz. Wenn die Mahlzeit ein wenig knapp oder gar zu einfach gewesen war, durfte ich mich nur ans Klavier setzen, ihnen Tänze oder gar „Die Schlacht von Jena" vorspielen, so verschwand bald jede Spur von Unzufriedenheit aus ihren Mienen, denn geradezu einen Tadel auszusprechen wagten die armen Kerle niemals. Sie stellten sich mit ihren Pfeifen rings um mich her, denn jeder rauchte und auf eines jeden Pfeifenkopf prangte das Bild ihres vergötterten Kronprinzen. Sie bliesen entzückt den dicken Qualm auf mich hin und zeigten innige Teilnahme, wenn ich mit dem sanften Pedal langsam und klagend die Verwundeten sterben ließ, und jubelten laut mit in den Siegesmarsch der Franzosen nach der gewonnenen Schlacht, wenn ich den Pauken- und Janitscharenzug

des alten Flügels so gewaltig anschlug, daß er fast zersprang, und die Fenster der kleinen Stube zitterten. Daß dieses warme Mitgefühl unsern und ihren Feinden galt, bedachten wir alle nicht. Wohlgefällig und stolz blickte Vater umher, während die Soldaten, mich bewundernd, ihm zunickten.

Die Rastzeit war vorüber; sie nahmen Abschied und wir sahen mit wahrer Trauer die straffen, munteren Leute ihrem vielleicht nahen Tode entgegengehen.

Die Durchzüge der Truppen hatten bald ganz aufgehört, die strenge Kälte nachgelassen, nur in unserer traurigen Lage blieb alles unverändert. Wir warteten mit jedem Tage ungeduldiger auf Nachricht und Hilfe.

Eines Abends — wir hatten soeben die Läden geschlossen, Licht angezündet und uns um den Tisch gesetzt — kam der Blinde, von Christian geführt, eilig ins Zimmer. „Ich bringe gute Nachricht," rief er. „Wissen Sie noch nichts? Der Friede soll erklärt sein." „Das gebe Gott!" sagte Vater und sprang auf. Wir waren alle wie betäubt von der freudigen Botschaft. Aber bald erinnerte Vater daran, wie schon oft ähnliche Nachrichten eingelaufen und immer grundlos gewesen waren. Da ward die Haustür rasch aufgemacht, und mit starken Schritten trat der große, muntere Färber Lohr herein. Er schwenkte seine riesige dunkelblaue Hand und rief: „Hurra, hurra, jetzt kommen bessere Zeiten, die Franzosen haben Hamburg verlassen, die Post ist heute angekommen, die Straßen sind wieder offen, mein Nachbar, der Bürgermeister Duwe und noch einige andere haben Briefe bekommen."

Das alles schrie er mit heftigster Stimme, so daß die kleine Stube erdröhnte. „Jetzt, Kinder, wird es wieder lustig werden!“ rief er uns zu und steckte uns alle mit seiner frohen Lustigkeit und Zuversicht dermaßen an, daß wir mit ihm um die Wette schrien und jubelten. Mutter allein saß in sich versunken und still; sie dachte an Ludwig. Aber der Färber ließ keine traurigen Gedanken aufkommen; er bat Mine, ihre hübschen Verschen zu singen, was sie denn auch gern und ohne Zögern tat. Das Singen gehörte in meiner Jugend nun einmal unzertrennlich zur Fröhlichkeit; genügsam ergötzte man sich an den einfachen Liedern, die man hundertmal schon gehört hatte, und die doch nie ihren Eindruck verfehlten. Kam eine bekannte Lieblingsstelle, so sang ohne weitere Umstände die ganze Gesellschaft mit.

Mine hatte soeben „Schöne Minka, ich muß scheiden,“ beendet, als leise an dem Fensterladen gepocht wurde und eine Stimme: „Bravo, bravo!“ rief. Wir horchten erstaunt und schrien dann: „Das ist Ludwig, das muß Ludwig sein!“ Wir sprangen hinaus, ihm entgegen und zogen den lieben, langen Ludwig glücklich herein. Er umarmte uns zärtlich und konnte vor Freude und Rührung kaum Worte finden. Die Herren wollten sich entfernen, er duldete es aber nicht, da Vater ihm beim Vorstellen gesagt hatte, wie gütig und freundlich sie gegen uns gewesen waren. Er schüttelte ihnen die Hand und meinte, den schönen Abend müßten wir zusammen feiern. „Mine macht uns Punsch,“ rief er ihr lustig zu. Sie winkte mir; wir liefen hinaus, um alles zu besorgen.

Der freche Übermut der Franzosen hatte auch Ludwig bald nach unserer Abreise von Hamburg fortgetrieben. Er kam mit der ersten Post, die wieder Reisende befördern durfte, von Stralsund, wo er bei Geschäftsfreunden die freundlichste Aufnahme gefunden hatte und auf alle Weise in seinen Unternehmungen unterstützt worden war. Der Aufenthalt dort, sagte er, würde für ihn von dem allergrößten Nutzen auch für seine fernere Existenz bleiben. Jetzt wolle er wieder nach Hamburg zurückkehren; seine erste Pflicht sei natürlich gewesen, zu sehen, was aus uns geworden sei. Er forderte uns auf, ihm zu folgen, bei ihm zu bleiben, solange es notwendig sei, und es uns gefiele. Das alles sprach er so anspruchslos, so liebevoll und mit so zarter Schonung, daß der Blinde unserer Mutter beim Abschied die Hand reichte und sagte: „Madame, Ihr Haus macht alle Geschichten und Märchen von bösen Stiefmüttern und undankbaren Stiefkindern zu Schanden." Dabei klopfte er Mine freundlich auf die Schulter und schüttelte Ludwig noch einmal herzlich die Hand.

Ludwig war wieder abgereist. Er hatte das Versprechen mitgenommen, daß wir ihm nach Hamburg folgen würden, sobald die Witterung ein wenig besser sei; indessen wollte er Anstalten treffen zu unserer Aufnahme in seinem Hause.

Da — wenige Tage später — erhielten wir einen Brief von Franz, der seit längerer Zeit in Berlin ansässig war. Es war seit Jahren das erste Lebenszeichen.

Franz schrieb: Er habe endlich unsern Aufenthalt erfahren und beeile sich, ehe wir wieder eine Veränderung desselben vornähmen, uns aufzufordern, zu ihm zu kommen. Ein Teil seines sehr großen und komplizierten Geschäftes bestände in fremden Hölzern, also gerade in dem Artikel, bei welchem Vaters langjährige Erfahrung und Sachkenntnis ihm vom höchsten Nutzen sein könnten. Er bewohne ein großes Haus, das bequem für uns alle ausreiche. Da er unverheiratet sei, fühle er sich schmerzlich einsam und würde glücklich sein, in unserm Familienkreis leben und Mutter den ganzen Hausstand, als ob es ihr eigener wäre, übertragen zu können.

Das Anerbieten war sehr verlockend, Vater war besonders ganz davon eingenommen. Das müßige Leben der letzten Zeit war ihm so zur Pein geworden und die Aussicht, bald wieder eine Tätigkeit zu erlangen, die ihm zusagte, so erwünscht, daß er mit einer bei ihm seltenen Hast und Aufregung an Ludwig schrieb, ihm Franzens Brief beilegte und dringend um schleunige Antwort bat.

Aber es war noch ein anderer, viel tiefer gehender Grund, der ihn so gewaltig nach Berlin zog. Er hoffte seinen Bruder dort zu finden.

Der Vater meines Vaters, ein unbemittelter, fleißiger jüdischer Kaufmann in einem kleinen Städtchen Oberschlesiens, war nicht imstande gewesen, sich mit seinen sieben Kindern redlich durchzubringen. So hatte er die beiden ältesten Knaben hinaus in die weite Welt geschickt, sich selbst ihr Brot zu suchen. Simon, der älteste der Knaben, sollte nach Berlin gehen, mein Vater, [Simon Levin] das 14jährige, etwas blöde Kind, nach Hamburg.

Einen kleinen Ranzen mit dem Allernotwendigsten auf dem Rücken, eine geringe Barschaft in der Tasche, waren sie ausgewandert. Eine Strecke gingen sie miteinander. Als ihre Wege sich trennten, hatten sie beschlossen, ihren Familiennamen aufzugeben und als Erinnerung an ihre geliebte Heimat Schlesien sich Schlesinger zu nennen. Simon hatte bald bei einem reichen jüdischen Handelsmann eine Stelle als Lehrling gefunden und war von dem sehr strenggläubigen Manne auch streng zur Erfüllung des jüdischen Gesetzes angehalten worden. Mein Vater war durch einen glücklichen Zufall als Bursche in das Kontor eines reichen christlichen Kaufherrn gekommen. Der hübsche, bescheidene Junge hatte durch die Güte des Herrn, dem er wohlgefiel, Gelegenheit zum Lernen und zur weiteren Ausbildung gefunden. Das Einzige, was ihn bedrückt hatte, war, daß er sich scheute, in der ganz christlichen Umgebung nach den Regeln seines Glaubens zu leben, und die drohenden, zornigen Briefe Simons, der ihn bewegen wollte, das Haus seines Brotherrn zu verlassen, hatten das junge Gemüt so sehr beängstigt, daß er manche Nacht in Tränen verbrachte. Dennoch war er stark genug gewesen, sich nicht beirren zu lassen, hatte morgens und abends, wie er uns später oft erzählte, inbrünstig ein Gebet zu Gott gesprochen, hatte dadurch sein Gewissen beruhigt gefühlt und in Frieden und Dankbarkeit mit all seinen Vorgesetzten gelebt. Simon, der das Vergebliche seiner Bemühung bald eingesehen, hatte ihm nicht wieder geschrieben und sie waren gänzlich auseinandergekommen. 40 Jahre waren seitdem vergangen, jetzt hoffte mein Vater, den Bruder wieder zu

sehen, sich mit ihm zu versöhnen und dadurch sein Herz von einer schweren Last zu befreien.

Ludwigs Antwort kam bald, er schrieb: Es handelt sich hier nicht um mein, sondern um Euer Glück, und so muß ich denn, so schwer es mir wird, sagen: Geht nach Berlin. Die große, intelligente Stadt wird für die Erziehung der Kinder vorteilhaft sein, und Vater wird eine angemessene Tätigkeit finden. So zieht denn mit Gott! Die Summe, die ich beilege, hatte ich für Euer Reisegeld zu mir nach Hamburg bestimmt; ich bitte Mutter das Geld zu verwenden, wie es ihr gut dünkt.

Dieser Brief war entscheidend für unser ganzes Leben.

Berlin

(1813—1818)

In einem Hauderer eng zusammengepackt, den schweren, großen Cäsar auf unsern Füßen, bewegten wir uns langsam, sehr langsam auf der Landstraße fort. Überall waren noch Spuren des unvergeßlichen Winters von 1813 zu sehen, denn die Frühlingssonne war nicht stark genug, um so schnell die Schneemassen zu vertilgen. Die Reise war beschwerlich, wir mußten mehrere Nachtlager machen, was wir aber mit Behaglichkeit konnten, da wir von Franz reichlich mit Reisegeld versehen waren. So erreichten wir endlich Berlin.

Dicht an die Wagenfenster gedrängt, spähten wir vergeblich nach der großartigen Schönheit der uns so oft gepriesenen Stadt, denn daß wir gerade durch den häßlichsten Teil kamen, wußten wir nicht. Wir fuhren eine endlos lange und langweilige Straße hinauf durch tiefen Kot, die Häuser waren weder so altertümlich interessant wie unsere Hamburger, noch so sauber und freundlich wie die Plöner. Dazu standen an beiden Seiten der Straße Männer mit großen Pieken, das Eis in den Rinnsteinen aufzuhacken, und sie taten dies so lärmend und roh, daß die Eissplitter oft gegen unsern Wagen

sprangen, was dann noch mit höhnischem Lachen und Witzen begleitet wurde. Kurz, wir fühlten uns enttäuscht und waren beängstigt und verstimmt.

Der Kutscher mit der Adresse des Gasthofes, der uns angegeben war, in der Hand, fragte oft Vorübergehende und hielt dann auf einem unbedeutenden Marktplatze, dem Hackeschen Markt, vor einem ebenso unbedeutenden Hause still. Wir waren wieder enttäuscht, denn wir hatten ein elegantes, großes Hotel erwartet und lasen hier auf dem Schilde: „Restauration und Gartenvergnügen." Wir zögerten auszusteigen, als aber der dienstbeflissene Wirt und die Kellner die Wagentüre aufrissen, sich unserer Sachen bemächtigten und versicherten, die Zimmer seien bereit, und der Herr, der sie bestellt hätte, warte schon oben, da gingen wir beklommen die Treppen hinauf. Oben empfing uns Franz mit stürmischer Freude und zog uns in ein freundliches Zimmer, das durch den hübsch gedeckten Tisch in der Mitte recht behaglich aussah.

Vater und Franz waren sofort, als wären sie kaum getrennt gewesen, in lebhaftem Gespräch, weit, weit in den Wäldern von Brasilien, woher Franz die Hölzer bezog. Er erwartete eben wieder eine große Schiffsladung, die über Bremen oder Hamburg per Achse nach Berlin befördert werden sollte.

Die Suppe war aufgetragen, Mutter bat zu Tisch zu kommen, aber die Herren kamen nicht und wanderten immer tiefer in die Urwälder. Wir rückten die Teller, klapperten mit den Löffeln und Gläsern; alles vergebens! Erst nach wiederholter dringender Aufforderung von Mutter, endlich, als Vater aufgestanden war, entschloß

sich Franz auch zu uns an den Tisch zu kommen. Er aß wenig und sehr rasch, sprach dabei mit solcher Lebhaftigkeit, teilte von seinen wirklich großartigen Unternehmungen und Plänen so viel mit, daß uns ganz schwindlig wurde.

Das Essen war vortrefflich, aber wir hatten keinen Genuß davon. Wir knusperten Konfekt, tranken Champagner, der, unsere Ankunft zu feiern, in den Gläsern lustig perlte und schäumte. Franz stieß mit uns an und sagte: „Noch einmal herzlich willkommen!“ Man sah auch, daß es ihm wirklich und wahr vom Herzen kam — und dennoch lag es wie ein Alp auf uns allen.

Nach einigen Tagen bezogen wir die Belletage eines stattlichen Hauses an der neuen Promenade, dem Stall und Remise für Franzens Equipage nicht fehlte. Der Hauptvorzug dieses Hauses waren die Geschäftsräume. Auf dem Kontor saßen mehrere Kommis, auf dem Hofe waren große, geräumige Warenlager, unter einem Schuppen wurden ungeheure Mahagoniblöcke zersägt, vor dem Tor draußen bewegte eine Mühle ihre Flügel, ausländische Hölzer für Franz zu malen; kurz, es war ein großes kaufmännisches Treiben, für uns höchst anziehend und interessant.

Sobald wir uns ein wenig eingelebt hatten, ging Vater seinen Bruder aufzusuchen. Wir waren ebenso bewegt wie er und begleiteten ihn in Gedanken mit der innigsten Teilnahme.

Nie werde ich den Ausdruck seines Gesichts vergessen, als er zurückkam. Die Brüder waren versöhnt. Ein Kummer, der fast das ganze Leben hindurch auf

meinem Vater gelastet hatte, war von seinem Herzen genommen. Strahlend von reinster Freude fragte er uns, ob wir ihn zum Onkel begleiten wollten. Wir waren mit Freuden alle bereit. Vater war so ungeduldig, diesen Wunsch zu erfüllen, daß er uns schon am nächsten Tage, und zwar sehr zeitig, zu diesem Besuche antrieb. Franz war der einzige, der sich davon ausschloß, was Vater aber nicht gerade unangenehm zu sein schien. Nicht ohne Bangigkeit, da wir ja nicht wußten, wie wir uns zu benehmen hatten, machten wir uns, schön geputzt, auf den Weg.

Auf einem der ältesten Märkte der Stadt zeigte Vater auf ein altmodisches Haus, den Laden seines Bruders. Er war fest verschlossen, was uns erinnerte, daß heute Sabbat sei, worüber wir nicht wenig verlegen waren, da wir befürchten mußten, unsere Gegenwart werde gerade heute dem alten, strenggläubigen Manne verletzend sein.

Wir traten in den Flur; hier war alles unfreundlich, gebräunt und finster; wir stiegen die Treppen hinauf und klingelten an einer hölzernen Gittertüre. Eine häßliche alte Jüdin öffnete sehr verdrießlich und lief, ohne sich weiter um uns zu kümmern, zurück in ihre Küche. Vater klopfte an eine Türe, es rief: „Herein!" Eine helle, besonders reinliche und wohlgeordnete Stube empfing uns. Altmodische Möbel ringsum. An der Wand ein Becken unter einem Wassergefäße von blankgeputztem Zinn, ein feines, weißes Handtuch hing daneben. Aus der ganzen, sorgfältigen Anordnung, aus der Stille, die im Zimmer herrschte, und aus tausend Kleinigkeiten

atmete uns eine Festtagsstimmung an; und als der alte Mann, der Vater so ähnlich sah, mit der kleinen, braunen Stutzperrücke uns so freundlich entgegentrat, seine Hände ausstreckte und „Schön willkommen!“ rief, da schwand unsere Verlegenheit, und es ward uns wohl und behaglich zumute.

Dieser herzliche Empfang und das schnell in Gang gekommene, trauliche Gespräch der beiden Alten vertilgte den letzten Rest von Befangenheit in uns. Unterdessen öffnete einer der Söhne, die sich nun auch eingefunden hatten, die Türe eines anstoßenden Zimmers, um uns Kindern eine kleine Unterhaltung zu verschaffen. „Ach, wie schön,“ riefen wir im Hineintreten; denn gewiß hunderte von bunten, schön gestickten, altmodischen Röcken, Westen und Hüten, türkische und andere Kostüme hingen an den Wänden rings umher, alle Kasten waren voll Schmuck, Schnallen, Schärpen und noch tausenderlei solch schöner Sachen. Wir waren ganz außer uns und besonders glücklich über die Erlaubnis, damit spielen zu dürfen. Nach einer kleinen Weile kamen wir, ich in einer altmodisch gestickten Weste, einem ebensolchen Rock mit langen Schößen, einem kleinen, dreieckigen Hut auf dem Kopfe und einem Stock mit großem Knopf in der Hand, Lore phantastisch gekleidet, in das Wohnzimmer, wo ich ehrerbietigst meinen Hut abnahm und gravitätisch auf die Versammlung losschritt. Der Onkel war ganz entzückt und lachte so herzlich darüber, daß wir, ermutigt durch den Beifall, aus dem Stegreife eine komische Szene aufführten, die albern und kindisch genug war, dem guten Onkel aber unbeschreibliches Vergnügen machte. „Kinder=

leb, geht 'naus zu Braine," sagte er mit seinem gutmütigen Tone, „die wird mal lachen!" Braine, die alte, verdrießliche und fromme Köchin, die schon seit 30 Jahren im Hause des Onkels zuverlässig und treu gedient hatte, war eine Respektsperson, wie wir bald merkten, und wir waren dem Onkel zuliebe gerne bereit, uns vor Braine zu präsentieren. Mit starken Schritten und lauter, komischer Anrede traten wir zu ihr in die Küche, wo es delikat roch, und machten unsere Faxen, die ihren Eindruck nicht verfehlten, denn sie lachte, daß sie die Hände in die Seite stemmen mußte, um sich zu halten.

Nun wurde der Tisch gedeckt, das Essen aufgetragen und Vater und Söhne traten zum Becken, drehten den Hahn auf, und indem sie leise ein Gebet murmelten, ließen sie das Wasser ihre Hände bespülen, trockneten sich, setzten ihre Hüte auf und gingen zu Tisch. Mein Vater folgte verlegen, unsere Blicke vermeidend, ihrem Beispiel. Wir setzten uns. Der Alte nahm ernst und feierlich das Brot, segnete es und teilte es aus. Sein sonst so freundliches Gesicht hatte einen finsteren, mißtrauischen Ausdruck bekommen, als er uns das Brot reichte. Aber es war uns allen in diesem Augenblick so fromm, so feierlich zumute, daß er es uns wohl ansehen mochte, denn erleichtert und heiter blickte er zu seinen Kindern hinüber. Bei Tische waren wir alle sehr munter und vergnügt. Das Essen war auf echt jüdische Weise bereitet, schmeckte vortrefflich, und als Braine wieder mit überhitztem, glühendem Gesicht eintrat, eine Schüssel aufzusetzen, sagte Mutter: „Braine, Sie kochen

ja ganz prächtig, ich komme nachher zu Ihnen in die Küche, da müssen Sie mir sagen, wie Sie die Sauce gemacht haben." Nun war auch Braine ganz gewonnen, sie drehte sich schmunzelnd auf den Pantoffeln und erwiderte: „Sie tun mir zu viel Ehre an, werteste Madame!" Der Onkel war ganz überglücklich und nach dem Essen rief er: „Braine, geh' mit den Kindern zu meiner Tochter, sie soll die Balchains mal sehen." Es dauerte nicht lange, so kam Braine, sauber angezogen, eine goldene Haube auf, um uns zu holen. Sie nahm uns an der Hand und führte uns wie im Triumphe durch eine enge, schmutzige Straße. Fast an allen Fenstern und Türen sahen wir zur Feier des Sabbats Braines müßige Glaubensgenossen, denen sie hie und da zunickte. Vor dem Fenster eines Hauses rief sie laut: „Hersch! Hersch!" hinauf. Ein blasses Gesicht erschien eilig und freundlich nickend. „Meines Herrn Bruderkinder aus Hamburg!" gellte sie ihm zu und zog uns weiter, uns auf ähnliche Weise noch an verschiedenen Türen und Fenstern präsentierend, bis wir in eine breitere, helle Straße einbogen und an das Haus der verheirateten Tochter des Onkels kamen. Von diesem Besuch ist mir nichts weiter erinnerlich, als daß die freundliche, sanfte Frau jeder von uns ein großes Stück Kuchen gab, und daß sie mir, ihrer wunderlichen Haube wegen, die mit gekrausten Strichen das Gesicht eng umschloß und ängstlich jede Spur von Haar verbarg, sehr auffiel. Als ich später einmal zufällig ihr volles, glänzendes Haar sah, weiß ich, daß sie mich dauerte, daß das strenge jüdische Gesetz ihr, wie allen jungen Frauen, diesen

Zwang auferlegte, den schönen, natürlichen Schmuck so verstecken zu müssen.

Sehr befriedigt und mit dem angenehm beruhigenden Gefühl der gänzlichen Aussöhnung der beiden Brüder gingen wir vom Onkel nach Hause; und dennoch, ich muß unsere Schwäche eingestehen, ängstigten wir uns schon im voraus, wenn er sein Versprechen, uns zu besuchen, erfüllen würde. Wie wird Franz ihn aufnehmen und was werden die Leute sagen, wenn der alte Mann mit dem langen Bart und dem dreieckigen Hut zu uns kommt? All diese Gedanken quälten uns, so lieb wir den guten Alten auch gewonnen hatten.

Glücklicherweise kam er eines Morgens, als weder Franz zu Hause noch sonst irgend jemand bei uns war. Er war freundlich, aber sehr förmlich und geniert, blieb nicht lange und bat uns, nur recht bald wieder zu ihm zu kommen.

An einem Freitag abend machten wir uns wieder auf den Weg zu ihm. „Sein Laden ist noch auf, laßt uns einen Augenblick zu ihm hineingehen, das wird ihm Freude machen," sagte Vater. Wir traten in einen engen, finsteren Laden, der von oben bis unten mit alten Kleidern vollgehängt war. Der Onkel stand da in einem abgetragenen Rock und zeigte mit unterwürfiger Gebärde und Ausdruck einem Käufer ein Kleidungsstück. Er sah ärmlich und scheu aus, kaum getraute er sich, uns zu begrüßen, und machte durch sein Benehmen einen unbeschreiblich wehmütigen Eindruck auf mich; ich fühlte die Unterdrückung der ganzen Nation in diesem Augenblick. Wir gingen hinauf, um im Wohnzimmer ihn zu erwarten.

Ein angenehmer Duft von Reseda wehte uns entgegen, und dennoch kam es mir heute in der Dämmerungsstunde auch hier trübe und freudlos vor. Nach einer Weile hörten wir unten den Laden schließen, den Onkel mit den Söhnen die Treppen heraufsteigen. „Nu seid mir herzlich willkommen, Kinderleb!“ rief er sehr freundlich im Eintreten uns zu. Braine kam, seinen Festtagsrock über dem Arm. „Aha, gib her!“ sagte er wohlgefällig und heiter, zog den alten Rock ab und warf ihn verächtlich hin, als ob er die ganze Last der Wochentage damit von sich täte und legte mit dem Ausdruck der größten Behaglichkeit den besseren an. Braine hatte unterdes die Vorhänge herabgelassen, ein feines, weißes Tuch über den Tisch gebreitet und zündete nun in der ganz dunkel gewordenen Stube eine Menge von Lichtern auf schweren, silbernen Leuchtern an, die sie alle in symmetrischer Ordnung auf den Tisch stellte. Das kleine Zimmer war plötzlich tageshell geworden, und wie nun der Onkel wie ein alter Patriarch mit ehrwürdiger, feierlicher Miene an dem Tisch stand und zum Beginn des Sabbats seine Gebete murmelte, da fühlte ich in dieser Umwandlung auf einmal all den süßen Zauber, der in der Ausübung frommer Gebräuche ruht.

Der Abend verging teils wieder in herzlichen Gesprächen und Erinnerungen der beiden Alten, teils wußte Mine sich durch ihr freundliches, munteres Wesen und durch ihre Lieder sehr beliebt zu machen. Als sie beim Abendessen ihre Serviette öffnete, fand sie im Bande derselben einen Louisdor. Sie war verlegen und wußte nicht, wie sie dies so seltsam gebotene Geschenk annehmen

oder ob sie es zurückweisen sollte; als der gute Alte aber sehr naiv sagte: „Mein Tochterleb, du hast mir heut so viel Freude gemacht, muß ich dir doch auch eine machen," da fühlte Mine, daß sie ohne Kränkung es ihm nicht abschlagen dürfe.

Vater besuchte den Bruder noch einigemal. Allein die gänzliche Verschiedenheit ihrer Ansichten und Verhältnisse, besonders aber die mißtrauische Rückhaltung der Söhne machte es unmöglich, sich innerlich vertraulich näher zu kommen. So trennten sie sich wieder, doch ohne Groll oder Zerwürfnis. Die große Stadt begünstigte es sogar, daß sie sich niemals wieder trafen bis zum Tode.

Unser jetziges Leben war so reich an Widersprüchen, daß ich es kaum zu schildern vermag. Äußerlich glänzend und voll Annehmlichkeiten, sah es im Innern traurig aus. Franz hatte durch seine bewundernswürdige Beredsamkeit und seinen außerordentlichen, erfinderischen Geist einen der besonnensten und solidesten Kaufleute Berlins vermocht, ihm sein ganzes Vermögen zur Ausführung seiner großen Pläne anzuvertrauen. Er lebte in beständiger Selbsttäuschung; sein kühner Geist kannte keine Beschränkung; so kam er nie zum Genuß dessen, was ihm gelungen war. Es lag durchaus nicht in seiner Absicht, den Männern, die ihm so großes Vertrauen schenkten, Schaden zuzufügen. Im Gegenteil, er war eine edle Natur und lebte in der vollen Überzeugung, ihnen durch seine großartig kaufmännischen Kombinationen Vorteil bringen zu können. Mutter mit ihrem

einfach bescheidenen Sinn durchschaute dies künstlich aufgebaute luxuriöse Leben und erwartete mit tiefer Bekümmernis den Verfall desselben.

Franz hielt es für seine Pflicht, für die Bildung und Erziehung seiner kleinen Schwestern aufs beste zu sorgen. Er hatte mir gleich beim Einzug einen Flügel für mein Üben angeschafft, jetzt engagierte er auch einen anerkannt tüchtigen Musiklehrer und für den wissenschaftlichen Unterricht einen ihm sehr empfohlenen Mann. Dieser, Herr Kräblin, war ein Sachse, groß, breitschulterig und sehr häßlich, machte aber gern auf seine Häßlichkeit aufmerksam, weil er stolz darauf war, der Büste des Sokrates ähnlich zu sehen. Daß sein Unterricht ein sehr systematischer war, das glaube ich kaum; allein Herr Kräblin verstand es, unsere geistigen Fähigkeiten zu wecken und uns für alles Große und Schöne zu entflammen. Er war schon ein älterer Mann, aber voll des jugendlichsten Enthusiasmus. Wir schwärmten mit ihm für die Heroen der Vorzeit und nicht weniger für die großen Männer unserer Tage. Mit Herrn Kräblin feierten wir Blüchers Einzug in Paris, stimmten mit ihm in den Jubel der ganzen Bevölkerung, als die Viktoria, das schöne, von Napoleon geraubte Bronzestandbild nach Berlin zurückgebracht wurde. Denn Grimm über den Räuber hatte oft unser Herz erfüllt, wenn wir auf dem Brandenburger Tore nur die kahle eiserne Stange sahen, welche der Siegesgöttin zur Stütze gedient hatte. Jetzt stand sie wieder oben auf ihrem Götterwagen und hielt mit starker Hand die Zügel der sich bäumenden Rosse.

Wir waren, wie die ganze damalige Jugend, aufs tiefste ergriffen von den gewaltigen Ereignissen der Freiheitskriege, und einen besonderen Eindruck auf mein 10jähriges Gemüt machte der Heldentod des jungen, schönen Theodor Körner. Die armen, vereinsamten Eltern (denn auch die liebliche Schwester Theodor Körners war aus Gram über den Tod des Bruders diesem bald nachgefolgt) wohnten in unserer Nähe. So oft sie an unserem Hause vorbeigingen, riefen wir einander zu: „Körners kommen!" und traten geräuschlos an das offene Fenster. Es war ein stattliches Paar, beide etwas stark und ziemlich von einer Größe. Sie gingen langsam, ernst und schweigend die Straße hinauf, und keiner, der sie erkannte, ging gleichgültig an ihnen vorüber. Man erzählte sogar, daß Leute, die ihnen ganz fremd waren, sie ehrfurchtsvoll begrüßten. Mir war es ein beruhigendes Gefühl, die Frau so dicht an ihren Mann gelehnt und von diesem sorglich geführt zu sehen.

Von dem einsiedlerischen Leben unserer ersten Zeit in Berlin war längst schon keine Rede mehr, und wir Kinder genossen den ganzen Reiz der Geselligkeit. Zuweilen nur schreckte uns Mutters Mahnung, „Kindercher, Kindercher, seid fleißig und lernt was, die Geschichte hier geht nicht lange mehr so fort," aus unserm Freudenrausch. Ihr sorgenvolles Gesicht, ihre langen, ernsten Beratungen verstanden wir damals noch nicht.

Der Winter flog in Franzens sturmbewegtem Hause rasch dahin. Es war nicht kleinliche Vergnügungssucht,

die ihn zu diesem Leben trieb; er hielt es jetzt für seinen kaufmännischen Kredit für notwendig und wußte nicht, wie sehr er sich gerade dadurch schadete. Auch hatte er selbst wenig Genuß davon, das sah man bald. Er konnte manchmal lange, lange brütend vor sich hinstarren, ohne zu hören, was um ihn vorging, und seine finsteren Mienen verrieten, was er litt.

Das einzige beruhigende Mittel gegen diese furchtbare Aufregung waren seine abendlichen Spazierritte. Er jagte zum Tor hinaus, meist ohne Plan und Ziel.

Eines Abends kam er spät und ungewöhnlich heiter nach Hause, freute sich, uns alle noch wach zu finden und erzählte, er sei durch das erste Dorf geritten, habe seinem Pferd die Zügel gelassen, wie er es gern zu tun pflege, und die gute Liese sei ein vortrefflicher Führer gewesen. Sie habe ihn zu einem lieben, alten Manne, einem Schullehrer gebracht, der mit Frau, Sohn und Tochter in einem einsamen Hause nahe bei einer Kolonie wohne. „Der Ort Schönholz," erzählte Franz in seiner lebhaften Weise, „ist unter Ludwig XIV., wo viele Protestanten ihres Glaubens wegen Frankreich verlassen und auswandern mußten, vom Kurfürsten gegründet worden. Die armen Flüchtlinge fanden auf alle Weise Unterstützung bei ihm. Jeder der Auswanderer erhielt ein Stückchen Land und ein Häuschen als Eigentum mit der Bedingung, den Boden zu kultivieren. Eine ziemliche Strecke von der Kolonie entfernt ließ der Kurfürst ein massives Haus für den Schullehrer bauen, dem gleichfalls ein nicht unbeträchtliches Stück Land zugewiesen wurde. Damals lag das Haus noch ganz dicht von

Wald umgeben, und eine große, weittönende Glocke unter dem Dache mußte dem Schulmeister und seiner Familie oft bei Gefahr die Hilfe der Nachbarn in der Kolonie herbeirufen. Die Stunde, die ich in dem einsamen Hause bei den liebenswürdigen Leuten zugebracht, hat so wohltuend auf mich gewirkt, daß ich gleich auf Monate dort einige Zimmer und den Anteil an der Küche für uns gemietet habe."

Wir waren rasch elektrisiert von dem Plan, und schon nach wenigen Tagen fuhren wir in einem mit tausend Kleinigkeiten überfüllten Wagen hinaus. Die Fahrt durch schattige Baumalleen, am Dorfe Pankow vorbei, durch ein schweigendes, dämmeriges Kiefernwäldchen — der Boden mit Nadeln glatt bestreut, würzig duftend, die Stämme in rötlichem Schimmer, — ging uns rasch genug vorüber, da sahen wir schon hinter dem wogenden Getreidefeld, aus welchem hin und wieder die Kronen der niedrigen Obstbäume hervorragten, das rote Dach und die blendenden Fenster des Schulhauses.

Wir trafen gegen Mittag ein. Das saubere Haus, die freundlichen Leute und die netten, neu hergerichteten Zimmer machten auf Mutter einen wahrhaft beglückenden Eindruck. Sie und Mine begannen sofort für unser Mittagessen zu sorgen. Frau Ritter, die Lehrersfrau, mit der sie die Küche teilen mußte, war ebenso hilfreich als bescheiden.

Unterdessen gingen Lore und ich hinaus. Nachdem wir des Schulmeisters kleines Gebiet überschritten hatten, lag, einer Wüste gleich, eine große Sandfläche vor uns; in der Ferne gaben breite Sandhügel, Schanzen aus

dem Franzosenkriege, die ganz zusammengesunken waren, uns eine lebhafte Erinnerung an den verhaßten Feind. Blendend weiß und glühend lag alles in der Sonnenhitze da; man hörte kein Geräusch außer dem Schwirren der Insekten und dem eintönigen Hersagen des Einmaleins in der Schulstube. Wir gingen um das Haus herum. Neben dem Getreidefeld mit den Obstbäumen waren lange Streifen mit Kartoffeln, Bohnen und verschiedenen Gemüsen bepflanzt; auf einer großen Strecke Landes standen ausschließlich Maulbeerbäume noch aus der Zeit der Seidenraupenkultur Friedrichs des Großen, wie uns der Alte nachher erzählte.

Nahe bei dem Hause lag der Friedhof der ärmlichen Kolonie, mit Grabhügeln, deren viele schon ganz eingesunken waren. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Stelle, wo ein lieber Verstorbener ruhte. Nur von dürftigem Grün waren die Gräber überzogen und von einzelnen roten Grasnelken geschmückt, die sich im warmen Winde auf ihren schlanken Stielen bewegten. Von keiner Umzäunung oder Mauer begrenzt, schloß sich die Begräbnisstätte anspruchslos der weiten, öden Heide an. Mittagsdunst lag rings umher, es war ungewöhnlich still und einsam und so friedlich, so schön, daß uns eine heilige Empfindung überkam, und wir wie angewurzelt standen.

Der Garten der Gutsherrschaft, durch den wir heimwärts gingen, machte einen traurigen Eindruck, überall Verlassenheit und Vernachlässigung; Pavillons mit zerschlagenen Fenstern, umgestürzte Steinfiguren und ganz mit Gras und Moos überwucherte Wege, nur dicht am



Papiermühle bei Pankow

Schlößchen ein kleiner Blumengarten, den der Gärtner wohl zu seiner eigenen Freude so frisch und zierlich erhielt; die Herrschaft besuchte das Gut schon seit Jahren nicht mehr.

Ermüdet kamen wir wieder bei Mutter und Mine an, die inzwischen schon tüchtig ausgepackt und eingerichtet hatten.

Bald fühlten wir uns heimisch und traulich in dem lieben einsamen Schulhause. Franz benutzte jede freie Stunde, zu uns herauszureiten, und auch Vater scheute den weiten Weg nicht. Rüstig wanderte er fast jeden Abend zu uns nach Schönholz. Zweimal in der Woche begleitete ich ihn in die Stadt, um zu einer befreundeten Familie zu gehen, wo der Klavierlehrer mich erwartete. Am Tor trennten wir uns, und jeder ging seinen Geschäften nach, und wir winkten und winkten uns noch

zu, solange wir uns sehen konnten. Punkt zwölf Uhr stand ich wieder am Tor und brauchte nicht lange auf meine Equipage zu warten. Der Milchmann von Rosental, der alle Morgen, wenn wir noch schliefen, an Schönholz vorüber nach der Stadt fuhr, nahm mich und einen Korb voll Eßwaren, den ihm unsere Stadtköchin geschickt hatte, mit zurück auf seinem Wagen. Ich setzte mich zu ihm auf das kleine Brett, das vornen, in Stricken schwebend, angebracht war. Hinter uns rumpelten die leeren Milchfässer und unser Korb. Sobald wir aus der Nähe der Stadt waren, schlief der langweilige Milchmann ein. Die Pferde schlichen ebenso schläfrig durch den tiefen, heißen Sand. Ich saß unter meinem Sonnenschirm und dachte mir eine Reise um die Welt dabei aus. Aber nicht mit dem Milchmann! — In der Nähe der Kolonie stieß ich ihn an, um ihn zu ermuntern, denn aus all den kleinen Häusern kamen Frauen und Mädchen, für die er in der Stadt etwas besorgt hatte. Er zog die verschiedensten Dinge aus einem zugebundenen Sack, reichte sie vom Wagen herab und fuhr mich dann bis vor unser Grundstück.

Um uns Kindern eine regelmäßige Tätigkeit zu verschaffen, bat Mutter Herrn Ritter, uns täglich ein oder zwei Unterrichtsstunden zu geben. Der alte Mann, sehr geschmeichelt von dieser Aufforderung, willigte gern ein, und während die Bauernkinder ihn immer nur in Hemdärmeln oder der Arbeitsjacke sahen, kam er zu unserm Unterricht stets blank gewaschen, gekämmt und im Rock. Diese Rechen-, Schreib- und Geographiestunden waren aber schrecklich langweilig, und wir sprangen, wenn sie

vorüber waren, so glücklich zur Türe hinaus, daß auch Cäsar jedesmal ein Freudengebell anhob. Dem Hunde bekam der Landaufenthalt sehr gut. In der ersten Zeit hatte es zwar zuweilen einen kleinen Verdruß gegeben, wenn er den Stadtherrn spielen und den Hühnern imponieren wollte; als aber der Hahn einmal hoch aufgerichtet, mit Zornestönen auf ihn losging, ließ er den Schwanz hängen, schlich beschämt fort und genoß seitdem bescheiden und behaglich die ländliche Ruhe.

Nur an Sonn- und Festtagen ward diese Ruhe und Stille unterbrochen. Es gab damals in Berlin ganz eigene Art von Vergnügungspartien, und es wäre sehr schade, wenn der gesteigerte Luxus und die Eisenbahn sie verdrängt hätten. Mehrere Familien verabredeten zusammen eine solche Landpartie und mieteten dazu einen nur für diesen Zweck bestimmten Wagen. Er war sehr groß, unbedeckt und hatte meistens sechs Bänke, jede für drei Personen berechnet. Am frühsten Morgen hielt er vor der Türe der ihm zunächst wohnenden Familie. Schon das Hinaufklettern auf den Wagen war, besonders für Frauen, höchst unbequem und gab die erste Gelegenheit zum Spaßen. Man wählte die Plätze nach Rang, Alter und Neigung — auch das war lustig. Saßen die Erwachsenen, so wurden die Kinder hinaufgereicht und noch dazwischen eingeklemmt. Zuletzt wurden die Körbe mit Eßwaren unter die Bänke geschoben. So ging es fort von einer Straße zur andern, bis die Gesellschaft zusammen und der Wagen überreichlich besetzt war.

Auch Schönholz wurde zuweilen von solchen Gesell-

schaften besucht oder, wie Mine es nannte, heimgesucht. Etwa gegen neun Uhr des Morgens hielt dann der Wagen, durch Peitschengeknall angekündigt, vor der Türe des Schulhauses, meist mit müden Pferden und schlafenden Kindern. Kutscher und Pferde wurden in der Kolonie beim Schulzen untergebracht, die mitgenommenen Lebensmittel an Frau Ritter übergeben, und nun ging gleich das Vergnügen los.

Gewöhnlich war auch wie in früheren Zeiten ein Possenreißer (aber kein bezahlter) dabei, über dessen unausgesetzte Späße die ganze Gesellschaft pflichtschuldigst lachte. Dies spornte ihn immer mehr an und erhielt die andern frisch. — Man spielte auf dem weiten öden Felde, oft in brennender Sonnenglut „Anschlag", „Zeck" und „Blindekuh". Derjenige, dem die Augen beim Blindekuhspiel verbunden wurden, sang folgende Strophe:

Amor ging und wollte sich erquicken
Aber Psyche ließ sich nicht erblicken;
Er ging wieder
Auf und nieder,
Bis er seine Schöne fand!

Dabei stolperte er oft wirklich, oft nur zum Schein, welches ein allgemeines Gelächter erregte.

Unterdes kochte Frau Ritter eine große Schüssel Kartoffeln, wozu entweder mitgebrachter kalter Braten, oder auch nur Häringe gegessen wurden. Man war außerordentlich genügsam in dieser Beziehung, das Vergnügen war die Hauptsache. Sowie das einfache Mittagsmahl beendet war, rüstete man sich gleich wieder zu neuen Spielen oder Spaziergängen; denn der kostbare

Tag im Freien mußte ganz ausgenützt werden. Bis zum späten Abend dauerte die Fröhlichkeit ungetrübt fort. Zur bestimmten Stunde hielt der Wagen wieder vor der Türe, die Gesellschaft zahlte der Lehrersfrau etwas Geringes und fuhr singend gegen drei Stunden durch den tiefen Sand im Mondschein nach Hause.

Der Herbst nahte. Da es früh schon dunkel wurde, kam Vater nur noch selten heraus. Lore und ich gingen ihm oftmals entgegen, was ihm immer Freude machte. Einmal sahen wir ihn von fern durch den Wald kommen und versteckten uns hinter ein Gebüsch, um ihn plötzlich durch unser Erscheinen zu überraschen. Er kam uns näher, und wir hörten ihn aus voller Seele Gebete sprechen, dabei schritt er rüstig vorwärts und sah so heiter und glückselig aus, daß wir unsern kindischen Vorsatz aufgaben und verlegen leise zu ihm hintraten. Er schien gestört und verbarg hastig etwas vor uns. Wir waren ganz traurig darüber, und ich fragte in betrübtem Tone: „Was hast du, Vater? zeig es uns."

Er sah uns sehr ernst an, als er aber unsern feuchten Augen begegnete, lächelte er und zog ein ledernes Band hervor, das in einen rundlichen Knoten geschürzt war.

„Es sind die heiligen zehn Gebote," sprach er in feierlichem Tone. Wir berührten sie mit ehrfurchtsvoller Scheu. Vater war sichtlich erleichtert, streichelte uns freundlich und sagte: „Jetzt springt voran und stört mich nicht."

Wir liefen nach Hause und erzählten Mutter alles. Da sie Vater Vorwürfe über sein Mißtrauen und seine Heimlichkeit machte, sagte er: „Wie glücklich bin ich,

daß ich von nun an ohne Scheu vor euch meine Gebräuche üben kann. — Zu der Gemeinde gehöre ich nicht mehr, ich denke, der himmlische Vater wird mit meinem einsamen Gottesdienste vielleicht auch zufrieden sein. — Mutter, du kannst dir gar nicht denken, wie sich jetzt mein ganzes Herz dahin drängt, ich werde alt!"

Die Zeit des Versöhnungsfestes kam heran und Vater beschloß, wenn auch außer der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen, doch für sich allein dieses höchste und ernsteste der Feste wieder mitzufeiern. All unsere Besorgnisse, daß diese Anstrengung ihm nicht bekommen werde, wies er zurück; so mußten wir uns darein fügen.

Kaum war die Sonne am Vorabende des Festtages untergegangen, so wünschte er uns allen eine gute Nacht und ging in ein einsames Hinterstübchen, das er verschloß. Es war ein grauenhaftes, unheimliches Gefühl für uns, in seinen Sterbekleidern ihn uns jetzt denken zu müssen. Geräuschlos legten wir uns nieder und horchten seinem Gebet, die Müdigkeit aber übermannte mich, noch lange hörte ich die Töne seines Gebets durch meinen Schlaf. Am andern Morgen wartete Mutter besorgt an seiner Tür, er aber trat heiter und fröhlich heraus. Keine Art von Erfrischung durfte er sich erlauben, selbst sich zu waschen war ihm verboten. Er ging ins Freie, Lore und ich begleiteten ihn.

In dem großen Garten der Herrschaft stand auf einem Hügel, von Büschen versteckt, ein japanisches Schirm-

dach auf einem Mittelpfosten ruhend. Auf der Spitze saß ein buntgemalter Drachen von Holz, der mit seinem grimmigen Rachen und den ausgebreiteten Flügeln aus dem Grün hervorragte. Es war ein angenehmes Plätzchen, Spaziergänger vor einem Regenschauer zu schützen. „Das soll mein Tempel sein," sagte Vater lächelnd, „spielt ihr unten und stört mich nicht." Mit diesen Worten ging er langsam den Hügel hinan, und ward unsern Blicken durch das Gebüsch entzogen. Wir setzten uns andächtig in das hohe, weiche Gras, eine heilige Stille war rings um uns her, nur durch den Gesang der Vögel unterbrochen, die lustig über uns hinflogen in dem hellen Sonnenschein. Mir war so wohl, so leicht ums Herz, als wären auf einmal alle Schwächen und Fehler von mir genommen, durch das Gebet des lieben, frommen Mannes da oben unter dem Drachen.

So hatten wir eine Zeitlang in tiefer Rührung gesessen, nun fing uns aber doch die Zeit an lang zu werden, wir standen auf, suchten Blumen, spielten, jagten uns und kamen lachend und lärmend zu Hause an. Mittags war auch Vater zurückgekehrt, wir baten ihn aber sich zu entfernen, als wir uns zum Essen setzten, denn es war uns nicht möglich in seiner Nähe etwas zu genießen; er willigte uns zu Gefallen ein, versicherte aber freundlich und anspruchslos, wie er immer war, daß er gar kein Bedürfnis fühle etwas zu genießen.

Endlich kam die von Mutter sehnlichst erwartete Dämmerungsstunde, und mit frohem Herzen breitete sie ein Tuch über den Tisch, zündete die Lichter an und ließ die Lieblingsgerichte Vaters auf dem Tische

dampfen. Eilig liefen wir, ihn zu holen, er aber fing erst in aller Ruhe an sich zu waschen und zu putzen, und als wir nun ungeduldig immerfort ihn riefen, sagte er: „Ei Kinder, ich kann doch nicht so unfestlich an den hellen festlichen Tisch mich setzen.“ Seine wahre begeisterte Frömmigkeit hatte ihn leicht und ohne Anstrengung die schweren Stunden des Fastens, Wachens und Betens überstehen lassen.

Bald nach diesem Feste kamen viele auf einander folgende Regentage und machten den Aufenthalt auf dem Lande unbehaglich. Die Abende wurden lang und einsam, so beschlossen wir wieder in die Stadt zu ziehen, und so sah uns denn der September wieder in unseren alten Räumlichkeiten in Berlin.

Im Oktober feierte ich meinen dreizehnten Geburtstag. Das kostbarste Geschenk dieses Tages war mir die Erlaubnis, von jetzt an zuweilen mit den andern das Theater besuchen zu dürfen.

In nächster Zeit sollte dieser größte Wunsch meines Lebens in Erfüllung gehen, und in fieberhafter Erregung erwartete ich den ganzen Tag über die Stunde, um Hut und Mantel nehmen zu dürfen, und mit Minen mich auf den Weg zum Theater zu machen.

Die Vorstellung war eine ganz ungewöhnliche, die damals in allen Zeitungen Europas gepriesene Frau Hendel-Schütz gab, wie überall, ihre mimischen Darstellungen. Sie fanden noch im alten, jetzt abgebrannten Opernhause statt. Ich klammerte mich fest an Mine,

als wir in den sehr unkünstlerischen, dunkeln, niedern Eingang traten. Mich berauschte der Geruch von Moder und heißem Punsch, welcher letztere in der anstoßenden Restauration bereitet wurde. Wir stiegen die Treppe hinauf, gingen in die Loge, und ich war erstaunt über den glänzend erleuchteten, schönen, weiten Raum. Nach der Ouvertüre hob sich der Vorhang, und man erblickte Madam Hendel-Schütz in griechischer Tracht, ganz nach antiken Vorbildern. Welche Gestalten es waren, die sie darstellte, weiß ich nicht mehr; nur die „Sphinx", ihr berühmtestes Kunststück ist mir im Gedächtnis geblieben. Sie lag auf einem großen grauen Theaterstein, ebenso grau eingehüllt, die ägyptische Stirnbinde um den in der Tat edeln Kopf, den Hals und die schönen Schultern, Busen und Arme entblößt. Regungslos hielt sie die Arme gerade vor sich hingestreckt; unbeweglich starrte sie ins Weite, eine eigentümlich leise Musik des Orchesters begleitete diese Szene.

Das Publikum raste und tobte vor Entzücken; Madam Hendel-Schütz rührte das nicht; sie blieb unbeweglich, was den Beifall natürlich nur noch steigerte. Ich ging sehr enttäuscht nach Hause.

Am nächsten Morgen machte ich meiner Entrüstung Luft, in der Stunde bei Herrn Kräblin: „Ach," sagte ich, „wie geheimnisvoll, schaurig war mir nach ihren Erzählungen das schweigende, lautlose Hinausschauen der Sphinxe von den Grabmälern; aber das Hinausstarren der Madam Hendel-Schütz in die Kulisse kam mir recht langweilig und albern vor!"

„Es freut mich mein Kind," sagte mein alter Lehrer,

„daß du mit eigenen Augen siehst, und dich nicht von der Menge bestimmen läßt.“

Ein glücklicher Zufall brachte mir bald Gelegenheit auch etwas Ungewöhnliches zu hören. Die weltberühmte Sängerin Catalani gab in Berlin zwei Konzerte, eines in der Kirche, das andere im Theater; und da Franz das letztere nicht besuchen konnte, seiner überhäuften Geschäfte wegen, durfte ich Mine dorthin begleiten. Die Bühne stellte einen Saal vor. Nachdem das Orchester eine Beethovensche Sinfonie sehr schön gespielt hatte, trat Madam Catalani in einer idealen Tracht auf. Die freundliche Begrüßung des Publikums nahm sie, ganz ihrer imposanten Gestalt angemessen, sehr vornehm auf.

Sie sang eine Arie von Händel mit ungewöhnlich klangvoller Stimme. Stürmisch applaudiert und hervorgerufen dankte sie mit gnädigem Kopfnicken. Einige Orchesterstücke und andere Nummern folgten, dann endlich kam das vom ganzen Publikum mit Spannung erwartete „God save the king“. In der Mitte der Bühne stehend, sang sie den ersten Vers leise mit wohlklingender Stimme. Beim zweiten Vers trat sie vor an die Rampe und übertönte wie mit mächtigem Posaunenklang das ganze volle Orchester.

Wieder ging ich unbefriedigt nach Hause und war froh, des andern Tages bei Herrn Kräblin mein Herz ausschütten zu können. Er hörte mir wie gewöhnlich aufmerksam und freundlich zu; dann drohte er mit dem Finger und sagte: „Kind, Kind, werde mir nicht mäklig!“

Endlich kam ich dazu, das zu erleben, was ich mir eigentlich vom Theater vorgestellt hatte. Der Tenorist

Gerstäcker, Vater des Amerikareisenden, gab Gastrollen in Berlin.

Franz glaubte mich durch mein bißchen Klavierspielen berechtigt, einige Opern, in welchen der fremde Sänger auftrat, zu hören. So durfte ich den Aufführungen des „Sargines“ von Paer, des „unterbrochenen Opferfestes“ von Winter und des „Wasserträgers“ von Cherubini beiwohnen. Gerstäcker, welcher den Sargines, den Murnay und den Grafen Armand gab, war ein sehr hübscher, junger Mann mit höchst sympathischer Stimme und anmutigem Gesang and Spiel. Ich war von ihm ganz entzückt und hingerissen und gleich am Morgen nach der ersten Vorstellung freute ich mich, Herrn Kräblin zeigen zu können, daß ich nicht mäklig sei. Ich erzählte und beschrieb wahrscheinlich mit sehr glühenden Farben, denn er sah mich so sonderbar lächelnd dabei an. Als ich geendet hatte, sagte er ein wenig ernst: „Ja, ich habe auch gehört, er soll recht brav sein.“ „Brav,“ wiederholte ich, vor Entrüstung kaum imstande das Wort herauszubringen. Seine Äußerung würde mich aus allen Himmeln gerissen haben, hätte ich nicht zu fest darin gesessen.

Während ich in den beiden ersten Opern nur Gerstäcker sah und hörte, wirkte im „Wasserträger“ auch das Ensemble auf mich, und die Handlung erschütterte mich in tiefster Seele. Die Spannung, bis Graf Armand glücklich aus dem Faß und zum Tor hinausgesprungen war, machte mich fast krank. Nun kann man sich vorstellen, wie mir zumute war, als Franz eines Morgens sagte: „Der Sänger Gerstäcker wird heute Abend nach

seiner letzten Gastrolle mit uns zu Nacht speisen. Richtet euch darauf ein, ihn und einige Freunde zu empfangen."

Es hatte neun Uhr geschlagen; der Tisch war hübsch gedeckt. Vater zog die Pfropfen aus den Weinflaschen und stellte sie auf. Mit Herzklopfen gingen Lore und ich umher und warteten auf das Läuten der Hausglocke. Endlich hörten wir den ersehnten Klang, vernahmen lebhaftes Sprechen im Vorzimmer. Nun trat Franz mit zwei uns befreundeten Herren und dem Sänger ein. Er war es wirklich, aber nicht so bleich und erschöpft, als ich es erwartet und gewünscht hatte. Wir setzten uns. Er war angenehm und freundlich in der Unterhaltung. Daß er mit höflicher Verneigung gegen Mutter den Braten rühmte, schien mir ein Beweis seiner Liebenswürdigkeit. Als er aber anfing genau zu beschreiben, wie bei ihm zu Hause der Braten geklopft, gerieben und gespickt werde, erschrak ich. Der poetische Sargines und ein gespickter Braten! Wie sollte ich in meiner Schwärmerei das fassen! — Zum Glück söhnte seine Äußerung beim Abschied mich wieder mit ihm aus. Er sagte, indem er Franz die Hand reichte: „Ich wollte, ich wollte, ich sammelte auf meinen ferneren Gastrollen ebensoviel Teilnahme und Verständnis als bei Ihnen!"

So anmutig und freundlich meine Erinnerungen an Gerstäcker waren, durch die großartige Erscheinung der Sophie Schröder wurde sie ganz in den Hintergrund gedrängt. Leider habe ich sie nur ein einziges Mal gesehen und zwar in einem sehr untergeordneten Stücke, „Johanna von Montfaucon". Niemals habe ich wieder ein Organ gehört von solcher Kraft, Ausdauer, Leiden-

schaft und zugleich von solch rührender Weichheit und Innigkeit. Dabei war ihre Mimik so ausdrucksvoll und scharf, daß es oft keines Wortes bedurfte. Eine Szene ist mir genau im Gedächtnis geblieben. Johannas Burg wird nächtlicherweile überfallen. Vom Waffenlärm erweckt will sie über die Bühne fliehen. Keine andere Künstlerin durfte es wagen, auf ähnliche Weise, wie Sophie Schröder, diesen Moment darzustellen. Gelähmt von Schrecken, vermag sie sich nicht von der Stelle zu bewegen, und packte in der Angst ihr Nachtgewand, zog sich gleichsam selbst auf diese Weise fort. Ihre Mimik, ihre Bewegung genau zu schildern, ist kaum möglich; aber der Eindruck, den sie auf alle, nicht auf mich allein, hervorbrachte, war ein erschütternder.

Als ich meinem Lehrer davon sprach, sagte er: „Ich bin ein Verschwender gewesen, habe mir auch ein Billet gekauft und die Schröder als Isabella in der „Braut von Messina" gesehen, und es reut mich nicht. — Denn wenn ich 100 Jahre alt werde, vergesse ich die Szene nicht, in welcher die Leiche Don Manuels der Mutter gebracht wird. Wie ahnungsvoll, zögernd trat sie an die Bahre, hob mit zitternder Hand die schwarze Decke empor, stieß entsetzt die Worte: „O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!" hervor, beugte sich halb über die Leiche und sprach dann besonders die Worte „mein Sohn, — mein Manuel" mit so erschütternder Gewalt der zärtlichsten Mutterliebe, daß wohl kein Auge trocken blieb."

Wieder kam der Sommer und brachte unerträgliche Hitze. Unsere einzige Erfrischung waren die kleinen

Spaziergänge nach dem nahegelegenen Windmühlenberg und zu Franzens Mühle, wo er die Färbehölzer mahlen ließ. Wir Kinder begleiteten ihn oft und gern, zuweilen auch Mutter und Mine, die ihre Arbeit mitnahmen und sich auf umgehauene Baumstämme setzten und eifrig nähten, während wir umherspielten, bis Franz mit seinen Geschäften fertig war. Fröhlich gingen wir dann nach Hause. Wie genügsam waren wir doch! Die Hügel mit dem dürftigen Rasen, den zwei oder drei staubigen Büschen, das ferne Geräusch der Stadt, zuweilen der rötliche Schimmer der Abendsonne, dies alles erfüllte uns mit einer Stimmung, wie sie wohl den Bewohnern reicherer Gegenden nur bei den herrlichsten Naturszenen zuteil wird.

Sommer und Herbst brachten uns keine besonders bemerkenswerten Ereignisse.

Der Winter [1817/18] stellte sich ein, und der Windmühlenberg lag voll Schnee, und wir saßen fleißig und traulich zu Hause. In diesem Winter schienen die Maskenbälle das Lieblingsvergnügen der Berliner zu sein, und Franz schien bei keiner dieser Lustbarkeiten fehlen zu dürfen. Eines Morgens trat er ganz besonders aufgeregt zu uns ins Zimmer und freute sich uns noch beim Frühstück zu finden. Seiner sonstigen Gewohnheit entgegen setzte er sich zu uns und erzählte: „Ich habe gestern abend eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht. Ziemlich gelangweilt ging ich unter den Masken umher, als eine schlanke, männliche Gestalt im Domino mir auffiel. Ich warf ihm einige Worte zu und war sehr erstaunt, eine sehr geistvolle, pikante Antwort zu

erhalten. Das reizte mich, kurz, wir waren bald in ein so lebhaftes Gespräch verwickelt, daß wir uns in einem einsamen Winkel des Saales Platz suchten und bis Mitternacht unsere Unterhaltung, die immer wärmer und vertrauter wurde, fortsetzten. Die Hitze und der Durst trieben uns zum Büffet, und nun denkt euch mein Erstaunen, als der blaue Domino seine Maske abnahm und ich statt eines 40jährigen, wie ich erwartet, einen zarten, blonden Jüngling von höchstens 17 Jahren vor mir sah. Ich war so frappiert, daß ich laut auflachen mußte. Alles, was er sagte, war so ernst, so männlich, seinen Jahren so voraus, daß mein Interesse für ihn immer höher stieg. Auch er schien Wohlgefallen an meiner Unterhaltung zu finden, und so zweifle ich nicht, daß er sein Versprechen halten wird, mich zu besuchen.

„Wer ist denn der junge Mensch?" fragte Mutter. „Er ist der Neffe des berühmten Ludwig Devrient." „Ach!" riefen wir alle erfreut und überrascht. „Er ist im Geschäft seines Vaters, eines geachteten Kaufmanns, und gewiß kauft manche junge Dame Blumen und Handschuhe im Laden des alten Devrient in der Brüderstraße, nur um den hübschen Eduard durch das Kontorfenster am Pult sitzen zu sehen."

Wir waren natürlich nicht wenig gespannt, diesen „Wunder-Jüngling", wie wir ihn nannten, kennen zu lernen, und guckten jedesmal, wenn es klingelte, durch die Türspalte. Endlich am Sonntag mittag, wir waren noch bei Tische, meldete das Mädchen einen jungen Herrn, der Franz zu sprechen wünsche. „Das ist er! das ist er!" riefen wir. Franz ging hinaus; wir hörten eine

freudige Begrüßung, die Türe von Franzens Zimmer knarren und warteten in atemloser Spannung. — „Wie sah der Herr aus?“ fragten wir. „Sehr hübsch,“ war Dörtens kurze, aber im Kennerton gesprochene Antwort.

„Das ist wirklich ein ganz origineller Mensch,“ rief Franz, als er seinen Freund hinausbegleitet hatte, schon im Eintreten. „Unzufrieden mit seinem Beruf, melancholisch, wie nur ein Jüngling sein kann, voll glühender Begeisterung für die Kunst, und dabei von den strengsten Grundsätzen. Er ist so moralisch, ach so beschämend moralisch.“

Am nächsten Sonntag waren wir eben in eifrigstem Komödienspiel bei einer Freundin, als Mutter uns nach Hause rufen ließ. „Der junge Herr ist wieder da,“ sagte Dörte. Wir liefen mitten aus der tragischsten Szene davon, zu Mariannes größtem Ärger. Mit Herzklopfen und Zagen drückte ich auf die Türklinke.

Bei der hellen Lampe am Tische saßen die Eltern und Mine, Franz und der Fremde in der letzten Fensternische des großen Zimmers in eifrigem Gespräche und sahen sich nicht einmal um, als wir eintraten. Ich setzte mich absichtlich mit dem Rücken gegen sie, um zu zeigen, daß ich mich auch nicht um sie kümmere.

Mutter bat die Herren an den Teetisch, und langsam, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, traten sie heran.

„Ach, da seid ihr ja,“ rief Franz und stellte uns als seine kleinen Schwestern vor. Der junge Mann begrüßte uns durch ein freundliches Nicken, wie man Kinder zu grüßen pflegt. Das verdroß mich wieder. Wie konnte

aber auch Franz so ungeschickt sein, uns als kleine Schwestern vorzustellen.

Ich war verstimmt, zum erstenmal in meinem Leben.

Franzens Freund sang Lieder, las Gedichte, ernste und muntere, in alemannischer Mundart, ganz allerliebst. Alle waren entzückt, in heiterster Laune, nur ich saß mürrisch und wortkarg da und hatte, was mir sonst so fremd war, ein Gefühl von Bosheit, denn ich besann mich nur, wie ich den jungen Gast wohl ärgern könnte.

Zum Überfluß forderte mich Franz noch auf ihm etwas vorzuspielen; der gute Franz, er wollte mit seiner kleinen Schwester prahlen. Es war mir nicht danach zumute, aber ich wußte, wie leicht er heftig wurde, und wünschte auch nicht, der Fremde möchte glauben, ich wolle von ihm gebeten sein. So bezwang ich Angst und Widerwillen, suchte mir Noten und spielte, — ich glaube nicht schlecht.

Der junge Devrient sagte mir einige freundliche, lobende Worte, die ich mit trotzigem Lächeln aufnahm.

„Nun, wie gefällt euch Eduard?" fragte Franz, als dieser eben fortgegangen war. Die ganze Familie war seines Lobes voll, selbst im Bette dauerte das Gespräch zwischen Mutter, Mine und Lore durch die geöffnete Türe des Schlafzimmers noch lange fort.

„Nun, du sagst ja gar nichts, gefällt er dir denn nicht?" rief Mine mir zu. Ich stellte mich schlafend — und wachte fast die ganze Nacht.

Eduard besuchte uns oft, und wurde allen mehr und mehr ein lieber, willkommener Gast. Nur wir beide konnten nicht miteinander fertig werden. Erstens mißfiel es mir sehr, daß er so galant gegen alle jungen Mädchen war, die er in unserm Hause traf. Ich nannte es „seiner ganz unwürdig", worüber Franz schrecklich lachte. Die gute Mine aber war sehr betrübt, und bat mich freundlich gegen Eduard zu sein. „Du bist es ja sonst gegen jedermann, nur vor ihm zeigst du dich, wie du eigentlich gar nicht bist. Er meint es so gut mit dir, — aber er nannte dich neulich gegen mich einen kleinen verzogenen Trotzkopf."

„O ja," erwiderte ich gereizt, „er meint es gut, er kümmert sich um mein Klavierspiel, und wie weit ich in der Geographie und Geschichte bin, und das will ich nicht. Ich habe an einem Lehrer übergenug und brauche nicht noch einen pedantischen Schulmeister."

Mine schüttelte den Kopf; sie verstand Eduard und wurde bald seine vertrauteste Freundin. Ihr teilte er alle seine jugendlichen Pläne, Hoffnungen und Enttäuschungen mit.

Eines Tages brachte uns Eduard seine Schwester Auguste, ein sehr hübsches, blondes Mädchen, ein Jahr jünger als ich. Sie ging in die Schule und hatte wohl daher schon ein etwas damenhaftes, ungezwungenes Benehmen, das ich bewundernd anstaunte. Wir konnten uns anfangs nicht recht in einander finden, denn ich war noch ein rechtes Kind.

Eine Einladung von Eduards Eltern für uns brachte große Aufregung hervor, und nach sehr feierlichem Abschied von Mutter und Mine gingen Lore und ich schön geputzt an dem bestimmten Sonntag nach der Brüderstraße. Wir erblickten den Namenszug von T. P. Devrient schon von ferne und schlichen leise bei dem Laden vorüber, durch die kleine Türe, die enge Treppe hinauf. Oben standen wir lange vor der Türe, lachten vor Angst und ließen die Klingel immer wieder los, bis ich mir ein Herz faßte und schellte.

Auguste sprang uns froh entgegen, sie hatte schon gewartet. Etwas beklommen gingen wir mit ihr durch das erste kleine Zimmer, „die gute Stube", in ein zweites, das eigentliche Wohnzimmer, das wenig größer und sehr einfach war. Hier empfing uns die Mutter sehr freundlich und gut. Sie war eine große, korpulente Frau mit kurzgeschnittenen Haaren, dem sogenannten Tituskopf. Der erste Eindruck, den sie auf mich machte, war kein sympathischer, doch entdeckte ich unter der etwas gebräunten und runzeligen Haut die vormals schönen, ja edeln Züge des Gesichts, fand auch bald in Mathilden, der jüngsten Schwester Eduards, einem bleichen Kinde von außerordentlicher Schönheit, das Gesicht der Mutter wieder.

Eduard, der nun als alter Bekannter unserer Verlegenheit ein wenig hätte zu Hilfe kommen können, hielt sich ganz fremd und fern. Er war offenbar durch unsern Besuch auch befangen, und mir kam es vor, als ob er mich prüfend beobachtete. Das ärgerte, reizte mich, und verwandelte meine Blödigkeit in eine wahre Ausgelassen-

heit. Ich lachte viel über die Spässe seines jüngeren Bruders Emil, der sich als Altersgenosse uns zugesellt hatte. Mein Beifall spornte ihn immer mehr an, und so saßen wir dann ganz vertraulich beieinander und trieben tausend Possen. Eduard schien dadurch aufs tiefste gekränkt. Ich sah durch die offene Türe, wie er im Nebenzimmer auf dem Fenstertritt saß, den Kopf in die Hand gestützt und hinaus in die dunkle Nacht sah. Ein Ausruf der Mutter, „Na, was hat denn dir schon wieder die Petersilie verhagelt?" verbesserte natürlich seine Stimmung nicht.

Als wir zum Nachtessen gerufen wurden, fanden wir die ganze Familie um den Tisch versammelt. Nur Wilhelm, der um zwei Jahre ältere Bruder Eduards, war nicht daheim. Er war taubstumm und besuchte deshalb eine Anstalt. Später lernte ich ihn kennen als einen schönen, kräftigen jungen Mann voll feiner Empfindung und reicher Begabung. Er sollte als Maler den Kunsttrieb der Familie betätigen.

Der Vater, dem Eduard entschieden ähnlich sah, gefiel mir in seiner unendlichen, gutmütigen Freundlichkeit sehr, auch die Mutter, als ich sie zwischen all ihren schönen Kindern so beglückt und stolz sitzen sah, ward mir gleich viel lieber, nur Karl, der älteste der Brüder, der eben zum Besuch aus Zwickau gekommen war, wo er in der chemischen Fabrik des Onkels Emanuel arbeitete, flößte mir wahrhafte Furcht ein, obgleich er sich sehr liebenswürdig und unterhaltend zeigte. Seine scharfen, etwas frivolen Blicke wirkten fast lähmend auf mich, und ich saß mit meinem fort-



Eduard Devrient, nicht ganz 16 Jahre alt

währenden Erröten wohl ziemlich einfältig und eingeschüchtert da.

Eduard selbst war sehr ernst, sprach den ganzen Abend über fast kein Wort, und es kam mir vor, als müsse er bei uns sich heimischer fühlen als in seinem Elternhause.

Uns zu Hause standen damals manche unliebsamen Tage bevor. Was Mutter längst gefürchtet hatte, trat ein. Franzens großartige Geschäftsunternehmungen hatten sich so ausgedehnt und überhandgenommen, daß er bald selbst einsah, sie nicht überwältigen und den Forderungen gerecht werden zu können. Vergebens! Er mußte sich dareinfinden, alles so fein Erdachte und Angelegte unvollendet aufzugeben. Er verließ Berlin, wieder ganz mittellos und ohne jede Aussicht. Die ziemlich wertvollen Vorräte wurden mit Beschlag belegt, das Mobiliar verkauft. Einen geringen Teil des komplizierten Geschäftes, den Handel mit fremdländischen Hölzern, übernahm Vater, durch Ludwigs Geldmittel unterstützt, und gründete sich dadurch einen, wenn auch ganz bescheidenen Erwerbszweig. Unserm Wirt wurde die große, elegante Wohnung gekündigt, und er war so rücksichtsvoll, uns zu gestatten auszuziehen, sobald wir eine für uns passende Wohnung gefunden hätten. So durchwanderte Mine die Straßen von Berlin, und wir alle gaben mit Freuden das trügerische Glanzleben auf.

Aus meinen Mädchenjahren

(1818—1819)

Berlin

(Oktober 1818 bis März 1819)

Wir hatten in einem ganz entgegengesetzten Stadtviertel, in der Beerenstraße, eine kleine, bescheidene Parterrewohnung bezogen, zwei für uns überflüssige Zimmer waren wir so glücklich gleich an ein paar Studenten zu vermieten. Der eine war Theologe, der andere, ein junger Mann von Adel, Jurist, beide aus Holstein, was ihnen, da sie hörten, daß wir längere Zeit dort gelebt, eine Art landsmännisches Interesse für uns gab. Sie waren gebildete junge Leute, so daß meine Eltern ihnen gern ihren Wunsch, uns zuweilen abends besuchen zu dürfen, erfüllten. Vater besonders hatte große Freude an dem muntern Geplauder der jungen Leute, nur Eduard schien jedesmal verstimmt, wenn er bei seinen abendlichen Besuchen die Studenten auch an unserm Teetisch fand, sie verstanden es aber bald ihn in ihre anregenden Gespräche zu ziehen. Vater, der schon alle Morgen früh nach seinem Geschäftslokal ging, fand große Befriedigung in dieser neuen, selbständigen Tätigkeit. Das stille, bescheidene Leben war uns allen eine wahre Erholung nach der unruhig aufregenden vergangenen Zeit.

Mein 15. Geburtstag (Oktober 1818) rückte heran. In meinem roten Festtagskleide, ein rotes Samtband um die Locken gebunden, stand ich gerührt, verlegen da, die Glückwünsche und kleinen Geschenke in Empfang zu nehmen, als auch Eduard kam. Er war sehr herzlich und reichte mir ein Päckchen mit der Bitte, es jetzt nicht zu öffnen, da er nur wenig Minuten bleiben könne, er freue sich aber den Abend mit uns zuzubringen.

Kaum war er fort, so holte ich das Päckchen, setzte mich damit auf den Fenstertritt, und Mutter, Mine, Lore, alle kamen eiligst herzu. In großer Erregung wickelte ich den Umschlag auseinander und las die Überschrift. „An Therese zu ihrem 15. Geburtstage." Ich blätterte und zählte 15 Quartseiten vollgeschrieben.

„Herr Gott! das kann ich nicht alles lesen," rief ich. „O du undankbares Kind, der Mensch gibt sich so viel Mühe für dich, und du willst es nicht einmal lesen!" sagte Mutter vorwurfsvoll.

„Nun, das muß er aber doch wissen, daß ich" — dabei fing ich aber doch an zu lesen.

„Lassen Sie mich an dem heutigen Tage, der Sie so ernst in eine neue Welt einführt, der die Schranke der fröhlichen Kindheit vor Ihrem Blicke einstürzt, so recht als wahrer Freund zu Ihnen sprechen."

Und nun lobte er meine Talente, — meine Heiterkeit — bat mich, diese Gabe mir auch im Alter zu bewahren und zeigte mir die Mittel hierzu, durch Tugend und Frömmigkeit.

„Ach, du lieber Gott!" seufzte Mine. — Ferner tadelte er meinen Stolz, daß ich nie bitten wollte u. s. w.,

kurz, es war eine lange moralische Abhandlung, die ich mich nicht enthalten konnte, in pathetisch singendem Kanzelton vorzutragen. Als ich geendet, wickelte ich meine Epistel verdrießlich zusammen.

„Sehr schön!“ sagte Mutter.

„Na!“ sagte Mine.

„Nicht wahr, Mine, für einen jungen Mann von 17 Jahren ist er doch zu vernünftig,“ flüsterte ich.

„Freilich, unausstehlich ist er, ganz unausstehlich,“ antwortete sie.

Im Verlauf des Tages guckte ich zwar öfter heimlich in Eduards Schrift, und dann kam mir manches darin wahr und gar nicht so häßlich vor; aber ich war doch recht verlegen, was ich ihm abends darüber sagen sollte.

Glücklicherweise kam er mit den beiden Studenten zugleich, so ging ich rasch zu ihm hin und sagte nur: „Ich danke auch schön!“ Damit hoffte ich loszukommen, er aber nahm meine Hand, beugte sich zu mir nieder und fragte in seinem süßesten, unwiderstehlichsten Tone:

„Sind Sie mir böse, daß ich so offen, so rückhaltlos zu ihnen gesprochen habe?“

Ich sah ihn an, die dumme Epistel war ganz vergessen, ich schüttelte den Kopf.

Da trat Naide, unsere nachbarliche Freundin, ein und füllte gleich die ganze Stube mit Lust und Ausgelassenheit.

„Heut müssen wir Blindekuh spielen,“ rief sie, „das ist Theresens Lieblingsspiel,“ und nach wenig Minuten liefen all die erwachsenen, vernünftigen Leute

wie tolle, kleine Kinder in dem engen Zimmer umher. Vater nahm lebhaft teil daran, er versteckte Lore und mich ganz beängstigt hinter sich, wenn uns Gefahr drohte, gehascht zu werden.

Wir waren alle in höchst glücklicher Stimmung. Nur einmal, als ich bei Eduard vorüberhuschte, hörte ich, wie er Naiden viel Schmeichelhaftes über ihre schönen Augen sagte.

„Der Heuchler!“ dachte ich, „mir predigt er Tugend und Frömmigkeit!“ Ich ward recht böse auf ihn, aber nicht lange, denn alle waren so freundlich und liebevoll gegen mich — auch Eduard, — daß meine üble Laune schwand, und ich ihm seine unpassende Galanterie vergab.

Überdies wußte ich nur zu gut, daß sein Herz von solchen Koketterien nicht berührt wurde. War es doch ganz von einem andern Gegenstand erfüllt; und dieser Gegenstand war — seine Tante, eine Frau fast noch einmal so alt als er. Ihr Mann, der vergötterte Ludwig Devrient, beglückte Tausende durch seine Kunst und war doch nicht imstande, das Glück dieser einzigen, die auf ihn angewiesen war, zu gründen. Er hatte sie wohl zum Teil aus Gutmütigkeit geheiratet, weil es ihr in Breslau beim Theater, wo sie zusammen engagiert waren, nicht gut erging. Ihre bleiche Duldermiene aber machte ihm bald Langeweile, er ließ sie und verbrachte seine freie Zeit mit seinem Freund, dem Dichter E. T. A. Hoffmann im Weinhaus.

Was den Onkel forttrieb, lockte den Neffen an. Dem verkannten, ungeliebten Weibe Tröster zu sein, stellte er sich zur Aufgabe seines Lebens. Er schwärmte

mit ihr in den höchsten Gebieten der Kunst. Wenn seine wärmere Empfindung für sie zuweilen durchbrach, wies sie ihn streng zurück, und er betete den reinen Engel nur um so inbrünstiger an. Daß sie einen andern Tröster kannte, einen flotten jungen Mann, den sie später, vom Onkel geschieden, auch heiratete, davon wußte Eduard freilich nichts, würde es auch keinem Menschen geglaubt haben.

So hatte er denn, was in damaliger Zeit zu einem richtigen Jüngling von 17 Jahren notwendig gehörte, eine vollständig unglückliche Liebe. Sie gab seinem Wesen etwas schwärmerisch Melancholisches, was ihm sehr gut stand und ihn bei allen Damen interessant machte. Mine war die Vertraute dieser Neigung und sehr stolz darauf, ich aber recht froh, daß er mich nicht dazu erwählt, denn ich würde schwerlich all seine Entzückungen über diesen reinen Engel so geduldig mit angehört haben. Abends saß er oft stundenlang in Gedanken versunken bei uns am Flügel und phantasierte, daß fast die Saiten sprangen. Mutter winkte mir zu und zeigte auf ihren Kopf, der ihr weh davon tue, das brachte mich zum Lachen, und ich setzte mich geschwind hinter ihn ans Fenster, damit er es nicht bemerke. Hier konnte ich nun wieder stundenlang sitzen, seinen Rücken ansehen und die schönen blonden Locken an dem vorgesenkten Kopfe und hörte von all dem Trommeln und Lärmen auf dem Klavier keinen Ton.

War das Wetter schön und sein Herz ihm gar zu voll, so kam er und forderte uns auf mit ihm hinauszugehen ins Freie. Ich hatte zwar selten Lust dazu,

da ich alles Spazierengehen haßte, ließ mich aber doch erbitten. Die schön gebahnten schneeigen Wege unter den weißbereiften Bäumen entzückten mich, und ich lief lustig mit Lore voran. Wenn Eduard dann aber immer neben Mine ging und von der Tante erzählte, fingen wir gewöhnlich an heftig zu frieren und trieben zum Nachhausegehen. Klagte ich hier nun über Kribbeln in den Fingern, so wärmte er mir die kalten Hände in den seinen oder hauchte sie warm, — erhielt aber doch keinen freundlichen Blick dafür von mir.

Weihnachten kam, fand aber nicht wie sonst uns in so schöner Festesstimmung, denn Vater klagte viel, ganz seiner sonstigen Gewohnheit entgegen. Der Arzt hielt seinen Zustand für vorübergehend und durchaus nicht besorgniserregend. Aber die sehr bedrückte, traurige Stimmung des lieben alten Mannes, der stets alles, was uns nur im geringsten beunruhigen könnte, zu verbergen gewußt hatte, ängstigte uns dennoch. Er ging fast gar nicht mehr aus, saß still und gedankenvoll in der Sofaecke und war sanft und freundlich wie immer. Zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubte, stand er lange vor Franzens Bild, und Tränen rollten über seine Wangen.

Nach langem Schweigen kam ganz unerwartet und überraschend ein Brief von Franz, dessen Schicksal uns bis jetzt völlig unbekannt geblieben war. Er schrieb, daß es ihm aufs neue geglückt sei, sich eine Existenz zu gründen; er sei Direktor einer Kohlengrube und eines

Alaunwerkes in Oberschlesien und bitte uns dringend, noch einmal unser Schicksal ihm anzuvertrauen, und in den ersten Frühlingstagen nach Babigora, seinem jetzigen Wohnorte, zu kommen. Er sehne sich aus tiefster Seele wieder nach dem Zusammenleben mit uns, und auch uns würde gewiß der Aufenthalt auf dem Lande, in der frischen Gebirgsluft wohltun.

Auf welche Weise es ihm abermals geglückt war, eine solche Stellung zu erlangen, sagte er nicht, aber wir waren bei ihm schon gewohnt, das Unglaublichste möglich zu finden.

Vater schien durch diese Aussicht für uns einer großen Sorge enthoben zu sein, denn von dem Augenblick an ward er sehr ruhig, ja heiter, aber er fühlte sich viel kränker. Es war, als erlaube er sich erst jetzt krank zu sein.

Eines Abends, als Eduard beim Fortgehen ihm gute Nacht wünschte, nahm er mit großer Bewegung seine Hand und sagte: „Ist es wahr, daß Sie zum Theater gehen wollen?" — „Es ist mein höchster Wunsch!" — „Haben Sie auch recht bedacht, wie gefährlich die Laufbahn ist, die Sie erwählen wollen? — Führen Sie sich die Versuchung zur Eitelkeit und Unsittlichkeit nur recht scharf vors Auge. Bleiben Sie gut und rein wie bisher!" — Er war sehr aufgeregt, wir hatten Vater niemals so sprechen hören, Tränen standen ihm in den Augen. Er zog Eduard zu sich nieder, umfaßte ihn, küßte ihn und sagte, wie zum langen Abschiede:

„Leben Sie wohl, mein lieber Sohn . . . !"

Eduard ging tief erschüttert. Vater saß noch lange

unbeweglich da und blickte ernst vor sich hin. Am andern Morgen fühlte er sich sehr krank. Gegen Abend fragte Vater wiederholt, ob der Hausschlüssel auch nicht verlegt sei, und ob wir unsers Arztes Hausnummer genau wüßten.

„Wozu fragst du das?“ sagte Mutter beängstigt.

„Der Vorsicht wegen, mein Herz; kein Mensch kann ja wissen, was ihm begegnet,“ antwortete er.

Die Nacht ging zwar ruhig vorüber, aber er konnte am nächsten Morgen nicht mehr aufstehen. Der Arzt kam, fand die Krankheit unbegreiflich rasch gesteigert und gab wenig Hoffnung.

Mine saß beständig an seinem Bette, wir andern wechselten ab, und da die Türe seines kleinen Zimmers nach dem unsern immer offen stand, so konnten wir bei allem, was wir vornahmen, doch zu ihm hineinsehen, und es schien auch ihm Freude zu machen, unser Tun und Treiben beobachten zu können. Er war ruhig und unbeschreiblich sanft und gut. Jeden kleinsten Dienst lohnte er durch ein Lächeln oder einen Dank. Von unserer Reise nach Schlesien sprach er gern und oft.

„Ja, ja,“ sagte er einmal mit schwacher Stimme, „sobald die Witterung schön wird, geht ihr nach Babigora.“

„Wir — und du?“ — „Ich begleite euch,“ antwortete er mit schmerzlichem Lächeln.

Die Krankheit steigerte sich von Tag zu Tag, er aber blieb seiner lieben, sanften Weise getreu. Und dann kam der letzte Tag. Gegen Abend wurden seine Phantasien heftiger. Er rief mit tiefem, feierlichem Ton: „Die lange Nacht fängt an, gebt mir mein Sterbehemd

und die heiligen Gebote!“ Er machte eine Bewegung, als ob er sie um die Stirn legte, und fing in schwachen, unheimlichen Tönen an zu beten und zu singen. Es klang schauerlich in der stillen Nacht aus dem düstern Krankenzimmer. Keines von uns regte sich, Mine saß unbeweglich an seinem Bette und beobachtete jeden seiner Atemzüge. Ich stand in der offenen Türe des Krankenzimmers und starrte mit unbeschreiblichem Schmerz die bleichen, immer tiefer werdenden Züge des lieben, frommen alten Mannes an, und fühlte mein Herz von Mitleid vergehen, wenn ich auf Mutter blickte, die im Nebenzimmer, das Gesicht in die Sofaecke gedrückt, schluchzend lag und der totenbleichen Lore Hand fest in der ihrigen gepreßt hielt.

Um Mitternacht verlor auch Mine ihre Fassung. Sie kam hastig auf mich zu und sagte zwar leise aber mit furchtbarer Eindringlichkeit: „Schickt zum Arzt, um Gotteswillen, wir müssen noch etwas versuchen!“ Mutter hatte es gehört, sie sprang auf und schien durch diesen Vorschlag wie neu belebt. In größter Eile ward ein Bote abgesendet. Wir wußten, daß keine Rettung möglich sei, sahen auch wie schlimm es um Vater stand, und dennoch waren wir alle auf einmal wieder so von Hoffnung beseelt, und das Gefühl, daß wir nicht müßig seine Leiden nur ansehen, daß wir etwas für ihn unternommen, übte eine so erquickende Gewalt über uns aus, daß wir auf Augenblicke ganz heiter wurden. All unsere Gedanken waren jetzt dem Boten zugewendet, kaum war er fort, so fingen wir schon an zu warten, daß er wiederkehre; die Ungeduld folterte uns, qualvoll langsam

schlichen die Minuten, unerträglich lang war uns die Zeit. Ich schob den Laden zurück, öffnete ein Fenster und lehnte mich hinaus. Es war eine feuchte, trübe Nacht, kein Stern am Himmel. Schauerlich, gespenstisch standen die hohen Häuserreihen eng aneinandergeklemmt mit vielen schwarzen Fensterhöhlen mir gegenüber, so dunkel und still, alle in tiefem Schlaf; mir kam es wie ein großer Kirchhof mit hochaufgerichteten Leichensteinen vor. Kein Laut war zu hören als die unheimlichen Töne des Sterbenden drinnen und des Nachtwindes, der durch die Straßen strich. Mich schauerte, und meine Zähne schlugen aneinander. Da hörte ich fernes Rollen eines Wagens. „Das wird er sein,“ rief ich hinein. Mutter und Lore eilten ans Fenster, er kam näher, hielt vor unserm Hause still; ich stürzte hinaus, ihm zu öffnen und schrie entsetzt: „Nicht der Doktor? Sie kommen allein.“ „Er läßt sich entschuldigen und schickt hier Pulver, wovon Sie eins gleich und nach zwei Stunden wieder eins geben sollen.“

Mutter nahm schweigend das Pulver, wir brachten Wasser und Löffel und stellten uns hinzu, all unsere Hoffnungen und Wünsche auf dies kleine Papier gerichtet. Sie öffnete, sagte tonlos: „Großer Gott, es ist Moschus,“ und war einer Ohnmacht nahe; als sie sich ein wenig erholt hatte, ging sie mit dem Löffel hinein. Mine nahm ihn Mutters zitternden Händen ab, erkannte den Geruch und warf ihr einen Blick des Schmerzes zu, den ich nie vergessen werde.

Von diesem Augenblicke an aber waren wir ruhiger, wir wußten, daß wir nichts mehr zu hoffen hatten. Von

Angst, Wachen und Aufregung waren Lore und ich so erschöpft, daß wir es willig annahmen, als Mutter in uns drang, ein wenig zu ruhen. Im anstoßenden Alkoven lagen wir Hand in Hand, die arme Lore krampfhaft bebend, und schlummerten bald ein. Durch ein Geräusch erschreckt, fuhr ich plötzlich in die Höhe. Lore saß schon aufgerichtet im Bette. Mit lauter Stimme hörten wir jetzt Vater die Gebete singen. Wir eilten hinein. Da lag er halb aufgerichtet und sang mit höchster Begeisterung in lang gehaltenen klingenden Tönen, bis zum Morgen hin.

Als der Tag anbrach, verstummten die Gesänge, todesmatt und bleich, aber mit einem seligen Lächeln und dem Ausdrucke des himmlischen Friedens blickte er uns an. Sein Bewußtsein war wiedergekehrt. Er bat Mutter, zu seinem Bruder zu schicken, daß er mit einigen frommen Leuten zu ihm käme, die letzte Stunde mit ihm zu beten. Es ist dies ein Gebrauch bei den Juden, von dem sich keiner, nach dem geschickt wird, ausschließen darf.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so traten sechs Männer, die dreieckigen Hüte auf dem Kopfe, ein. Ohne zu sprechen oder sich auch nur umzusehen, gingen sie langsam durch unsere Zimmer auf das Lager des Kranken zu, und umstanden es in einem Kreise.

Vater erkannte seinen Bruder und blickte freundlich zu ihm auf, dieser reichte ihm die Hand, aber ohne das geringste Zeichen von Rührung oder Bewegung, dennoch entzückte mich der Ausdruck seines Gesichtes, denn auf seiner tiefgefurchten Stirne lag ganz der Ausdruck der Heiligkeit dieser Stunde. Ein brennendes Licht wurde

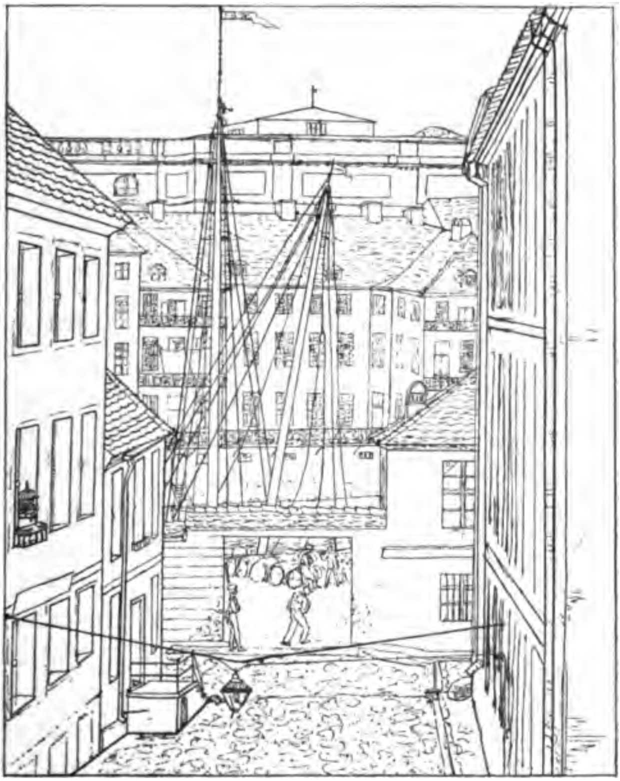
an das Hauptende des Bettes gestellt, und die sechs Männer begannen in eintönigem Gemurmel die Gebete herzusagen, die wir schon die Nacht hindurch von Vater gehört hatten. Er lag ganz ruhig mit geschlossenen Augen und gefaltenen Händen, nur seine Lippen bewegten sich wie zum leisen Gebet. Als es beendet, sagte er kaum noch hörbar: „Amen — o wie wunderschön,“ — und starb.

Wir bezogen auf einige Tage die Zimmer der Studenten, die so freundlich waren, sie uns zu überlassen. Kein lautes Klagen störte diese großen Stunden, wir genossen die Seligkeit des Dahingeschiedenen mit ihm und hätten uns geschämt uns seiner unwürdig zu zeigen.

Die mancherlei Besorgungen, die nun nötig wurden, und die für uns bei der gänzlichen Unbekanntschaft mit den jüdischen Gebräuchen um so peinlicher waren, alle diese besorgte der gute, alte Onkel, dessen milde Freundlichkeit uns unbeschreiblich rührte. Nachdem wir zwei Tage in stiller Zurückgezogenheit in den Hinterstuben zugebracht hatten, wurden wir am dritten Morgen durch heftiges Hin- und Herlaufen und Zuschlagen der Türen durch den Zugwind aufgeschreckt. Gleich darauf hörten wir gleichmäßig rutschende Tritte, und wußten jetzt, was man uns verschwiegen hatte, daß sie die Leiche des lieben, alten Mannes hinaustrugen. Nun brach unser Schmerz gewaltsam hervor, und ich fühlte mich vom Kummer ganz zerknickt.

Gegen Abend kam Eduard. Er war so teilnehmend und herzlich, hörte so liebevoll unsere Erzählungen von Vaters letzten Stunden und tröstete so sanft und mild, daß mir war, als ob ein unendliches

Glück mir zuteil geworden wäre, nicht als ob ich den ersten unersetzlichen Verlust zu betrauern hätte. Ich zermalmte mich fast mit Vorwürfen. Ich haßte mich, nannte mich ein herzloses, gefühlloses Geschöpf! Umsonst! Immer standen Eduards Trostesworte neben meinem Kummer und ließen ihn nicht aufkommen.



Alt-Berlin

In den ersten Tagen des Märzes [1819] hatten wir beschlossen, Berlin auf immer zu verlassen. Diese Trennung war auch wohl die Ursache von Eduards freundlichem Benehmen gegen mich, und der Gedanke, daß wir uns niemals wiedersehen sollten, erfüllte uns mit tiefem Kummer. Babigora war 72 Meilen entfernt, und bei den damaligen schlechten Wegen fast unerreichbar. Wir glaubten fest, daß wir auf ewig getrennt würden, gelobten uns aber Freunde zu bleiben bis zu den letzten Tagen unsers Lebens.

Zu Ende des Februar kam Ludwig, der immer Getreue, um uns vor der längeren Trennung noch einmal zu sehen und unsere Angelegenheiten zu ordnen. Das tat er denn auch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, er übergab Möbel, Betten, mehrere Kästen und meinen Flügel einem Spediteur und suchte bei einem Fuhrherrn selbst den bequemsten Wagen für uns aus, kurz, er sorgte wie ein zärtlicher Vater.

Der letzte Abend rückte heran. Ludwig war, wie wir alle, sehr erregt. Er sprach viel von einer längst projektierten Geschäftsreise nach Schlesien, die er dann leicht mit einer zu uns nach Babigora verbinden könne, wie er schon jetzt sich freue dann längere Zeit mit uns auf dem Lande zu leben. Kurz, er tat alles, um das Schwere des Abschiedes zu erleichtern, aber seine liebenswürdigen Bemühungen nützten nichts, es lag wie vor einem Gewitter auf uns.

Eduard, der diese bangen Stunden mit uns zubrachte, gab, wie ich, auch nicht dem kleinsten Hoffnungsschimmer Raum. Wir waren beide zu jung, um

nicht gern das Allertraurigste zu glauben. So nahm er unter heißen Tränen auf ewig Abschied von uns allen, preßte mich an sich, flüsterte „meine Röse“ — und stürzte hinaus.

Ich sank wie gebrochen auf einen Stuhl nieder, barg mein Gesicht in beide Hände und schluchzte laut. Ein etwas strenger Ruf von Ludwig brachte mich zu mir selbst. Nach einer kleinen Weile wünschte ich „gute Nacht“ und ging mit Lore in den Alkoven, wo für uns ein Lager auf der Erde bereitet war.

Cäsar hatte sich schon bequem daraufgelegt; bei unserm Anrufen bewegte er nur die Schwanzspitze und tat, als verstünde er uns nicht. Wir fühlten aber heut kein Mitleid, jagten ihn fort, legten uns nieder und weinten, vom Kummer ganz übermannt, als ob wir die Stadt Berlin mit unsern Tränen überfluten wollten. Die kleinen Taschentücher reichten bald nicht mehr aus, da langte ich mir mein Handtuch herunter, gab Lore das eine Ende davon, behielt das andere, und nun weinten und schluchzten wir, bis der Schlaf uns überfiel. Am andern Morgen, als Mine uns weckte, warf ich das tränenfeuchte Handtuch, das ich noch in der Hand hielt, gleichgültig beiseite, und kleidete mich schnell an.

Vor jeder Reise, sei sie auch noch so wohlgeordnet, gibt es stets noch so viel tausend kleine Geschäfte, daß man über die schwere Abschiedsstimmung fast immer glücklich hinwegkommt. So ging es auch uns. Wir saßen im Wagen, der Pudel lag zwischen uns, wir weinten, wir winkten zum Fenster hinaus, solange wir Lud-

wigs buntseidenes Taschentuch noch wehen sahen, ohne jedoch eigentlich zum rechten Bewußtsein des Ernstes der Stunde zu kommen.

Es war sehr früh, die Geschäftslokale noch alle fest verschlossen, und die stillen, menschenleeren Straßen veränderten die Stadt so sehr, daß sie mir ganz fremd und unbekannt vorkam. So erreichten wir das Tor. Der Kutscher trieb die Pferde an, auf der glatten Chaussee ging es rasch vorwärts, und als wir mittags Rast machten, lag unser Leben in Berlin schon wie ein Stückchen Geschichte weit hinter uns.

Babigora

in Schlesien

(April bis Oktober 1819)

Unsere Reise ging langsam aber ohne Hindernis vonstatten. Es dunkelte, als wir Breslau erreichten. Die hochaufgetürmten riesigen Wollsäcke — es war gerade Wollmarkt — verengten die Straßen, durch welche wir fuhren, bei dem ohnehin noch lebhaften Treiben so sehr, daß kaum fortzukommen war. Nur durch Peitschenknallen und Rufen gelang es dem Kutscher, uns endlich an das von Franz bestimmte Gasthaus zu bringen. Der Kutscher läutete, der Oberkellner kam heraus, bedauerte, uns nicht aufnehmen zu können, da bis unter das Dach hinauf alle Räume besetzt seien. Der Herr von Babigora wäre auch noch nicht eingetroffen. Er nannte uns einige andere Hotels, wo wir vielleicht Aufnahme finden würden.

So fuhren wir sehr abgespannt und verstimmt fast noch über eine Stunde mit dem schimpfenden Kutscher den müden Pferden, bis wir endlich in einer entlegenen Gasse ein Unterkommen fanden. Wir stiegen aus und folgten dem voranleuchtenden Kellner bis in den vierten Stock, er schloß eine Türe auf, rief uns zu, vorsichtig zu sein, da alles frisch mit Ölfarbe gestrichen sei, stellte das Licht auf den Tisch und schloß hastig die weit geöffneten Fenster.

Das ganze Zimmer war von kalter, feuchter Nachtluft und starkem Ölfarbegeruch durchzogen, so daß Mutter voll Besorgnis sagte: „Wenn wir hier schlafen, werden wir alle krank.“ Sie bestellte so schnell als möglich Feuer in den Ofen und recht warmen Tee. Unbehaglich und trübselig saßen wir, die eine hier, die andere dort, in Hut und Mantel da: „O,“ sagte Mine, „gebt nur acht, es wird Morgen werden, ehe wir etwas bekommen, um den vierten Stock bemüht man sich nicht sehr.“

Kaum hatte sie das gesagt, da klopfte es an die Türe, der Hausknecht, einen großen Korb am Arm, ein Licht in der Hand, ging, uns freundlich grüßend, an den Ofen, zündete ein Feuer an, das lustig flackerte und brannte: „Wird bald warm werden,“ rief er uns gutmütig zu, wünschte „eine wohl schlafende Nacht“ und ging. Das lustige Feuer im Ofen, die tröstlichen Worte des schlichten, gutmütigen Mannes hatten plötzlich den kalten, fremden Raum erwärmt und heimisch gemacht, wir legten Mäntel und Hüte ab, hatten kaum den Tisch zum Ofen getragen, als auch schon der Kellner kam und den Tee so hübsch servierte, als ob wir in der ersten Etage wären.

Mutters Prophezeiung zum Trotz standen wir alle am nächsten Morgen frisch und munter auf. Unsere nächste Aufgabe war nun, Franz wissen zu lassen, wo er uns treffen könne. Ein wenig in der fremden Stadt umherzugehen wagten wir nicht, aus Furcht, ihn zu versäumen, und so verbrachten wir wartend fast den ganzen Tag.

Gegen Abend kam er, überschwenglich zärtlich und glücklich, wieder mit uns vereint zu sein. Er schilderte mit den glühendsten Farben die Trostlosigkeit seines einsamen

Lebens, wenn er ermüdet und angestrengt nach Hause käme, keinen Menschen zu finden, der ihn freundlich begrüßte, keinen, mit dem er frei von Herzen sprechen könne. „Und ihr könnt glauben,“ sagte er, „ich bedarf solcher Erfrischung, mein Leben ist nicht so leicht, als ihr euch vorstellt. Die vielseitig großen Unternehmungen gönnen mir keinen Augenblick Ruhe oder Rast. Ich fand auf Babigora ein sehr bedeutendes Kohlengrubenwerk, eine Alauenhütte und entdeckte außerdem bald noch reiche Hilfsquellen in dem ergiebigen Boden. Jeder intelligente Mensch hat die Verpflichtung, was die Erde bietet, zu verwerten, so legte ich gleich noch eine Ziegelbrennerei an, und auch die kostbaren, nie benutzten Waldungen suche ich zu verwerten.“

Mutter sagte: „Fängst du auch nicht zu viel auf einmal an?“ „Und woher kommen die gewiß bedeutenden Geldsummen, die du dazu brauchst?“ setzte Mine hinzu.

„Es wäre kleinlich,“ rief er, „der momentanen Sorgen und Mühen wegen, solch große Unternehmungen aufzugeben. Alle diese Dinge halten mich natürlich oft vom Hause entfernt. Bis vor einigen Wochen hat mein Verwalter die Geschäfte des Gutes besorgt, da entdeckte ich, daß der Schurke mich auf die abscheulichste Weise betrogen und bestohlen hat, ich jagte ihn auf der Stelle fort, er hat mir Rache geschworen, und ich bin sicher, daß er diesen Schwur hält und mir einmal das Haus über den Kopf in Brand steckt.“

„O, Gott behüte!“ rief Mutter ganz entsetzt. Wir alle saßen natürlich stumm und bedrückt da, er sah uns an und fragte: „Aber was ist denn? Ihr alle

seid so still.“ „Na,“ fuhr Mine los, „bei den Schilderungen, die du uns von dem Leben gemacht hast, das unserer wartet, kann das Sprechen einem wohl vergehen.“ „Mine,“ sagte er und sah sie durchdringend an, „verdirb mir die Stunde des Wiedersehens nicht, du weißt nicht, wie sehr ich mich danach gesehnt habe.“ Mutter winkte ihr zu, tat einige harmlose Fragen, und so verging der Abend dann anders, als wir es gedacht hatten.

Am frühen Morgen verließen wir Breslau; Franz fuhr mit Mutter in seinem leichten Wagen voraus. Wir mit dem Gepäck und dem Pudel folgten ihnen. Der durch Regen und Schnee ganz aufgeweichte Lehmboden ließ an manchen Stellen die Pferde nur mit der größten Anstrengung die Räder in Bewegung setzen; dazu kam noch, daß die Gegend immer gebirgiger wurde.

Endlich am vierten Tage erreichten wir Ratibor, das letzte Städtchen vor unserm künftigen Aufenthaltsorte. Es war Abend, und das geschäftige Treiben hatte schon ganz aufgehört. Die Straßen waren eng, die Häuser, bis auf das Oberlandesgerichtsgebäude, klein und unbedeutend. Der große Marktplatz war verödet und ausgestorben; man hörte nichts, als das Geplätscher des immer fortsprudelnden Brunnens, der die Mitte des Platzes einnahm, und zu dem ringsum steinerne Stufen führten. Franz ließ vor einem Hause halten, da er dringend jemanden sprechen mußte. Mutter kam zu uns in den Wagen, schien sehr beklommen und sagte: „Kinderchen, ich glaube, es war ein großer Leichtsinn von uns, daß wir hierhergekommen sind.“

„Das fürcht' ich auch,“ sagte Mine, „aber Vater,

unser verständiger Ludwig, auch Eduard, alle stimmten dafür; keiner hat uns abgeredet."

„Na," rief ich, „nun sind wir einmal hier, nun quält euch weiter nicht."

Es war indes ganz dunkel geworden, die feuchte Abendkühle, welche durch die Nähe des Gebirges dort weit stärker und empfindlicher eintritt, drang durch alle Fugen des Wagens hinein, wir wickelten uns fester in Tücher und Mäntel, aber es wollte nichts helfen, wir bebten vor Frost. Die Kutscher waren abgestiegen, sprachen sehr laut und lebhaft polnisch miteinander, was unser banges Gefühl des Entferntseins von der Heimat unheimlich verstärkte. Franz kam, Mutter stieg wieder zu ihm in den Wagen, und nun ging's geradewegs der neuen Heimat zu. Ratibor liegt von Babigora nur $^5/_4$ Stunden entfernt, da der Weg aber sehr gebirgig und schlecht, und die Nacht unterdessen ganz eingebrochen war, so konnten wir nur Schritt vor Schritt fahren, und Franz wurde dadurch gezwungen oft stillzuhalten, um uns zu erwarten.

„Jetzt fängt gleich unser Grundstück an," rief er uns zu. Wir bogen uns hinaus, aber vergebens, es war unmöglich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden. Nun hörten wir die dumpfen Schläge der Dampfmaschine, und ein starker Steinkohlengeruch verkündigte uns die Nähe unsers Gutes. Ein eigentümlicher Feuerschein ließ sich in der Dunkelheit erkennen. Wir kamen näher und sahen, daß es brennende Steinkohlenhaufen waren, die uns zu Ehren den ganzen Weg, etwa 30 Schritte voneinander entfernt, aufgerichtet waren. Büsche und Bäume

in der Nähe der Straße ließen sich nun unterscheiden, aber das Licht war trüb und rot, und unheimlich drängte sich die Flamme durch den dichten, schwarzen Qualm; auch fehlten zu diesem feierlichen Einzuge heitere Menschen und frohe Stimmen. Einsam und öde brannten die Feuer in der stillen Nacht, und so machte diese Überraschung einen mehr schauerlichen als angenehmen Eindruck. Wir machten eine kleine Biegung, fuhren eine Strecke bergan und hielten vor dem Hause still.

Es war einstöckig und sechs Fenster breit; die Türe, zu der zwei steinerne Stufen führten, lag in der Mitte, ein paar größere Steinkohlenhaufen, die in der Nähe derselben brannten, erleuchteten so hell die grauen, mit Steinkohlen und kleinen Steinchen beworfenen Wände, daß wir nun auch die Eisenstäbe und die weiße Einfassung an den Fenstern erkennen konnten.

Zwei Diener stürzten auf unsere Wagen zu, uns mit der dort gebräuchlichen, sklavischen Höflichkeit herauszuhelfen. Wir traten in ein hellerleuchtetes Zimmer, das elegant möbliert und mit Ölgemälden geziert war. Ein reichbesetzter Teetisch mit dampfender Teemaschine winkte sehr einladend; aber Franz setzte sich in die Sofaecke, rief Mutter zu sich und fuhr in einem Gespräch, das er im Wagen mit ihr begonnen hatte, fort, als ob wir hier schon alle Tage bei ihm zum Tee gewesen wären. Als wir uns durch etwas Speise und Trank gestärkt und erwärmt hatten, konnte ich es nicht länger aushalten und rief: „Ach, hör' doch nur jetzt auf zu sprechen und zeig uns lieber einmal das Haus; wir sind doch gar zu neugierig, zu sehen, wie und wo wir künftig wohnen sollen."

„Das hat Zeit bis morgen,“ erwiderte er verdrieß-
lich, „was ich mit Mutter zu besprechen habe, ist wich-
tiger.“ Wir schwiegen, und jeder hing seinen eigenen
trüben Gedanken nach. Ich trat zum Fenster und blickte
hinaus, was half uns nun Haus, Garten, Feld und
Wiesen? Die Feuer, die uns zu Ehren brannten, kamen
mir wie Spott vor. „Es ist doch sehr einsam hier,“
flüsterte ich Mine zu, „und wie schauerlich klingt die
Dampfmaschine.“ „Diese Dampfmaschine,“ sagte Franz,
der es gehört hatte, „arbeitet unausgesetzt Tag und
Nacht; ohne menschliche Hilfe öffnet sich der große eichene
Deckel und läßt den schwerbeladenen Kasten, den die
Bergleute in den Schachten mit Steinkohlen füllen, und
der nur durch die Kraft dieser Maschine hinaufgewunden
wird, hindurch, seinen Inhalt auszuschütten und wieder
in die Tiefe hinabzusinken, um neuen Vorrat zu holen.“

Es war spät geworden, Franz stand auf, um uns
unser Schlafzimmer zu zeigen. Er nahm ein Licht, wir
folgten ihm durch noch ein hübsches, großes Zimmer,
und indem er eine Tür öffnete sagte er: „Hier! es ist
nur klein, aber ich denke, es wird euch gefallen, es liegt
sehr angenehm nach dem Walde hinaus!“ Er reichte
jedem von uns die Hand, indem er uns eine gute Nacht
in seinem Hause wünschte, und ging. Es war uns
lieb, daß unsere Betten alle in einem Zimmer standen,
und wir zusammenbleiben konnten. Daß aber weder
Läden noch Rouleaux an den Fenstern waren, gefiel uns
gar nicht, obgleich die Eisenstäbe etwas Beruhigendes
hatten. „Totgeschlagen können wir hier auch noch wer-
den,“ sagte Mine mutlos, indem sie einen Tisch vor die

Türe rückte, deren Schloß sie nicht imstande gefunden hatte. Wir wünschten einander gute Nacht und legten uns nieder.

Ich war aufgeregt durch das lange Fahren, durch den Eindruck, den diese neue Umgebung auf mich gemacht, und das Herz pochte mir gewaltig. Es war mir nicht möglich, einzuschlafen, Franzens Rede „es liegt angenehm nach dem Walde hinaus," klang mir unaufhörlich in den Ohren. Den Wald so nahe — wie leicht konnten Räuber und Zigeuner oder gar der furchtbare Verwalter dort versteckt sein, und wenn alles im Hause still geworden, hervorstürzen — bei diesem Gedanken richtete ich mich im Bette auf und sah nach dem Fenster hin, wo die schwarze Nacht mit ihren tausend Gesichtern und Gestalten mich anblickte, — ich legte mich geschwind nieder und zog die Decke über meinen Kopf, daß ich fast erstickt wäre. Das war nun das romantische Leben von Räubern und Zigeunern, worauf ich mich so gefreut hatte. Jedes neue Rauschen oder das Schnarchen des Hundes jagte mir Schrecken ein. Nach und nach entschlummerte ich aber doch, immer hörte ich durch den Schlaf hindurch das dumpfe, ächzende Tönen der Dampfmaschine, ich sah den schweren Deckel sich öffnen, blickte hinab in die Tiefe des schwarzen Schachtes, wo langsam, wie von Geistern getragen, die Kasten sich hinaufbewegten. Graulich, schauerlich! Mit Entsetzen denke ich noch heute an diese erste Nacht auf Babigora.

Es war schon ziemlich spät, als ich am nächsten Morgen erwachte. Ich blickte umher, und das kleine, graugemalte Stübchen, wo wir vier so traulich bei einanderlagen, sah am Tage recht freundlich aus. Als ich

mich angekleidet, trat ich ans Fenster. O, du schönes, helles Sonnenlicht! wie ermutigend und belebend wirkst du doch! Das Tannenwäldchen, daß ich gestern abend schwarz, beängstigend, bis dicht ans Fenster gedrängt, mit Räubern und Mördern angefüllt gesehen, lag nun wenigstens 30—40 Schritte vom Hause entfernt lockend und hell im Morgenduft da, und die lieben, immergrünen Tannen, vom Nachttau erfrischt, riefen uns ein freundliches Willkommen zu. Als wir beim Frühstück traulich und munter um den Tisch saßen, trat der Steiger ein, der jeden Morgen Bericht über die Arbeiten der Nacht erstattete. Der Mann gefiel mir sehr in seiner schwarzen Bergmannstracht, mit seinem Rufe „Glück auf", und seinen Reden von Stollen, Fahrten und Anfahren; er war mir eine Erscheinung wie aus einer andern Welt. Sobald er weg war, ließ Franz anspannen; er müsse in Geschäften fort, versprach aber pünktlich zum Mittag wieder bei uns zu sein.

Wirklich kam Franz zur bestimmten Essensstunde zurück und brachte ein Briefchen von Frau v. Sack, unserer nächsten Gutsnachbarin, mit. Er hatte im Vorbeifahren ihr gleich unsere Ankunft gemeldet, und sie war so freundlich, uns schon zum morgigen Mittag auf die liebenswürdigste Weise einzuladen. Am andern Mittag stand unsere Equipage bereit; wir nahmen Mäntel und Tücher für den Abend mit, und nachdem wir große Not mit Cäsar gehabt hatten, der durchaus nicht bei den fremden Leuten zurückbleiben wollte, stiegen wir ein und fuhren fort.

Von der Gegend konnten wir auch heute noch keinen

rechten Begriff bekommen, da alles noch kahl und winterlich war, aber wenn wir uns auch Büsche und Bäume belaubt und die Felder grün denken wollten, so sah man doch, daß die Lage unsers Gutes einsam war, und der Eindruck selbst im Sommer ernst und melancholisch sein mußte.

Die Kolonie der Bergleute bestand aus einigen ärmlichen Häusern, die dicht nebeneinander lagen, noch etwas höher als unser Haus, ganz nahe bei dem Gebäude, worin die Dampfmaschine arbeitete. Der Weg, der da hinaufführte, war, wie alle übrigen, mit Steinkohlenstaub bedeckt, ein dicker Qualm, der aus der Dampfmaschine aufstieg, trübte die Reinheit der Luft. Das lange Bergabfahren machte uns die Höhe der Lage unseres Hauses recht deutlich. Mit dem größten Interesse betrachteten wir die Reichhaltigkeit des Bodens, als wir in geringer Entfernung von einander außer der Kohlengrube, die wir nun schon kannten, auch noch das Alaunwerk und die Ziegelbrennerei fanden, und mit Liebe sahen wir Felder und Wiesen an, die Franz als die unsern bezeichnete.

„Hier ist die Grenze, wir sind jetzt auf dem Gute des Herrn v. Sack, Czernitz,“ sagte er, indem er den Kutscher antrieb, schneller zu fahren. Das Land war flacher, weniger romantisch, aber fruchtbarer als bei uns, und außerordentlich gut gehalten. Bald hielten wir vor der Türe eines einfachen Hauses — des sogenannten Schlosses. Ein großer, stattlicher Herr, den Franz als den Schwiegersohn des Herrn v. Sack, Herrn v. Schweinichen vorstellte, war uns beim Aussteigen behilflich. Er reichte Mutter den Arm, und führte sie mit einer

hübschen Förmlichkeit bis an die Türe, wo auf dem großen Hausflur die ganze Familie versammelt war.

Wir wurden sehr freundlich empfangen und in das Wohnzimmer geführt, das gleich zu ebener Erde lag. Es hatte vier Fenster nach der einen, und noch zwei nach der andern Seite des Hauses, war aber trotzdem trübe und dunkel, weil die Fenster sehr hoch angebracht und nur klein waren. Überhaupt glich die ganze Einrichtung des Zimmers mehr der eines wohlhabenden Bauern als eines reichen adeligen Gutsbesitzers.

Als wir abgelegt hatten, wobei die sehr hübsche, feine junge Frau v. Schweinichen uns behilflich war, stellte die Frau vom Hause uns ihre ganze Familie vor. Mit sehr respektvoller Haltung führte sie zuerst ihren alten Vater, einen Mann mit silberweißen Haaren und einem grünen Sammetkäppchen auf dem Kopf, zu Mutter hin, nannte seinen Namen und unsere, wobei der Alte sich tief verbeugte, was wir erwiderten. Dann brachte sie ihre übrigen Angehörigen, jedes einzeln heran, zuletzt ihre vier Enkelinnen. Diese feierliche Zeremonie und das achtungsvolle Benehmen, mit welchem die ganze Familie dem Urgroßvater begegnete, machten einen so rührenden Eindruck auf uns, daß wir schon von diesem ersten Augenblick an ihnen allen herzlich zugetan waren.

„Fräulein Therese, setzen Sie sich zu meinem Schwiegersohn," rief Frau v. Sack mir zu, als wir zu Tisch gingen. ‚Aha! hier werde ich doch Fräulein genannt!' dachte ich und ließ mich, sehr geschmeichelt aber jedenfalls hochrot vor Verlegenheit, an meinen Platz führen.

Bei Tisch ging es sehr munter und gemütlich zu.

Ich bewunderte im Stillen die Mannigfaltigkeit der großen Braten und Fleischspeisen. Franz lobte den vortrefflichen Wein, war überhaupt sehr liebenswürdig und entzückte die ganze Familie durch seine heitere Laune.

Herr v. Schweinichen sagte zu mir, wie sehr er sich freue, öfter mit mir musizieren zu können. Sein Enthusiasmus, mehr noch sein musikalischer Geschmack setzten mich in Erstaunen. Er kannte fast alle gute Musik, erzählte mir, daß er mit einem benachbarten Organisten, den er sich von Zeit zu Zeit holen lasse, oft bis tief in die Nacht sänge und spiele. „Der arme Mann, ein sehr gediegener Musiker, fühlt sich in dieser Beziehung ebenso vereinsamt wie ich. Meinen Gärtner und den Jäger habe ich von ihm unterrichten lassen, und wenn beide es auch nicht sehr weit gebracht haben, so kommt doch manchmal ein Haydnsches Quartett zustande. Die Polen haben viel Talent, und zum Fleiß weiß ich sie zu zwingen," sagte er lachend. Ich versprach, wenn er mit meinem bißchen Singen und Spielen vorlieb nehmen wolle, so oft seine Zeit es erlaube, mit ihm zu musizieren.

Gegen Ende der Mahlzeit ließ der Wirt des Hauses sich einen Pokal reichen, füllte ihn mit altem Ungarwein und erhob sich. Er hielt den Becher in die Höhe und brachte in einem hübschen Trinkspruch, worin er uns alle willkommen hieß, Mutters Gesundheit aus. Dann leerte er ihn bis auf den Grund, füllte ihn wieder bis zur Hälfte, reichte ihn Mutter, die neben ihm saß mit dem Bemerken, daß nach dortiger Sitte die Reihe nun an ihr sei, die Gesundheit ihres andern Nachbarn auszubringen. Mein armes Mutterchen machte ein ganz

entsetztes Gesicht und versicherte, das wäre ihr unmöglich. Herr v. Sack erbarmte sich ihrer auf eine allerliebste, scherzhafte Art und erbot sich den Spruch für sie zu übernehmen, aber das Trinken könne er ihr nicht erlassen. Es gälte bei ihnen als das Zeichen eines neuen Freundschaftsbundes, aus einem Becher miteinander zu trinken. So kreiste der Pokal rings um den Tisch und gab, natürlich durch unsere Ungeschicklichkeit, Anlaß zu Spaß und Lachen. Das einzig wirklich Unangenehme dabei war, daß man den Becher leeren mußte, denn es wäre eine Beleidigung gewesen, etwas Wein darin zurückzulassen. Das Rufen, Necken und Quälen hörte nicht auf, bis der letzte Tropfen ausgetrunken war. Wir waren alle so vergnügt, daß wir gar nicht bemerkten, wie dunkel es unterdes wurde. Beim Abschied mußten wir versprechen gute Nachbarschaft zu halten, mit Freuden taten wir es.

Sobald wir nun ein wenig eingelebt waren, schrieben Mine, Lore und ich an Eduard, und erhielten auch sehr bald seine Antwort. Mit freudigster Erregung und Spannung erbrach ich den Brief, — den ersten von ihm! Er erkundigte sich freundlich und teilnehmend nach allen, wohl freundlicher, als er oft mit mir gesprochen hatte, und dennoch genügte es mir nicht. Ich las den Brief wieder und immer wieder und legte ihn traurig in mein Kästchen.

Nach Verlauf weniger Wochen kam wieder ein Brief von ihm. Überglücklich und froh schrieb er, daß seine Eltern nun doch seinem unüberwindlichen Verlangen und Dringen, zum Theater zu gehen, nachgegeben hätten,

und daß er vor wenig Tagen [am 24. April 1819] zum ersten Male die Bühne als Masetto im „Don Juan" betreten habe.

Jetzt hielt ich ihn für unrettbar verloren, und ich mochte mich dagegen sträuben, wie ich wollte; immer sah ich ihn als Masetto, Zerline im Arm.

Franz mußte seiner Geschäfte wegen oft auf mehrere Wochen verreisen, dann fühlten wir uns unter dem fremden Volke, zu dem wir nie ein rechtes Vertrauen fassen konnten, wie von Gott und aller Welt verlassen. Trotz der liebenswürdigen Freundlichkeit unserer Nachbarn stellte sich doch bald bei uns allen Heimweh und Verlangen nach den alten Freunden ein.

Auch der Ton der ganzen Umgebung war ernst, ja melancholisch. Am frühen Morgen sahen wir die dürren Gestalten und bleichen Gesichter der Bergleute in den schwarzen Trachten aus den kleinen Hütten kommen, die Grubenlichter am Gürtel hängend, und gekochte Kartoffeln in ein Tuch gebunden, als einziges Nahrungsmittel für 24 Stunden. Wir wußten, daß sie den gefahrvollen Weg in die Schachten hinuntersteigen mußten, und waren vom tiefsten Mitleid bewegt.

In dem Kreise unserer neuen Bekannten, die uns täglich lieber wurden, verlebten wir freilich auch viele angenehme, heitere Stunden. Ich musizierte oft mit Herrn v. Schweinichen; der Organist und Mine kamen mehrmals dazu, und so sangen wir denn zur Freude beider Familien die allbeliebten Mozartschen Opern. Wenn mir nun auch bei den Duetten des Figaro und der Susanna Eduards schöne, poetische Stimme fehlte,

war ich doch sehr froh, auf einem einsamen Gute an der polnischen Grenze einen so musikalisch sichern Sänger gefunden zu haben wie Herrn v. Schweinichen.

Da ich keinen Lehrer hatte und ganz allein auf mich angewiesen war, so lockten mich jetzt Schwierigkeiten, vor denen ich sonst zurückgeschreckt war, indem ich selbst aus eigener Wahl sie mir stellte. Ich spielte freier, sicherer und sang mit weit mehr Ausdruck als sonst. Alle kamen überein, daß ich in den zwei Monaten, wo ich mir selbst überlassen war, bedeutendere Fortschritte gemacht hätte als in Berlin unter der Aufsicht eines guten und gewissenhaften Lehrers. Man lobte mich deshalb, und ich mußte heimlich lächeln, daß niemand ahnte, was diese Fortschritte bei mir hervorgebracht. Mein ganzes Wesen hatte sich verändert, ich war nicht mehr das ausgelassene, lustige Kind, eine unbestimmte Sehnsucht, ein banges Gefühl wie Heimweh hatte sich meiner Seele bemächtigt. Da schien Musik die einzig mir verständliche Sprache, und allen Empfindungen, für die ich keine Worte fand, konnte ich in Tönen Sprache und Ausdruck geben.

An einem Sonnabend morgen kam Herr von Schweinichen, um mich aufzufordern, an der morgenden Sonntagsmusik in der kleinen Dorfkirche auf dem Gute seines Vaters, anderthalb Meilen von uns entfernt, teilzunehmen. Ich weigerte mich, weil ich glaubte, daß es einem öffentlichen Konzertsingen ähnlich sei und ich mich dazu nicht entschließen könne. Als er mir aber auseinandergesetzt, daß es nur der gottesdienstlichen Musik vor der Dorfgemeinde gelte, willigte ich gern ein. Wir beredeten eine Probe für den Abend in der Kirche, er

ließ mir die Noten zur Durchsicht da und versprach seinen Wagen zu schicken, da Franzens Pferde beschäftigt waren. Es war schon ziemlich spät, als wir vor dem Gittertor der Kirche von Zschrischkowitz hielten. Wir fanden Frau v. Schweinichen und ein junges Mädchen, Adelheid, Nichte der Frau v. Sack, die zum Besuch aus Breslau gekommen war. Beide wollten der Musikprobe beiwohnen.

Wir gingen über den Kirchhof durch die niedrige gotische Türe in die Kirche. Sie war von länglicher Form und weit stattlicher, als ich gedacht hatte. Mich umzusehen ließ aber Schweinichen mir nicht Zeit, da er seine Probe im Kopfe hatte. Er nahm mich am Arm und führte uns ohne weiteres eine kleine Treppe hinauf zum Orgelchor. Hier wurden wir von dem Organisten und zwei Bedienten des Herrn v. Schweinichen empfangen, die schon ganz hübsch Violine und Bratsche spielten und vortrefflich accompagnierten. Frau v. Schweinichen, Mine und das Fräulein setzten sich, und ich fing an, meine Arie, eine lateinische Arie von Pleyel, mit Begleitung der Orgel und der beiden Streichinstrumente zu probieren.

Es war indessen ganz dunkel geworden. Die Herren klebten kleine Wachslichtchen auf die Brüstung des Chores, auf dem wir standen, und zündeten sie an. Spärlich beleuchteten sie unsere Noten, die ganze übrige Kirche erschien dadurch nur noch dunkler. Während dieser Vorbereitung sah ich hinab, es war ein wunderbarer Anblick. Die Mutter Gottes, aus Holz geschnitten, stand bunt gekleidet in Lebensgröße vor einer Säule,

ihr gegenüber der gekreuzigte Heiland; je länger ich hinsah in der ungewissen Dunkelheit, je lebendiger wurden mir die Gestalten und schienen sich zu regen. Die ganze Reihe der Fenster entlang waren Fahnen aufgesteckt, dazwischen hingen bunte Kränze mit verblichenen Bändern zur Erinnerung an verstorbene Jungfrauen des Dorfes. Durch ein offenes Fenster, das der Kirchendiener morgens geöffnet, um die warme Frühlingssonne in das dumpfe Gebäude dringen zu lassen, und das er zu schließen vergessen, zog nun die kalte Nachtluft und bewegte die Fahnen und Bänder an den Totenkränzen. Auch der eigentümliche Duft, der von dem Weihrauch des Gottesdienstes in der leeren Kirche zurückgeblieben war, wirkte auf mich. Ich hörte nicht, als man mir zurief, aber als die Orgel ertönte, sang ich die Responsorien aus voller Seele und in höchster Begeisterung. Tränen liefen über meine Wangen, während ich sang; es war mir, als wäre ich längst gestorben und riefe hoch in Wolken schwebend den Menschen das Ave zu. — Eine ähnliche Empfindung habe ich nie wieder gehabt, aber ich glaube auch nie in meinem Leben so gesungen zu haben, als an diesem Abend.

Als ich geendet hatte, kam Adelheid, umfaßte und küßte mich, ich aber winkte ihr, und sie folgte mir die kleine Treppe hinunter, während das Orgelstück probiert wurde. Auch sie konnte sich des ernsten Eindrucks nicht erwehren, den die dunkle Kirche auf sie machte. Wir gingen leise Hand in Hand über die Grabsteine der Gutsherrschaften, die in den Gewölben ruhten, mit ehrfurchtsvoller Scheu setzte ich meinen Fuß auf die Ge-

stalten, welche in den Stein eingehauen waren; an den vielen leeren Bänken vorüber streiften wir furchtsam unter den im Zugwind rauschenden Fahnen und zitternden Totenkränzen hin. Das Weihbecken mit dem geweihten Wasser zog mich mächtig an, und hätte ich mich vor meiner Begleiterin nicht geschämt, ich würde Stirn und Augen gern damit benetzt haben; an dem Beichtstuhl mit den vergitterten Fenstern konnte ich aber nicht vorübergehen, wir traten hinein und setzten uns. Die Orgel klang sanft und mächtig zu uns hernieder, und mit gefalteten Händen lauschte ich andächtig, bis der letzte Ton des Chorals verklungen war; dann lief ich zu Mine, die auf mich wartete. Mich schauerte, ich wickelte mich fest in meinen Mantel, erholte mich aber von all den Eindrücken erst, als wir im hellen Mondschein in der erquickenden, frischen Luft unsere Rückfahrt machten.

Adelheid v. Sack brachte einen andern Ton und frisches Leben in unsern Kreis. Tausend Pläne zu Festlichkeiten bildeten und verwarfen wir zusammen, auch Komödie wollten wir spielen, wählten Stücke, verteilten Rollen, fingen an zu lernen, allein weiter gedieh die Sache nicht, denn es stellten sich zu viele Hindernisse in den Weg.

Eines Tages war Adelheid wieder zum Besuch auf Babigora. Wir saßen an der Türe, und Lore und ich hörten geduldig ihren Erzählungen von Festen und Bällen, bei denen sie floriert habe, zu. Nur an unsern zweifelhaften Mienen hätte sie es merken können, daß wir zuweilen doch ein wenig ungläubig waren, wenn sie von dem großen Aufsehen sprach, das sie überall gemacht. Lore ward es bald zu viel, und sie ließ uns

allein. Kaum war sie fortgegangen, als Adelheid vertraulich näher rückte und anfing, mir einen jungen Baron Eduard, der auf allen Bällen mit ihr getanzt und ihr gewaltig den Hof gemacht habe, auf das schönste und interessanteste zu schildern. Es verdroß mich immer, nur still zuzuhören, und obgleich ich recht gut wußte, daß unser Eduard mir niemals den Hof gemacht hatte, so verlockte mich doch die Sucht, ihr nicht nachzustehen, halblaut zu sagen: „O, ich könnte dir wohl auch von einem Eduard erzählen.“ — „Ach tue es doch,“ bat sie, „sieh nur, wie offen ich gegen dich bin.“ Wirklich beschrieb ich ihr Eduard, erzählte von seinem Singen, seinem Lesen, von allem Guten und Schönen, das ich nur irgend wußte, und ging in meinem Eifer so weit, seine Briefe und ein Gedicht, welches er uns geschickt hatte, zu holen. Sie las und rief immer sich unterbrechend: „Allerliebst, charmant, der ist sterbend verliebt in dich!“ „Ach Gott bewahre,“ sagte ich fast gelähmt vor Schreck und Ueberraschung, „wie kannst du so etwas nur sagen.“ Dabei wollte ich die Briefe ihr nehmen. „Stell dich doch nicht so, als ob du es nicht wüßtest,“ erwiderte sie lachend. „Wahrhaftig, ich weiß es nicht,“ rief ich fast weinend ganz außer mir. „So will ich dir's beweisen,“ sagte Adelheid, nahm das Gedicht und zeigte mir mehrere Stellen, die allerdings von Liebe und Sehnsucht sprachen; „denn daß er immer Euch sagt, ist nur der Schicklichkeit wegen,“ fuhr sie fort, „im Grunde meint er doch nur dich.“ — „Nein, nein!“ schrie ich heftig, „er meint uns alle, das verstehst du nur nicht,“ nahm Briefe und Gedichte und eilte damit ins Haus,

unwillig auf mich, daß ich nur aus Eitelkeit mich hatte verleiten lassen, das Heiligtum unserer Freundschaft zu verraten, das ich nun so mißverstanden sah.

Nach einigen Wochen reiste Adelheid ab und es ward wieder still und einförmig wie vorher.

Das von Franz so heiß ersehnte Zusammenleben mit uns gestaltete sich ganz anders, als er erwartet hatte. Seine Geschäfte zwangen ihn, fast mehr auswärts als zu Hause zu sein, und auch dann fanden sich wenig Stunden der Ruhe, die wir miteinander genießen konnten. Er fand fast jedesmal bei seiner Rückkehr viel versäumt und vernachlässigt. Das bewog ihn, wieder einen Verwalter anzustellen. Ein tüchtiger Ökonom wurde ihm von Sachverständigen empfohlen, er trat nach einigen Tagen ein. Es war ein junger Mann von 26 Jahren, kräftig gebaut und von militärischer Haltung, mit großem, blondem Schnurrbart. Er war Offizier gewesen, hatte vor kurzem wegen eines Vergehens gegen seine Vorgesetzten den Dienst quittieren müssen und war zu seinem eigentlichen Beruf, der Ökonomie, zurückgekehrt. Sein energisches, sicheres Auftreten gefiel Franz so sehr, daß er ihm schon nach der ersten Stunde sein ganzes Vertrauen schenkte.

Durch diesen Stellvertreter weit beruhigter, rüstete Franz sich bald wieder zu einer kleinen Reise und drang darauf, daß Mutter und Mine ihn begleiten möchten.

Sobald sie fort waren, hing ich mir den großen Schlüsselbund an den Gurt und ging mit Loren stolz als alleinige Herrin im Hause umher, im vollen Gefühl meiner Würde, das noch mehr gesteigert wurde, als Josepha und Babette, die Hausmädchen, zu mir kamen

und baten sie nach dem nächsten Städtchen zum Kirchweihfeste gehen zu lassen, wo sie sich Bänder und Ablaß kaufen wollten. Da in diesen Tagen nur wenig zu tun war, und Stanis, der Gärtner, versprach alle Arbeit für sie zu tun, zeigte ich mich gern als gütige Herrin und gewährte ihre Bitte, wofür beide mir stürmisch die Hände küssen wollten, und da ich sie zurückzog und versteckte, den Saum meiner Schürze küßten. Gegen Abend kehrten beide vergnügt zurück und brachten uns zum Lohn für die erteilte Erlaubnis ein kleines Heiligenbild mit, die Großmutter des Erlösers darstellend.

Tags darauf standen Lore und ich in der Haustüre und plauderten mit Langwor, dem Verwalter, als Josepha auf mich zustürzte, mich mit dringenden Worten und Geberden mit sich ins Wohnzimmer zog und beide Türen hastig verriegelte. Nun ward mir bange, aber ohne mir etwas von meiner Furcht merken zu lassen, fragte ich: „Was hast du, was willst du?" Da warf sie sich vor mir nieder und zeigte starr und bleich auf den Sekretär, in welchem ich einen Schlüssel stecken sah. Sogleich ahnte ich, was vorgegangen. In dem Schreibtisch lag eine bedeutende Summe Geldes zur wöchentlichen Auszahlung der Bergleute und Hüttenarbeiter aufbewahrt.

„Du hast den Schlüssel eingesteckt?" sagte ich, sie scharf ansehend. „Ja, ja," schrie sie außer sich, „als ich draußen Ihre Stimme hörte, wollte ich ihn schnell wieder abziehen und habe ihn in der Angst verbogen. Schwören Sie mir bei Gott, unserm Heiland," rief sie, krampfhaft meine Knie umklammernd, „schwören Sie, mich nicht zu verraten!" Dabei sah sie mich mit einem so furchtbaren

Blicke an, daß ich überzeugt war, sie würde mich töten, wenn ich mich weigerte.

Dennoch gab der Augenblick der Gefahr mir auch Mut und Besonnenheit. „Nein, Josepha," sagte ich ruhig, „das schwöre ich nicht, aber ich will dir versprechen, für dich zu bitten, daß dir nichts geschehen soll." Dabei streichelte ich sie und hob sie freundlich auf und versuchte auf alle Weise sie zu beruhigen, erstens, weil das schöne Mädchen in ihrer Angst mich wirklich dauerte, und dann weil ich mich gewaltig vor ihr fürchtete. Es gelang mir, sie stand auf, ich suchte die Türe zu gewinnen und dankte Gott, als ich auf dem Flure stand, wo Lore und Langwor mir mit Fragen entgegentraten. Das Mädchen warf mir einen scheuen, bedeutungsvollen Blick zu und lief hinaus.

Ich war so angegriffen von dieser Szene, daß Langwor mir geschwind einen Stuhl brachte, da ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer, wobei mir einfiel, daß Josepha wahrscheinlich den Ablaß gestern gekauft, um heute ohne Gewissensbisse ihr Verbrechen begehen zu können. Langwor war wütend. Gerade in der Zeit, wo er das Haus zu hüten hatte, mußte so etwas geschehen! Nur mit der größten Mühe gelang es uns, ihn zurückzuhalten, ich glaube, der wilde Mensch hätte das Mädchen erschlagen. Er mußte sein Ehrenwort geben, sich ruhig zu verhalten, da wir morgen mittag Franz schon zurückerwarteten.

Langwor verschloß sogleich alle Ausgänge, damit sie nicht entwischen könne, was mir das liebste gewesen wäre, denn mit der Dunkelheit stellte sich auch die entsetzliche Angst bei mir ein, das Mädchen könne mich in der

Nacht ermorden. Trotzdem schlief ich bis gegen Morgen, wo wir durch heftiges Fluchen und Toben geweckt wurden. Das Mädchen war dennoch entsprungen, und vergebens waren alle Bemühungen Langwors und später auch Franzens, ihrer habhaft zu werden.

Wie glücklich und froh wir am nächsten Tage hinaussprangen, Mutter, Mine und Franz zu begrüßen, als ihr Wagen vor der Türe hielt, ist leicht zu begreifen, ebenso auch wohl, wie oft ich die Diebsgeschichte erzählte, und wieviel ich mir auf mein heldenmütiges Benehmen dabei zugute tat.

Der Frühling kam mit all seinen Reizen. Unsere Gegend ward freundlicher, denn überall grünte es, Blüten und Knospen keimten hervor. Die Luft war jetzt so rein und klar, daß wir die Schneeberge oft ganz deutlich erkennen konnten. Dazu kamen die lieben Beschäftigungen im Freien. Wir hatten für unser Gärtchen zu sorgen, zu säen, zu pflegen und zu gießen, auch die Hühner, Enten und Gänse zu füttern, die schon ganz zahm und zutraulich geworden waren und mir die Körnchen aus der Hand fraßen. Abends machten wir hübsche Spaziergänge über Felder und Wiesen mit Langwor, der uns die verschiedenen Getreidearten zeigte und viel von Viehzucht erzählte, was wir mit größtem Interesse hörten.

Nach dem Abendessen gingen Mine und ich oft allein hinaus vor die Türe, saßen stundenlang im hellen Mondenscheine und sahen den Fahrweg hinunter, weit, weit in die Ferne. Wir sprachen kein Wort, eine ehrte der andern Schweigen, bis es spät ward und kühl, und Mine

in einem Tone, als ob wir lange vergeblich auf etwas gewartet hätten, sagte: „Na, komm nur, wir wollen zu Bette gehen.“

Unser Verkehr mit den liebenswürdigen Gutsnachbarn ward im Laufe des Sommers immer wärmer und angenehmer, mit Freuden würden wir ihren Einladungen gefolgt sein, wenn sich dem nicht so viele Schwierigkeiten in den Weg gestellt hätten. Die Pferde waren nur äußerst selten für uns zu benutzen, und die Equipage unserer gütigen Nachbarn so oft in Anspruch zu nehmen, war uns peinlich. Viel wichtiger aber war für uns das Hindernis, daß Mutter fast jedesmal bei diesen nächtlichen Heimfahrten sich erkältete und längere Zeit sich sehr unwohl fühlte. Überhaupt konnte sie sich an das Klima noch immer nicht gewöhnen. Sie wollte uns zwar überreden, die freundlichen Einladungen ihretwegen nicht abzuweisen, wir konnten uns aber nicht entschließen, sie allein zurückzulassen, da das Mißtrauen zu unserer Umgebung fast mit jedem Tage wuchs.

Franz war diesmal länger als gewöhnlich abwesend, da die wöchentliche große Auszahlungssumme nicht so leicht herbeizuschaffen war. Er kam, sah sehr übel aus und war aufgeregter und unruhiger als jemals. Wenn wir ihn nicht zu den Mahlzeiten gezwungen, Mine nicht zuweilen durch ein Lieblingsgericht ihn gelockt hätte, er würde es ganz vergessen haben, Nahrung zu sich zu nehmen. Abends, wenn wir längst in den Betten waren, hörten wir ihn noch bis spät in die Nacht in seinem Zimmer ruhelos auf und abgehen. Er tat mir schrecklich leid,

wie er mit all seinen schönen, reichen Gaben so wenig Freude und Genuß vom Leben hatte. Kaum waren acht Tage vergangen, als Franz sich wieder zur Reise rüstete, sagte er, wir sollten uns nicht ängstigen, wenn er so schnell nicht zurückkäme, da er diesmal entferntere Städte besuchen müsse.

Franz war fort, wir waren ja gewöhnt, ihn oft abwesend zu wissen, und dennoch lag es ahnungsschwer auf uns allen. Solange die Tage hell und warm waren, ging es noch an, aber der Wechsel der Jahreszeit trat hier mit erschreckendem Ungestüm auf. Der Herbstwind hatte in einer Nacht die Blätter von den Bäumen gerissen und heulte schauerlich des Nachts um unser einsam auf der Höhe liegendes Haus. Wir hatten tagelang Regen oder so dicke, schwere Luft, daß der Kohlenrauch nicht aufsteigen konnte und niedergedrückt so dicht an unsern Fenstern lag, daß wir uns wie in einem dunkeln Gefängnis fühlten. Eine Woche war vergangen und weder Franz noch Nachricht von ihm gekommen; der Sonnabend brach an, der Mittag war vorüber, — Franz war nicht gekommen, unsere Unruhe und Spannung nahm zu. Die Leute machten Feierabend, der Steiger kam, ihren Lohn zu holen. Mutter mußte sie abweisen.

Öde und einsam war unser Leben, in beständigem Warten und Bangen verbrachten wir die Tage. Ein Brief von Ludwig oder Eduard waren die einzig hellen Augenblicke, obgleich die letzteren uns nie ganz genügten. So war auch die zweite Woche hingegangen. Der Steiger war wieder vergeblich nach dem Arbeitslohn der Leute gekommen, und Mutter hatte zaghaft und

selbst ungläubig den bescheidenen Mann aufs neue vertrösten müssen. Die Arbeiter waren nicht länger hinzuhalten, denn die armen Menschen lebten doch von dem, was sie im Augenblick verdienten, der Lohn mußte ihnen geschafft werden, und es ward also notwendig, gleich Einrichtungen dazu zu treffen. Der Obersteiger wandte sich deshalb an das Bergamt, welches nun auf seine Kosten fortarbeiten ließ, um die Leute vor dem Verhungern zu schützen. Unsere Lage war schrecklich.

In dieser Zeit der Verlassenheit und Sorgen war Langwor unser Schutz und Trost. Wir berieten und überlegten alles mit ihm, wobei er sich so teilnehmend und gut zeigte, daß er unser ganzes Vertrauen gewann. Er nahm dankbar Mutters Einladung an, die Abende bei uns zuzubringen, da auch ihm jede Zerstreuung fehlte. Sobald die Lampe angezündet wurde, kam er, und während wir nähten und strickten, wußte er mancherlei vom Soldaten- und Landleben zu erzählen. Da der Stoff auch bald erschöpft war, brachte Mine, Gott weiß, wo sie es gefunden, ein kleines altes Lottospiel, und so saßen wir bald eifrig spielend in allem Kummer und Sorge, während draußen Sturm und Regen tobten, und freuten uns über den Gewinn eines Apfels, einer Nuß und dergleichen.

Eines Abends, als wir wieder eben harmlos bei unserm Lottospiel saßen, horchte Langwor plötzlich auf: „Ich höre Pferdetritte," sagte er. „Das ist Franz," riefen wir, aber im selben Augenblick ward heftig an das Hoftor gepocht, Langwor lief hinaus. — Wir saßen in angstvoller Erwartung. Bleich vor Zorn und Er-

regung kam er zurück: „Es sind zwei Exekutoren draußen, verlangen Wohnung und Stallung für zwei Pferde!“

In demselben Augenblick trat auch schon der eine, den dreieckigen Hut quer auf dem Kopf, rasch in die Tür, schritt ohne zu grüßen oder den Hut abzunehmen auf Mutter zu, stellte sich mit frecher, höhnischer Miene vor sie hin und sagte: „Da Ihr Sohn bis jetzt nicht zurückgekehrt ist, so hat das Oberlandesgericht die Auszahlung des Wochenlohns für sämtliche Arbeiter übernommen und mich befugt sämtliche Effekten hier zu versiegeln.“ — „Das können doch nur die Sachen sein, welche meinem Bruder gehören,“ fiel Mine ein.

„Alles,“ rief er roh, „Mamsell — ich versiegle alles! — so lautet meine Ordre.“ Er ging zur Türe, rief seinen Kameraden herein, der kam mit einem brennenden Licht, und so schritten beide auf einen Mahagonischrank zu, welchen ich, solange ich denken konnte, im Hause meiner Eltern gesehen hatte.

„Herr, rühren sie den Schrank nicht an,“ schrie Mine fast und stellte sich mit ausgebreiteten Armen, wie um ihn zu schützen, vor meines Vaters alten Schrank. Da ergriff der rohe Mensch sie bei der Hand, riß sie fort, und während wir weinend uns an Mine klammerten, legte er mit verächtlichem Lachen das große Siegel an. So ging er von einem Stück zum andern, bis er zu meinem Flügel kam, und wie er so hart die geballte Faust darauf legte, dröhnte es in den Saiten, was mir wie ein Klageton klang und mich schmerzlich aufschreien ließ; Mutter war einer Ohnmacht nahe.

Von einer Heldennatur hatte ich nie viel in mir

gespürt, meine erste Regung bei jedem Erschreckenden oder Beängstigenden war — davonzulaufen. So auch jetzt. „Laßt uns fortgehen," bat ich, „hier können wir nicht bleiben, wir wollen nach Czernitz." —

„Ja, ja, zu Sacks, das ist gut," rief Mine, und ohne uns zu besinnen, wie in einem Taumel standen wir in Mäntel eingehüllt vor der Türe.

„So, nun geht mit Gott," sagte Mine sehr bewegt.

„Wir sollen gehen! und du?" riefen wir.

„Wenn ich Mutters und Lorens angstvoll bleiche Gesichter sehe, erfaßt mich solche Wut, daß ich imstande wäre, mit dem ersten Besten den Kerl totzuschlagen. Wenn ihr fort seid, ich gebe euch mein Wort darauf, werd' ich ganz ruhig sein. Ich schließe mich gleich im Schlafzimmer ein, dem Verwalter allein können wir das Haus nicht überlassen." Dabei schob sie sanft Mutter zur Türe hinaus, die sie rasch verschloß.

Da standen wir draußen in der dunkeln Nacht, hielten uns fest aneinander und gingen langsam vorwärts. Mutter mit uns beiden zitternden, furchtsamen Kindern allein auf der Landstraße. Ein scharfer, kalter Wind sauste neben uns her als schauerlicher Begleiter. Der Weg war schlüpfrig, oft konnten wir die Füße nur mit Mühe aus dem vom Regen aufgeweichten Lehmboden ziehen, nicht selten blieb der Schuh drin stecken. Wir hatten Mutter zwischen uns genommen, sie zu stützen. Weinend blickten wir zurück, solange wir das Licht in unserm Hause schimmern sahen, als wir den Berg hinuntergegangen waren, verschwand es unsern Blicken. Nun fühlten wir uns ganz verlassen, dazu

peinigte mich beständig noch die Furcht vor Räubern, die ich in jedem Gebüsch versteckt liegen sah. Bis zum Entsetzen aber steigerte sich diese Angst, als ich wirklich im Gebüsche etwas rauschen hörte. Krampfhaft hielten wir uns aneinander fest. Es kam näher, immer näher, sprang heulend auf uns zu — und wir erkannten unsern guten, treuen Cäsar, der unserer Spur gefolgt war. Außer sich vor Freude lief er bellend und schmeichelnd um uns herum. Die Nähe des lieben Tieres gab uns ein Gefühl der Sicherheit und wir schritten rüstig vorwärts. Endlich erreichten wir Czernitz.

Da lag alles im tiefen Schlafe. Jetzt standen wir vor dem Hause und erst da, wo wir um Einlaß bitten wollten, trat uns das Gewagte des Verlangens entgegen. „Wie werden sie uns aufnehmen, — wird das ganz Widrige dieser Begebenheit sie nicht vor uns zurückschrecken?" Ratlos und zagend standen wir da.

„Ach, wären wir auf Babigora geblieben," rief ich und Lore zugleich. „Kinderchen," sagte Mutter, „jetzt sind wir einmal hier, zurück können wir nicht, denn ich bin nicht imstande, einen Schritt weiter zu gehen. Die Leute sind auch immer so gut gegen uns gewesen, klopf in Gottes Namen an." „Du hast recht, Mutter," sagte ich ganz ermutigt und pochte so lange an die Türe, bis wir drinnen einen schläfrigen Gang hörten, und ein Lichtschein durch die Spalte drang. „Wer da!" rief eine Stimme drinnen auf polnisch.

„Wir sind es, von Babigora; Joseph, mach auf!"

„Ja, von Babigora," lallte er, „das kann ein jeder sagen!"

„O, der ist wieder betrunken, dann ist nichts mit ihm anzufangen," rief Mutter.

In demselben Augenblick kamen rasche Schritte, die Türe ward aufgeschlossen, und die hübsche, stattliche Gärtnersfrau ließ uns ein.

„Mach, daß du ins Bett kommst!" rief sie ihrem Manne befehlerisch zu, verschloß die Haustüre, führte uns unten ins Wohnzimmer und ging ihre Herrschaft zu holen.

Das lange Zimmer war durch das eine brennende Licht nur spärlich erhellt, in spannender Erwartung standen wir da. Es dauerte nicht lang, so kamen Herr und Frau v. Sack eiligst mit dem Ausruf: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?" Zögernd und stockend erzählten wir und hatten kaum begonnen, als die beiden Alten auch hereinkamen; es war so rührend und gut von ihnen, aber der Anblick — beide in schleppenden Pantoffeln, langen Nachtjacken, bunte Tücher um den Hals gewickelt — war so grenzenlos komisch, daß Lore und ich zum Fenster gingen, unser Lachen zu verbergen.

Herr v. Sack mahnte, uns nicht weiter aufzuregen und vor allen Dingen Ruhe zu suchen. Der alte Sorgenstuhl des Großvaters wurde näher an den Ofen gerückt und Mutter, nachdem sie auf Zureden der Frau v. Sack ein Gläschen Ungarwein getrunken, hineingesetzt und mit vielen Decken und Kissen gut zugedeckt. Für uns versprach die Gärtnersfrau wohl zu sorgen, und so ward es bald wieder still und dunkel in dem lieben, gastlichen Hause.

Am nächsten Morgen beim wohlbesetzten Frühstückstisch und der dampfenden Kaffeemaschine saß es sich traulich genug, aber unsere Angst um Mine ließ uns

keine Ruhe. Wir waren eben im Begriff, uns auf den Weg zu ihr zu machen, als sie frisch und munter in die Türe trat. Herr v. Sack hatte ganz früh schon seinen Wagen hinaufgeschickt, sie zu holen, damit wir gemeinsam beraten könnten, was zu tun sei, wie er in seiner liebenswürdigen Weise sagte. Mine war seelenfroh, uns so wohlgeborgen zu sehen, und versicherte, daß auch ihre Nacht gut vorübergegangen sei.

Nachdem wir lange hin und hergesprochen, riet Herr v. Sack, Mutter möge nach Ratibor zu dem Justizrat fahren, dem die Führung unsers Prozesses übergeben worden, ihm offen unsere Lage mitzuteilen. Er würde es gut finden, wenn sie mich mitnähme, erstens um den schweren Gang nicht allein zu machen, und dann damit ich selbst ihn bitten könne, mir wenigstens den Flügel als Mittel zu meiner Fortbildung zu lassen, die mir später zur Erhaltung meiner Familie dienen solle. Wir versprachen gern, seinem Rat zu folgen, und reichten ihm bewegt die Hand.

Am nächsten Morgen fuhren Mutter und ich nach Ratibor. Aber alles war vergebens. „Es tut mir leid, ich kann an der Verfügung nichts mehr ändern," war die stets gleiche kalthöfliche Antwort des Justizrats auf alle unsere Vorstellungen gewesen. Mutlos und niedergebeugt kamen wir bei Mine wieder an.

Mutter fühlte sich unwohl und legte sich zeitig nieder, wir setzten uns zu ihr ins Schlafzimmer und schrieben an Ludwig und Eduard. Wir hatten bis jetzt aus Rücksicht und Schonung für Franz unterlassen, ihnen unsere Not zu klagen; jetzt waren vier Wochen vergangen, wir konnten

an seine Rückkehr nicht mehr glauben und fühlten uns wie verraten und verkauft unter dem fremden Volke.

Mutter ward in der Nacht sehr unwohl, fühlte sich am Morgen unfähig aufzustehen und erregte durch ihr erschreckend übles Aussehen unsere größte Besorgnis. Wir mußten zu einem Arzt schicken. Nachdem er sich von uns die mögliche Veranlassung der Krankheit hatte schildern lassen — wir konnten ihm den Schreckensabend nicht verhehlen —, ging er zu Mutter; er setzte sich ruhig und freundlich an ihr Bett, war sehr eingehend und tat dann den beglückenden Ausspruch, daß durchaus keine Gefahr vorhanden. Der ganze Zustand sei eine heftige Nervenerregung und Erkältung, außerdem sei dies Klima überhaupt zu rauh für Mutters zarte Konstitution, und da, wie er hörte, wir die Absicht hätten, Babigora zu verlassen, riete er, es womöglich nicht lang hinauszuschieben; schon die Veränderung der Luft sei ein entschiedenes Heilungsmittel. Er ging und ließ uns alle sehr getröstet zurück, und wirklich konnte er, als er nach einigen Tagen sie wieder besuchte, ihr erlauben aufzustehen; er empfahl nur noch Ruhe und Wärme.

In diesen furchtbar schweren Tagen hatten selbst die Exekutoren, diese beiden Männer des Schreckens, ein mitfühlend Herz gezeigt und sich aufs freundlichste bemüht uns, wo es möglich war, Hilfe zu leisten. Jeden Morgen erkundigten sie sich teilnehmend nach Mutters Befinden und schlichen leise umher, wenn sie glaubten, daß sie schliefe.

So war die Woche hingegangen. Wir sahen den Postboten den Berg heraufkommen; Mine lief ihm entgegen und trat mit dem Freudenruf: „Ein Brief von

Eduard" ins Zimmer. Wir setzten uns zu ihr, sie las; er bedauerte, wie es uns schien, etwas kühl, die Unannehmlichkeiten, welche uns betroffen, und fügte hinzu, er könne nicht umhin, uns zu sagen, wie sehr es ihn verletzt hätte, uns so über einen Bruder sprechen zu hören, der willig sein Leben hingeben würde, uns zu helfen: „Sie sagen, er habe Sie fortgelockt aus allen gewohnten, lieben Verhältnissen, um Sie in der Fremde, unter Fremden im Stich zu lassen. Sie wissen so gut wie ich, daß seine grenzenlose Liebe für Sie ihn veranlaßte, Sie zu sich zu rufen, beklagen Sie sein Schicksal, das ihn zwingt untreu gegen Sie zu scheinen; es wird ihm schwer genug, er war hier, ich habe ihn gesprochen. Mit unsäglicher Mühe hat er alles versucht, Ihnen helfen zu können. Umsonst! Es ist ihm nicht gelungen, und er muß mit schwerem Herzen Sie wieder an Ludwigs Hilfe verweisen. Auf Babigora bleiben könnten Sie natürlich nicht; er rät Ihnen, in ein benachbartes Städtchen zu ziehen, wo das Leben sehr wohlfeil, behaglich ist und wo es Ihnen gelingen würde, durch eigene Tätigkeit etwas erwerben zu können. Nach Berlin zurückzukehren, hält er für ganz unstatthaft, und auch ich muß ihm darin vollständig beistimmen. Er hat es mir klar gemacht, daß unser Verhältnis jetzt ein anderes sein würde, ich dürfte nicht wie früher Ihr Haus besuchen, es könnte Ihrem Rufe und meiner Ehre schaden."

„O, er soll nur fortbleiben," fiel ich rasch ein, „wenn es seiner zarten Ehre schaden kann, für unsern Ruf fürchte ich nichts, nicht wahr, Mutter?"

Ich sprang auf, lief hinaus, um meinem Herzen

Luft zu machen. Ein heftiger Tränenstrom brachte mir Erleichterung, ich preßte die Schürze vors Gesicht, mein Schluchzen zu verbergen; da hörte ich ein leises Rauschen, fühlte meinen Fuß, meine Schulter berührt, blickte auf und mußte lachen, denn die Schar der Gänse, Enten, Hühner und Tauben stand um mich herum und guckte mit den schiefen Köpfchen zu mir auf. Sie waren gewohnt, daß ich ihnen aus der Schürze Futter streute, und standen nun erwartungsvoll da.

„Ja, ihr lieben Tierchen, ihr sollt nicht getäuscht werden,“ rief ich, lief hinein, holte die Schürze voll Gerste, streute ihnen reichlich hin, sie aber, statt zu genießen, bissen sich, rupften sich, kreischten, so daß ich zornig sie fortjagte und weinend sagte: „Ach, es gibt gar kein Glück mehr in der Welt.“

„Sie weinen, liebes Fräulein,“ sagte Langwor, der unbemerkt von mir herangetreten war.

„Ach bewahre,“ erwiderte ich barsch und wendete mich weg.

„Wo steckst du denn,“ rief Mine, „läufst mitten im Lesen davon.“

„Sehen Sie nur, Fräulein Therese hat geweint,“ sprach Langwor bewegt.

„Sie hat auch wohl Ursache dazu; hat sie Ihnen erzählt?“

„Nichts,“ unterbrach ich, „es ist auch gar nicht nötig.“

„O bitte, sagen Sie mir's doch,“ bat Langwor.

„Herr Eduard Devrient findet es nicht statthaft, daß wir nach Berlin zurückkehren,“ stieß Mine sehr erregt hervor.

„Nicht," rief Langwor freudig, „Sie werden nicht fortgehen," dabei sah er mich mit einem strahlenden Blick an.

„O, deshalb bleiben wir doch nicht hier," rief ich.

„Also doch nicht," sagte er traurig.

Ich ging ins Haus, durch seinen Ton tief erschüttert; ich fühlte, daß ich ihm eben dasselbe Weh bereitet hatte, das mir vor wenig Augenblicken so bittere Tränen erpreßt. O, wie war ich unglücklich, ja ich meinte, es könne auf Erden kein unglückseligeres Geschöpf geben als mich. Ich hatte Mine gebeten, meine häuslichen Geschäfte zu übernehmen, da ich fürchtete, Langwor auf dem Hausgang zu begegnen; aber er vermied mich auch, schützte Geschäfte vor und kam mittags nicht zu Tisch. Langsam schlichen die Stunden, kummervoll und schweigend saßen wir da.

„Hier bring ich was Gutes aus Hamburg," rief die laute, fröhliche Stimme des Postboten.

„Von Ludwig," riefen wir alle im Chor, schlossen die Türe, drängten uns um Mine, die mit zitternden Händen die fünf Siegel des Briefes aufriß. Mehrere Hunderttalerscheine fielen ihr zuerst in die Hände.

„Das ist unser Ludwig," sagte Mutter gerührt. Er schrieb: „So ist es denn schneller gekommen, als ich gefürchtet hatte, jetzt aber gilt keine Reue und kein Klagen, jetzt heißt es handeln. Ihr müßt so schnell als möglich fort, damit die Jahreszeit nicht noch schlimmer und die Reise für Mutter unmöglich wird. Ich habe in Berlin in einem chambre garni zwei einfache Zimmer mit Kost für euch bestellt, hier leg ich die Adresse bei, damit ihr gleich bei eurer Ankunft wißt, wohin ihr euch zu wenden

habt. Alles weitere später. Die Summe, die ich beilege, wird, denke ich, für die Reise und für den Anfang reichen. Geht mit gutem Mut; in der großen Stadt wird es euch nicht schwer werden, selbst etwas zu erwerben, und auf Unterstützung könnt ihr rechnen, solange ich lebe. Gott geleite euch und führe euch glücklich zurück. — Euer Ludwig."

So waren wir auf einmal aus tiefster Bekümmernis in höchste Freude versetzt. Es war nicht die günstige Wendung unsers Schicksals allein, es war die Freude an dem lieben, treuen Menschen, die uns so beglückte. Wir waren alle wie elektrisiert, selbst Mutter lief geschäftig umher, half räumen und packen. Sie teilte abends Langwor unsere Absicht mit, sobald als möglich Babigora zu verlassen, bat ihn, morgen nach Ratibor zu fahren, dem Gericht Anzeige davon zu machen und zugleich einen Wagen nach Breslau zu bestellen. Er kam sehr vergnügt von dieser Fahrt zurück, da man ihm bis auf weiteres die Verwaltung des Ganzen übertragen hatte.

Während wir eifrig standen und unsere Koffer packten, kam wieder ein Brief von Eduard. Ludwig hatte ihm mitgeteilt, daß wir in kürzester Zeit wieder in Berlin eintreffen würden, ihn gebeten sich die Zimmer, die er für uns bestellt, doch einmal anzusehen und für mich ein einfaches Klavier zu mieten.

Eduard schrieb, so sehr er sich dagegen sträube, könne er doch nicht umhin, sich herzlich auf unser Kommen zu freuen. „So sehen wir uns doch noch einmal wieder." „Aha," sagte Mutter lächelnd, „seht ihr wohl, er lenkt doch schon wieder ein." „Ach, das versteht sich,"

erwiderte Mine, „er hat sich nur durch Franz einschüchtern lassen.“ „Entschuldigt ihn doch nicht,“ fiel ich ein, „ein tüchtiger Mann läßt sich nicht einschüchtern.“ Ich tat sehr böse, konnte meine Freude aber kaum verbergen.

Der Abschied von den lieben nachbarlichen Freunden war genommen. Der letzte Morgen rückte heran. Der Wagen kam, wir stiegen ein; Cäsar lag wieder auf unsern Füßen. Wir riefen Langwor und all den andern, die vor die Türe getreten waren, ein „Lebewohl“ zu und fuhren zum letztenmal den Berg hinunter. Der geschlossene Wagen verhinderte uns bald, zurückzublicken. Babigora war unsern Augen entschwunden, und wir hörten nur noch schwächer und immer schwächer die dumpfen Schläge der Dampfmaschine.

Aus der Liebeszeit

(1819—1824)

Berlin

(1819—1824)

Am Abend eines kalten, trüben Oktobertages erreichten wir Berlin, den Ort meiner Sehnsucht und Wünsche. Ungastlich und kalt sahen die hohen Häuser auf uns nieder, als wir durch die unendlich langen Straßen fuhren. Gleichgültige, verdrießliche Gesichter gingen an uns vorüber, und es wurde mir bang und fremd in der Heimat zumute. Vor sechs Monaten hatten wir dieselben Straßen passiert; wer es mir damals gesagt hätte, daß unsere Rückkehr so freudlos sein würde!

Vor dem Hause, in welchem Ludwig für uns Zimmer bestellt hatte, hielten wir fröstelnd und verstimmt. Eine ältliche Person hatte die Aufsicht und Bedienung des Hauses. Sie war grob und so beschäftigt, daß es uns erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, etwas kochendes Wasser zum Tee und Brot und Butter zu bekommen.

„Wie unbehaglich ist es hier," sagte Mutter. „Ach Gott! wie sollen wir hier leben?" seufzte Mine.

Schweigend gingen wir durch die kleinen Stübchen und blieben gerührt vor dem Klavier stehen, das Ludwigs Liebe für uns besorgt hatte. Wir legten uns bald sorgenvoll und bekümmert nieder. Am andern Morgen versuchten wir, uns ein wenig angenehmer einzurichten.

Aber es war nicht viel zu tun, da die Wohnung nur mit dem Allernotdürftigsten versehen war. Daß wir keine Küche hatten, machte überdies den Aufenthalt in diesem Hause noch unbehaglicher und sehr teuer.

Wie schmerzlich fühlten wir den Abstand zwischen jetzt und einst! Wir hatten uns eingebildet, ganz gleichgültig gegen diese äußerlichen Vorzüge zu sein, ja, ich hatte mich sogar auf die Einschränkung gefreut. Jetzt lernte ich den Reiz des Luxus erst kennen und schätzen, da ich ihn verloren hatte.

Mine hatte sich früh angekleidet, um in die Stadt zu gehen. In einer Galanteriehandlung, wo wir früher manches gekauft hatten, hoffte sie Arbeit zu finden. Zum erstenmal in ihrem Leben wollte sie die Hilfe Fremder in Anspruch nehmen. Es war ein schwerer Gang, aber sie machte ihn mit Freudigkeit und ohne Scheu. Ihre innige Liebe zu uns ließ sie alle Bedenken leicht überwinden.

„Hier ist Arbeit für uns alle, was brauchen wir mehr," rief sie schon im Eintreten, als sie mittags nach Hause kam. Ihr Gesicht glänzte vor Heiterkeit und Freude, und auch wir sprangen jauchzend zu dem Tisch, auf welchem sie Seide, Muster, Gaze und viele Materialien zu weiblichen Arbeiten ausgebreitet hatte. Kaum war eine Stunde vergangen, so saßen Mine und Lore schon an dem einen Fenster mit Häckeln von Börsen, beschäftigt, ich saß an dem andern und spannte Silbergaze zu Tragbändern in einen Rahmen, um eine breite Blumenguirlande darauf zu sticken.

Wir hatten einigen Freunden, auf Mutters ausdrücklichen Wunsch auch Eduard, unsere Ankunft ange-

zeigt und mit hochklopfendem Herzen horchte ich auf jedes Geräusch, das sich draußen hören ließ. Ich fürchtete ebensosehr ihn wiederzusehen, als ich mich darauf freute.

Gegen Abend klopfte es, Eduard trat ein, elegant gekleidet, sichtlich erregt, befangen. Er begrüßte uns verlegen und kalt. „Meine Röse," hatte er mich unter Tränen beim Abschied genannt, und jetzt — —

Ich hatte mich auf der Reise erkältet, fror, war auch durch die Sorge und Angst der letzten Zeit sehr angegriffen, kurz, ich fühlte selbst, daß ich heute recht häßlich war. Eduard schien dies auch zu finden, denn er sagte nach einer Weile:

„Sie sehen übel aus, haben sich überhaupt recht verändert."

„Finden Sie," sagte ich scharf und mit gezwungenem Lächeln. Das Blut schoß mir zum Herzen, Tränen drängten sich mir in die Augen, aber ich preßte sie gewaltsam zurück, beugte mich auf meinen Rahmen nieder und stickte. Doch wurde aus der Arbeit nicht viel, die Silbergaze flimmerte mir vor den Augen. Ich nahm wenig teil an der Unterhaltung, die sehr gezwungen, sich um die gleichgültigsten Gegenstände drehte. Nach einer kurzen Stunde empfahl sich Eduard fremd, förmlich und ging.

„Nun," sagte ich mich munter stellend, „dieser Besuch wird wohl unserm Rufe und seiner Ehre nicht geschadet haben." —

Die Börsen von Mine und Lore fanden so außerordentlichen Beifall, daß sie immer wieder neue Bestellungen erhielten, worüber sie natürlich sehr glücklich waren.

Mir ging es weniger gut. Das Sitzen am Rahmen strengte mich sehr an; da aber diese Art von Arbeit mir am besten gelang, wollte ich sie durchaus nicht eher aufgeben, bis ich imstande sein würde durch Musikunterricht auch meinen Teil zum Unterhalte beitragen zu können.

Es war einige Zeit vergangen, ehe Eduard wieder zu uns kam. Er war offenbar viel freundlicher als bei seinem ersten Besuch, und sobald die gute Mine das merkte, stimmte sie gleich wieder den alten vertraulichen Ton an. Dem konnte er heute auch nicht widerstehen, und soviel Gewalt er sich antat, kalt und förmlich zu sein, er fiel doch immer wieder in die herzliche Weise, die wir aus früheren, schöneren Stunden gewohnt waren. Als er seinen Hut nahm und gehen wollte, fragte Mine: „Kommen Sie denn nun nicht einmal wieder recht ordentlich zu uns?“

„Ich habe Franz versprechen müssen, Ihr Haus nie wieder wie früher zu besuchen. Von Zeit zu Zeit komme ich her und sehe, wie es Ihnen geht. Das ist genug.“

„Gewiß, hinreichend genug,“ fiel ich rasch ein. Ich wollte ihm eine recht stolze, trotzige Antwort geben, aber mein dummes Weinen, das mir so oft einen Querstrich machte, kam mir auch jetzt dazwischen, ich brach schnell ab, denn um alles in der Welt durfte er davon nichts merken.

„Sieh einmal, also wieder Monsieur Franz,“ sagte Mine als Eduard fort war.

„Ach Mine, wie kannst du ihn nur bitten, zu kommen, du siehst ja, daß er es nicht will.“ Ich konnte nicht weiter sprechen, setzte mich an meinen

Rahmen und sah starr auf die Rosen und Tulpen in dem Muster, die durch meine Tränen wie in Tau gebadet glänzten. Ich zählte die Stiche wieder und immer wieder, hielt die Nadel zwischen den Fingern, aber ich steckte sie nicht ein. „Was ist's nur, daß er jetzt so kalt und vornehm tut?" fragte ich mich. Ach, so sehr mein Herz auch widerstrebte, ich konnte keinen andern Grund erdenken, als daß er sich des Umganges mit den armen Mädchen schämte, die sich und ihre Mutter durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußten. Später gestand mir Eduard, daß er sich vor der immer stärker werdenden Neigung zu mir gefürchtet hatte, seine nach dem höchsten Ziele strebende künstlerische Entwicklung schien ihm dadurch gefährdet. Da kam ihm denn Franzens Warnung sehr gelegen, weil er durch sie sich verpflichtet glaubte, mir so fremd gegenüberzutreten.

Es waren noch nicht zwei Tage vergangen, als Eduard uns schon wieder aufsuchte. „Ei," dachte ich, „unsere Gesundheit muß ihm doch am Herzen liegen, da er heute schon wieder kommt, sich danach zu erkundigen."

Es war Dämmerstunde, er rückte seinen Stuhl heran, war freundlich, mitteilend und erzählte viel von dem Leben beim Theater.

„Und sind Sie wirklich durch die Erfüllung Ihres Wunsches, ein Künstler zu werden, so beglückt, wie die Verweigerung desselben Sie unglücklich gemacht hat?" fragte Mine.

„O mehr, weit mehr. Nie wäre ich imstande gewesen, diesen Beruf mir so schön, so anziehend zu denken, als er sich mir jetzt zeigt. Sie können sich keinen Be-

griff machen von dem Reiz der Menschendarstellung, es ist eine Tätigkeit, die Sinne und Gedanken ganz ausfüllt. Schon bei diesen noch untergeordneten Rollen, die mir bis jetzt zuerteilt werden, kann ich deutlich erkennen, wie interessant einst die Aufgabe sein wird, bedeutende Charaktere lebendig in sich aufzunehmen und wiederzugeben; ach, ich fühle, wieviel mir mangelt, das nur entfernt zur Anschauung zu bringen, was ich meine."

„Sie machen zu große Anforderungen an sich," sagte Mine.

„Das kann man gar nicht. Gegen sich kann man nicht streng genug sein. Ich habe viel zu lernen, und ich will viel lernen. Wie glücklich bin ich, daß mir die Gelegenheit dazu so reich geboten wird."

„Sie haben ja auch beim Professor Zelter Unterricht, ist er wirklich so grob als man ihn schildert?" fragte Mutter.

„Grob? O ja, zuweilen, eigentlich aber mehr derb und ohne Umstände, aber niemals roh, ich hatte den alten Herrn sehr gern."

„Besuchen Sie ihn nicht mehr?"

„Es ist mir unmöglich, ich finde keine Zeit dazu, auch scheint mir sein Unterricht jetzt nicht mehr so nötig. Er versteht vortrefflich die Stimme zu bilden, ohne ihr Zwang anzutun, auch sein Generalbaßunterricht war mir höchst nützlich. Jetzt ist der Unterricht bei Signor Calcara mir wichtiger, der den des figurierten Gesanges meisterhaft versteht. Schon die Dankbarkeit gegen den Grafen Brühl, meinem Gönner, treibt mich mit all meinen Kräften nach dem Höchsten zu streben."

Er war so aufgeregt, so lebhaft geworden, zeigte wieder wie in früherer glücklicher Zeit seine ganze schöne Seele, und ich verstand ihn besser, weit besser als sonst.

Indessen war es dunkel geworden, Mutter zündete Licht an, stellte es auf den Tisch, — da sprang Eduard erschrocken auf, griff nach seinem Hut und eilte rasch davon.

„Hu!" sagte Mine, „Franzens Geist ist ihm erschienen."

Bei seinem nächsten Besuch, den er ziemlich lang hinausgeschoben hatte, war er wieder kalt und vornehm, ich musterhaft fleißig, Mine, verdrießlich über uns beide, sprach auch nicht ein Wort. Um dem peinlich langweiligen Schweigen ein Ende zu machen, erzählte Mutter, daß wir ausziehen würden, wir hätten eine Wohnung mit einer Küche gefunden, zwar klein und beschränkt, aber vorteilhafter für uns. „So!" sagte Eduard gleichgültig und fragte mechanisch nach Straße und Nummer.

Wieder nach einer Pause fing Mutter an: „Sobald wir in der neuen Wohnung sind, soll Therese recht fleißig Musik treiben, damit sie selbst bald Unterricht geben kann."

„Therese?" fuhr Eduard auf. „Von diesem Beschluß weiß ich ja kein Wort."

„Sie kann das viele Sitzen am Stickrahmen nicht vertragen," erwiderte Mutter.

„Aber haben Sie wohl bedacht, daß sie dann gezwungen ist, in die Häuser fremder Leute zu gehen — und glauben Sie nicht, daß dies einem so jungen Mädchen in vieler Beziehung sehr nachteilig sein kann?" fragte er sehr erregt.

„Darüber bin ich bei ihr außer Sorge," sagte Mutter mit stolzer Zuversicht.

„Wir werden sie ja auch nur zu anständigen, gebildeten Leuten gehen lassen,“ setzte Mine hinzu.

Er konnte nichts mehr dagegen einwenden. Er wußte ja auch, daß nur die Not uns zu diesem Schritte zwang, der, wie er sich denken konnte, mir schwer genug werden mußte. Nachdem er lange nachdenklich dagesessen hatte, forderte er mich auf, etwas zu singen; das erstemal seit unserer Rückkehr. Ich trat zitternd zum Klavier und sang anfangs mit bebender Stimme. Er ließ mich einiges wiederholen, belehrte und berichtigte manches. So ward ich unbefangener, freier. Da es indes so dunkel geworden war, daß wir die Noten nicht mehr erkennen konnten, stellte Mine Licht aufs Klavier und warf mir dabei einen triumphierenden Blick zu. Das mißfiel mir, und ich hatte einen Augenblick den ehrlichen Willen, ihm zu sagen, es sei dunkel, und er müsse jetzt gehen. Aber ich war doch zu schwach dazu und beruhigte dann mein Gewissen damit, er möchte wohl selbst es jetzt wichtiger finden, mir durch seinen Rat zu nützen als das sonderbare Versprechen zu halten, das er Franz gegeben hatte.

Während wir aufs eifrigste zusammen musizierten, hatte Mine den Teetisch hergerichtet, und Eduard setzte sich, nachdem wir das Klavier zugemacht, ganz unbefangen zu uns. Sein Trieb, zu fördern, zu belehren, war schon damals so stark, daß er alles übrige zurückdrängte. An diesem Abend wenigstens dachte er nur daran, wie er mir bei meinem neuen, schweren Berufe behilflich sein könnte.

Wir hatten die neue Wohnung bezogen; es sah recht ärmlich bei uns aus, störte uns aber nicht, denn wir waren froh, wieder einen eigenen Herd und eigenen kleinen Haushalt zu haben. Mutter übernahm mit Hilfe einer Aufwärterin die Küche, Mine und Lore arbeiteten von früh bis spät, ich stickte am Rahmen, so lange ich es vertragen konnte und trieb fleißig Musik, ernster und eifriger als je, da Mutter beschlossen hatte auf dringendes Anraten unserer Freunde mir noch eine Zeitlang Gesang- und Generalbaßunterricht bei Zelter geben zu lassen. Ein sehr musikalischer Freund des Professors übernahm es, mich ihm zu empfehlen.

Wir hatten unsere Bekannten gebeten, sich um Schülerinnen für mich zu bemühen — da schickte eines Tages ein Schneidermeister, um mich zu bitten, einmal bei ihnen heranzukommen, ich solle seiner Tochter Klavierunterricht geben. Jetzt wurde mir die erste Stunde angeboten, und gerade weil sie die erste war, hätte sie mich am meisten freuen sollen, statt dessen fühlte ich mich verletzt und bedrückt, und ich weiß nicht was alles. Mine mochte es mir wohl anmerken, und sagte: „Ich bringe nachher unsere Börsen fort, da kann ich leicht herangehen und für dich mit den Leuten sprechen."

„Ach ja, tue das," sagte ich. Mir war ein Stein vom Herzen. Zwei Tage darauf ging ich nach Mines Verabredung zu meiner ersten Unterrichtsstunde aus.

Die Schneidersfrau sagte mir, ihr Mann sei ein furchtbarer Musikfreund, und darum solle das Mädchen Klavierspielen lernen. Daß man dazu Talent und noch einiges andere haben müsse, wußte sie nicht. Sie rief:

„Jette, die Mamsell ist da!“ Das war wieder ein kleiner Stich durchs Herz; aber ich faßte mich bald, und als das Mädchen, etwa 15 Jahre alt, hereinkam, begrüßte ich sie mit dem allerbesten Willen, ihr zu nützen. Wir setzten uns ans Klavier, einen alten Kasten mit schnarrenden, verstimmten Tönen. Ich zeigte ihr die Tasten, nannte sie ihr, und spielte langsam, ganz langsam die C-dur-Tonleiter durch, eine Oktave hinauf und zurück.

„So, nun versuchen Sie dies einmal,“ sagte ich. Jette blieb unbeweglich und ward nur noch röter wie vorher.

„Bitte!“ wiederholte ich, „spielen Sie das nun einmal.“ Vergebens, sie rührte sich nicht. Nachdem ich mich fast heiser gesprochen, es ihr unzählige Male vorgemacht und deutlich gezeigt hatte, blieb mir nichts übrig, als ihr die Hand zu führen, wie einem kleinen Kinde beim Schreiben. Aber auch das nützte nichts, denn als ich ihr nach der Terz den Daumen untersetzen wollte, stemmte sie die Finger so fest, daß ich sie eher hätte abbrechen, als von den Tasten lösen können. Dabei saß der junge Rohrstock kerzengerade, verzog keine Miene, schüttelte nicht einmal mit dem Kopf, wenn ihr alles mißlang; ich hätte sie gern ermordet. Endlich war die Stunde herum. Ich stürzte hinaus auf die Straße mit brennendem Kopfe, glühenden Wangen.

„Ich kann es nicht!“ sagte ich fast weinend, „das kann ich wahrhaftig nicht,“ und steigerte meinen Grimm, indem ich berechnete, daß diese Qual mir nur fünf Silbergroschen eingebracht hatte.

Die frische Luft kühlte mich ab, und der ziemlich

weite Gang beruhigte mich einigermaßen, so daß ich gefaßter nach Hause kam. Ich bemühte mich, meine Verzweiflung zu verbergen, als sie aber alle mit Fragen in mich drangen, brach sie wieder in aller Heftigkeit hervor. Lore sah von der Arbeit auf, warf mir einen mißbilligenden Blick zu und sagte: „Nach der ersten Stunde kannst du nicht urteilen, es wird schon besser werden."

Mich ärgerte, daß die Kleine recht hatte, und ich sagte gereizt:

„Ach, was verstehst du davon!" Mutter sah mich sehr traurig an, sagte aber nichts. — Das ging mir durch die Seele.

Mine rief in ihrer gewohnten raschen Weise: „Sie geht nicht wieder hin. Das Kind soll sich nicht so quälen um dieser paar Groschen willen; die kann ich leicht noch einbringen."

O Gott, wie fühlte ich mich beschämt. „Mine, was fällt dir ein?" sagte ich erschrocken. „Wie kannst du nur denken, daß ich die Stunden gleich wieder aufgeben werde; nein, eh' ich nicht viele und bessere Schülerinnen habe, tu' ich es nicht."

Mit guten Vorsätzen ausgerüstet wie ein Held ging ich zu meiner nächsten Klavierstunde und ward auch gleich für meinen Mut belohnt. Jette spielte die Tonleiter und setzte richtig den Daumen unter.

Ich glaube, die Schneidersfrau, die während der ersten Stunde am Fenster gesessen und Strümpfe gestopft, hatte plötzlich ihre Hand rasch von dem Strumpf befreit und eine Bewegung gemacht, als wolle sie der Tochter eine Ohrfeige geben — ich glaube —; genug, Jette hatte

jetzt meinen Unterricht begriffen, wie und auf welche Weise, durfte mich nicht kümmern.

Da Mutter Ludwigs regelmäßige Geldsendungen immer gleich für Hausmiete, Feuerung und Lohn der Aufwärterin zurücklegte, so blieb natürlich wenig übrig, und es kostete Mühe genug, das Fehlende zu erwerben; und ob wir schon von früh bis spät mit größter Anstrengung arbeiteten, so kamen doch viele recht schwere und sorgenvolle Stunden. Aber wir trugen sie mit frohem Mut, denn das süße Gefühl, für Mutter all unsere Kräfte einzusetzen, half uns über diese Beschwerden leicht hinweg.

Nur bei Lore hatte dieser Drang, nützlich zu sein, etwas so krankhaft Heftiges bekommen, daß wir ganz beängstigt dadurch waren. Sie überbot ihre Kräfte bei weitem, und wir sahen mit größter Besorgnis, wie dies übermäßige Arbeiten ihrer ohnedies schwachen Gesundheit schadete. Mit verbundenem Kopfe — da sie an den heftigsten Kopfschmerzen litt — saß sie den ganzen Tag und war nicht zu bewegen sich zu schonen oder nur zu ruhen. Wie erinnere ich mich der Abende, wo sie mir beim Schlafengehen ihre unnatürliche Aufregung, und was sie dadurch zu leiden habe, klagte. Wie selbst ihre Liebe zu Mutter, dieses Gefühl, das mit einer wahrhaft heiligen Glut ihr ganzes Wesen durchströmte, ihr keine Freude bringe, wie sie in Angst und Besorgnis um sie lebe, und sich stets mit dem Gedanken martere, der Tod könne sie ihr entreißen.

Wenn Mutter vor dem Einschlafen noch an mein Bett trat, mich zudeckte, küßte und mit ihrer sanften

Stimme sagte: „Schlaf wohl, mein Kind!“ — wie wohl war mir's da. Wie legte ich mich behaglich auf die Seite und schlief ein. Auch an Lorens Bett, das dicht an meinem stand, war Mutter getreten, hatte sie zugedeckt, wie mich, hatte ebenso und noch zärtlicher: „Schlaf wohl, mein Kind!“ gesagt; aber ihr konnte es nichts helfen, ihr aufgeregtes Blut trieb wild in den Pulsen und verscheuchte den Schlaf von den Augen. Wenn ich sie so unruhig sich umherwerfen hörte, schämte ich mich meines gesunden Schlafes, wandte mich zu ihr und wollte mit ihr wachen, ihr die langen, traurigen Stunden verkürzen; aber meine Müdigkeit war stärker als mein Vorsatz. Mitten im Sprechen war ich umgesunken, eingeschlafen, und wenn ich morgens frisch und munter aufstand, sah ich an ihren erhitzten Backen, an ihren dunkelgeränderten Augen, wie lange sie noch meine ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge beobachtet haben mochte.

Aller Fleiß und alle Sparsamkeit waren doch nicht immer hinreichend, uns vor Not zu schützen. Ich erinnere mich unter anderm eines Morgens, an welchem Mutter eine Ausrede ersann, um die alte Aufwärterin fortzuschicken; sie sollte nicht merken, daß es uns an Geld für die Auslagen zum Mittagessen fehle.

„Heute brauchen wir nichts, wir sind zu Tische ausgebeten,“ sagte Mutter, ohne aufzusehen. Die Alte glaubte es natürlich, wünschte uns viel Vergnügen und ging.

„Ich will heute mittag Kaffee für uns machen,“ sagte Mutter und ging still hinaus in die Küche.

„Mir ist's gleich, was ich esse oder trinke,“ fing Mine mit bebender Stimme an, als Mutter draußen

war, „aber Mutter hätte ich für ihre alten Tage eine gute, nahrhafte Kost gewünscht."

Sie häkelte emsiger fort und wischte sich von Zeit zu Zeit die Augen.

„Ich gehe nicht eher zu Bett, bis meine Börse fertig ist," fiel Lore hastig ein, „du bringst sie früh gleich fort, dann kann Mutter sich doch morgen etwas Kräftiges kochen."

Als ich die Heftigkeit sah, mit welcher das schwächliche Kind jetzt arbeitete, konnte ich meine Besorgnis um ihre Gesundheit nicht unterdrücken.

„Ach laß mich doch, das ist ja meine einzige Freude," sagte sie.

Ich schwieg, nahm Hut und Tuch und wollte gehen, um Jette Klavierstunde zu geben; da kam Mutter mir nach.

„Herzenskind!" rief sie, „ich habe die Frau fortgeschickt, nun ist aber gar nichts zu essen im Hause. Willst du, wenn du zurückkommst, vom Bäcker Weißbrot mitbringen? Einige Groschen habe ich noch." Dabei suchte sie aus der Tasche ihre kleine Barschaft zusammen.

Auf der Straße mußte ich immer an den Wechsel unserer Lage denken. Wie lange war es her, daß wir von Bedienten aller Art umgeben, in einem eleganten Hause behaglich lebten, und nun! —

Auf dem Rückwege trat ich in einen Bäckerladen, und beneidete fast die Frau, die wohl genährt, von vielen Broten und Semmeln umgeben, bequem und sorgenlos an ihrem Fensterchen saß, während ich Mutters letzte kleine Münze auf ihren Tisch legte.

Ohne daß mich jemand gesehen hatte, kam ich glücklich mit meinem Mundvorrat zu Hause an. Als Mutter

mit dem Kaffee eingetreten war, verriegelten wir die Türe, um nicht von einem unserer Bekannten bei unserm improvisierten Mittagsmahl überrascht zu werden. Mine und Lore legten ihre Arbeit weg, und wir setzten uns um den runden Tisch. Ich sah die traurigen, lieben Gesichter an, und es ward mir so warm ums Herz, daß plötzlich die schweren, finstern Gedanken verschwanden. Alle unsere Sorgen erschienen mir in diesem Augenblick wie ein Glück, und ich hatte den tollen Gedanken, mir noch weit mehr zu wünschen, um sie verachten zu können. Ich machte einen Spaß, lachte meine Tränen fort und rief:

„Mutter, heute schmeckt dein Kaffee einmal gut. Ich meine, so guten Kaffee hätten wir noch nie getrunken."

„Das find ich auch!" sagte Mine, „heute muß ich mehr als eine Tasse trinken."

„Ich auch, ich auch!" rief Lore, die durch ihre stete Appetitlosigkeit Mutter sonst so vielen Kummer machte.

„Kinderchen, Kinderchen!" sagte Mutter geschmeichelt und schenkte fleißig ein, „das freut mich ja außerordentlich, daß es euch so gut schmeckt. Ich für meinen Teil bin ganz zufrieden mit diesem Mittag."

„Der Mittag ist göttlich!" fiel ich ein.

„Gott gebe uns noch viele solche Mittage, dann tauschen wir mit keinem Kaiser," rief Mine.

Es war Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen. Mutter räumte das Kaffeezeug zusammen und sagte spaßend:

„Jetzt bring ich alles wieder in Ordnung, damit die Alte nicht merkt, daß wir zu Hause gewesen sind."

Sie lachte und trug das Geschirr hinaus.

Eduard war bei seinem nächsten Besuch äußerst kalt, zurückhaltend und empfahl sich bald wieder. Es schien, als wolle er das Vergehen, einen Abend bei uns zugebracht zu haben, durch noch strengeres Zurückhalten wieder gut machen. Er kam zwar jetzt häufiger zu uns, machte aber immer nur kurze Visiten. Natürlich wurde bei diesen wenigen abgemessenen Stunden unser gegenseitiges Benehmen immer gezwungener und kälter. So nahmen wir wieder zur Musik unsere Zuflucht. Hier verstanden wir uns, hier waren wir immer einig gewesen, und dennoch kamen jetzt auch selbst beim Musizieren kleine Zwistigkeiten unter uns vor.

Von allen meinen Gesangsstücken liebte Eduard eine kleine Arie aus Fanchon am meisten. Jedesmal, wenn wir ans Klavier traten, bat er mich um dieses Lied, und gerade das sang ich nicht gern. Zweimal kam der Name Eduard in langgehaltenen Tönen darin vor, und das genierte mich. Eines Tages sah er mich wieder bei diesen Stellen so sonderbar, halb zärtlich, halb grimmig an, daß ich befangen und ärgerlich wurde und vor lauter Verlegenheit lachte. Da machte er schnell das Notenblatt zu und sagte: „O, wenn Sie lachen, dann wollen wir lieber aufhören. Es ist schade um das hübsche Lied.“

Ich setzte mich verstimmt an den Tisch, er blieb am Klavier, schlug einzelne melancholische Akkorde an, spielte dann immer heftiger und heftiger, daß die Saiten dröhnten, und Mutter sich ganz entsetzt, kopfschüttelnd nach uns umsah. Nach einer Weile stand er auf, machte das Klavier langsam zu, wünscht uns „gute Nacht“ und ging.

Professor Zelter hatte sich bereit erklärt, mir Singunterricht zu geben. So ging ich denn bald darauf mit Mine an der von ihm bestimmten Vormittagsstunde zitternd und zähneklappernd zu dem mir so furchtbar geschilderten Manne hin. Der Diener führte uns in einen Saal zu ebener Erde, in welchem ein langer Tisch mit großen hölzernen Tintenfässern, Stühle und ein Flügel standen.

„Ach, Mine, ich habe heute gar keine Stimme," sagte ich, nachdem ich mich unaufhörlich geräuspert und leise vor mich hinprobiert hatte, „laß uns lieber nach Hause gehen, wir können ja ein anderes Mal wieder kommen."

Da öffnete sich die Türe, eine kolossale Gestalt trat ein. „O, Gott, das ist er!" Mein Herz klopfte, als ob es zerspringen wollte. Ein alter, feiner, schmächtiger Herr, Dr. Gehrike (Leibarzt der verstorbenen Königin Luise) in violettem Samtrock, der ihm bis auf die Füße reichte und mit einer goldenen Agraffe oben zugehalten war, folgte ihm nach. Beide grüßten uns freundlich. Ich war kaum fähig, zu danken.

„Legen Sie doch ab," rief Zelter mir zu, und während ich mit zitternden Händen Hut und Handschuh ablegte, wandte er sich zu dem alten Herrn:

„Ei, Alter, was hast du denn für Eile, laß den Wagen immer noch ein bißchen warten und höre einmal mit an, was uns die Kleine da singen wird."

Ich wurde rot und Mine bat ihn, nachsichtig zu sein, da ich sehr ängstlich sei.

„Wer wird sich ängstigen?" erwiderte er mit lauter,

kräftiger Stimme. „Nur vor Gott, aber vor keinem Menschen muß man sich fürchten. Na, fangen Sie mal an.

Ich setzte mich auf einen hohen Stuhl, den er an den Flügel geschoben hatte. Er stellte sich hinter mich, der alte Herr saß dicht neben mir, und Mine stand mit dem Ausdruck der peinlichsten Spannung im Gesicht, mir gegenüber.

Ich sang das Lied aus Fanchon. Als ich geendet hatte, klopfte Zelter mich auf die Schulter und sagte:

„Na, das klingt ja schon ganz hübsch, singen Sie es uns nur gleich noch einmal, da wird's noch besser klingen. Ja!"

Diese Aufforderung ermutigte mich sehr. Ich sang das Lied noch einmal, Eduards Lieblingslied, und dachte zum erstenmal dabei nur an ihn; den Ausdruck all meiner Empfindungen legte ich in den Namen Eduard, den ich jetzt frei und ungehindert singen konnte, — er hörte es ja nicht.

Ich machte das Notenblatt zu und stand auf. Zelter streichelte mir die heißen Wangen mit seiner großen Hand und sagte sehr freundlich:

„Das wird schon werden!" Der alte Herr aber zog mich zu sich hin und sagte leise: „Ich möchte wohl der Eduard sein!"

Ich trat erschrocken zurück, ich glaubte mich verraten zu haben. Zelter aber schlug ein Gelächter auf, daß das Zimmer erbebte.

Nachdem Mine noch das Genauere über Zeit und Preis des Unterrichts besprochen hatte, gingen wir seelenfroh von der glücklich bestandenen Prüfung nach Hause.

Auf dem Rückwege beratschlagten wir hin und her, wie wir am besten die bedeutende Summe, die der Unterricht kosten würde, herbeischaffen konnten.

„Ei," sagte Mine in ihrer gewöhnlichen mutigen, frischen Weise, „mache dir darum keine Sorge, ich stehe morgens eine Stunde früher auf, arbeite abends etwas länger, so wird's schon gehen."

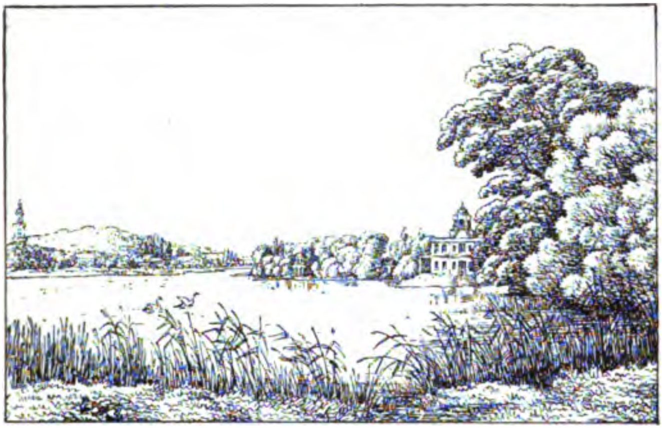
Und das war keine bloße Redensart oder eine schöne Wallung; o nein, ihre grenzenlose aufopfernde Liebe kannte keine Schwierigkeiten, keine Mühseligkeiten, wenn sie uns dadurch nützen oder auch nur erfreuen konnte. Aber, wenn wir auch hierin Mine nicht ganz gleichkommen konnten, so muß ich es uns doch nachsagen, daß wir alle bereit waren, einer dem andern jedes Opfer zu bringen. Die Not knüpfte uns täglich fester aneinander; es war Poesie in unserer Armut, und in unserm Hause herrschte ein Ton, bei welchem sich alle wohl fühlten.

Dieses Leben, das von dem gewöhnlich herkömmlichen sich so sehr unterschied, übte auf die Entwicklung meines ganzen Wesens einen mächtigen Einfluß aus und ließ mich — so süß und schön es auch damals war — dennoch die nachteiligen Folgen davon durch mein ganzes späteres Leben schmerzlich empfinden. Es fehlte unserm Hause das wichtigste, ein Oberhaupt, ein Mann, dessen besserer Einsicht und sicherer Leitung wir uns hätten unterordnen und fügen müssen. Mutters sanfter, bescheidener Charakter, Minens übergroße Zärtlichkeit für uns, zuletzt auch der Umstand, daß wir alle mit gleicher Anstrengung zum Erwerb unseres Unterhaltes

beitrugen, stellte uns zu sehr einander gleich. Wenn dies bei andern leicht zu Streit und Zwistigkeiten Anlaß gibt, bei uns erzeugte es gerade das Gegenteil. Aus einer fast krankhaft zarten Schonung fügte sich eines in des andern Willen, aber niemals aus dem Gefühl, sich gern einem fremden Willen unterzuordnen, sondern nur aus Liebe und Rücksicht. Wir verzogen und verwöhnten uns seelisch.

Zärtlichkeitszeichen oder -reden waren nie in unserm Hause Sitte gewesen, aber wir konnten sicher sein, daß nicht die geringste Aufmerksamkeit unbemerkt oder unverstanden blieb. Der Dank dafür war uns immer gewiß, wenn er sich oft auch nur durch einen Blick oder durch irgend eine kleine Handreichung kundgab. Es bildete sich eine Art von Egoismus in uns aus, dieselbe Aufmerksamkeit, die wir erzeigten, auch wieder zu verlangen, und wir waren schmerzlich getroffen, wenn wir sie einmal vermißten. So überreizten und verfeinerten wir unser Gefühl und Empfindungsvermögen, und ich hatte später unendlich viel dadurch zu leiden, da alles, was sich mir nicht auf die gewohnte schonende Weise nahte, mich oft tief und empfindlich verletzte.

Beladen mit Segenswünschen und Notenpapier ging ich zu meiner ersten Generalbaßstunde. In dem Saal, wo ich die Gesangsprüfung bestanden hatte, saßen an dem langen Tische mehrere junge Herren eifrig schreibend. Als ich eintrat, sahen sie, wie verdrießlich über die Störung, von ihren Blättern auf und schrieben dann weiter. Ein langer, dünner Mann, ein Hilfs-



Im neuen Garten bei Potsdam

lehrer Zelters, wies mir, auch etwas mürrisch, meinen Platz an, schob mir ein riesiges, hölzernes Tintenfaß hin und sagte: „Der Herr Professor wird gleich kommen."

Mir ward fürchterlich zu Mute. Ich — allein, mir selbst überlassen, unter lauter Männern! Da ging die Seitentüre auf, und mein lieber Riese trat ein. Er kam freundlich zu mir und sagte:

„I, da sind Sie ja!" und gab mir ein geschriebenes Heft, das ich sauber abschreiben und mir dabei den Inhalt recht einprägen sollte. Wenn mir etwas unklar wäre, möchte ich nur zu ihm da in sein Zimmer kommen oder mich hier an den Herrn Organisten Grell wenden. Dabei wies er auf den langen Mann, der sich ein klein wenig verneigte.

„So, nun studieren Sie recht fleißig!" Er ging. Das Notenpapier legte ich beiseite, richtete mir ein Buch ein und fing an abzuschreiben.

„Ich las sehr aufmerksam, denn ich sollte jetzt studieren! — studieren und ich! — Schon nach den ersten Seiten ertappte ich mich, daß ich ganz mechanisch nachschrieb und mit meinen Gedanken weit, weit fort war. Ich las noch einmal aufmerksam das Geschriebene durch, fand auch einen ungefähren Sinn heraus, aber einen klaren Begriff bekam ich nicht, und wozu das alles war, verstand ich noch weniger. Daß eine einzelne Frage mir nichts nützen könne, sah ich gleich ein, hatte auch nicht den Mut dazu. So schrieb ich denn geduldig weiter, bis die Zeit herum war, in der Hoffnung, daß mir vielleicht später die Sache verständlicher werden würde.

Die Vormittage verbrachte ich jetzt regelmäßig bei Zelter, um zu studieren, und verstand mit jedem Tage weniger von meinen Aufgaben. Trotzdem mußte ich schon kleine Übungsstücke schreiben, ward getadelt, ohne zu wissen warum, zu Zeiten auch sehr gelobt, ohne es verdient zu haben, und wenn der alte, gute Professor sagte, ich finge doch schon an recht geschickt die Quinten zu verwenden, — da mußte ich mich in acht nehmen, nicht laut zu lachen.

Ganz unerwartet trat eines Morgens Eduard bei Zelter ein, er hatte eine kleine Mappe unter dem Arm, grüßte mich fremd und setzte sich, mir ziemlich gegenüber, an den Tisch. Jetzt war alles aus, und mir vergingen die Gedanken ganz. Zu meiner Rettung kam bald der Professor herein, die Arbeiten zu betrachten. Als er Eduard gewahr wurde, rief er:

„Sieh da, kommen Sie auch mal wieder?" Eduard stand auf, entschuldigte sein Fortbleiben mit seinen vielen

Arbeiten. Der Alte fragte, was er denn soviel zu tun habe, und Eduard berichtete, daß er außer seiner Beschäftigung im Theater und seinen italienischen Gesangsstunden Unterricht in der italienischen Sprache beim Professor Valentini, außerdem noch Tanz- und Exerzierstunden erhielte.

Schmunzelnd und befriedigt hörte Zelter Eduards Bericht an, klopfte ihn auf die Schulter und ging.

Am folgenden Tage rief Zelter mich in sein Zimmer. „Nicht wahr," sagte er, „das ist hier unten nichts für Sie, gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sagen Sie, ich schickte Sie, sie solle Ihnen ein stilles Plätzchen zum Arbeiten geben.

Ich nickte ihm freudig beistimmend zu, packte meine Sachen zusammen und lief hinauf. Doris, Zelters älteste Tochter, war nicht mehr jung, auch weder hübsch noch elegant, sie hatte eher etwas derb bürgerliches; aber ihr kluges Gesicht, ihre scharfen dunkeln Augen und die ungezwungene, übergewichtige Art des Benehmens flößte gleich Respekt ein.

Sie empfing mich überrascht aber freundlich, und während sie mir einen Platz zum Schreiben einrichtete, erzählte ich ihr, wie sehr die vielen jungen Herrn unten im Saal mich beängstigt hätten. Sie lachte sonderbar und verschmitzt, daß ich überzeugt war, sie wisse, Eduard arbeite unten und er habe mich so aus aller Fassung gebracht.

Bei Doris saß ich nun recht behaglich und ungestört, aber es blieb mir dennoch etwas sehr Peinliches. Ich mußte nämlich, um meine Arbeit dem Professor zu zeigen, immer durch den ganzen großen Saal in sein Zimmer gehen.

Eduard schien mit meiner Verlegenheit Mitleid zu haben, denn er sah nie von seinem Blatt auf, wenn ich vorüberging, und schrieb erschrecklich eifrig.

Der Generalbaßunterricht fing nachgerade an mir sehr langweilig zu werden, und ich würde wohl bald Entschuldigungen für mein Ausbleiben gefunden haben, hätte nicht etwas ganz Anderes mich hingezogen. Freilich sah ich Eduard dort nur im Saal, auf dem Gange oder auf der Treppe, und wir sagten einander nichts als: „Guten Morgen!" aber der Ton, mit welchem dieses „Guten Morgen" gesprochen wurde, der Blick, der es begleitete, waren Dinge, — wichtig genug, mich den Tag über zu beschäftigen und heitere oder trübe Gedanken bei mir zu erwecken.

Eines Mittags hörte ich beim Nachhausegehen Tritte hinter mir, die bekannt klangen. Wie pochte mir das Herz! Ich wandte ein klein wenig den Kopf zurück — er war es wirklich! — Was sollte ich nun tun? — Schneller gehen schien mir nicht ratsam, denn er war noch eine ziemliche Strecke von mir entfernt, und ich war nicht sicher, ob er es der Mühe wert halten würde, mir nachzulaufen. Langsamer gehen mochte ich auch nicht, denn er sollte um alles in der Welt nicht denken, ich warte auf ihn! Es war eine schwere Aufgabe! Ich mußte sie aber glücklich gelöst haben, — denn er holte mich wirklich ein und sagte: „Sie gehen ja so schnell, daß ich Ihnen kaum folgen kann!"

„Ich wußte nicht, daß Sie auch diesen Weg gehen," sagte ich.

„Es ist nicht eigentlich mein Weg," erwiderte er,

„aber es geht sich hier angenehmer unter den Bäumen, als durch die lärmenden Straßen."

Also nur der Bäume wegen, dachte ich und schwieg.

Der Weg unter den Bäumen war aber wirklich schön, die Straße ganz einsam, und wir beide zum erstenmal allein. Ich konnte mich ungestört und ohne Scheu dem Vergnügen hingeben, so recht von Herzen mit ihm zu plaudern.

An der Straßenecke trennten sich unsere Wege. Ich ging nach Hause so gedankenvoll und zerstreut, daß ich lange vor unserer Türe stand, ohne es zu merken.

Zufällig wurde Eduard immer mit seiner Arbeit fertig, wenn ich die meine beendet hatte, und da der Weg unter den Bäumen stets angenehm und hübsch war, so gingen wir natürlich miteinander.

„Mein Vater will Sie sprechen, gehen Sie einen Augenblick hinein, wenn Ihre Arbeit fertig ist," sagte Doris eines Morgens zu mir. Ich ging hinunter.

„Nun, die Zahl der Grazien ist jetzt vollständig!" rief er mir entgegen als ich eintrat, „es haben sich zwei junge Mädchen zum Gesangsunterricht bei mir gemeldet, somit können wir beginnen. Montag und Donnerstag von elf bis ein Uhr ist die festgesetzte Zeit.

Ich sagte ihm, wie sehr ich mich auf diese Stunden freue und wollte gehen.

„Noch eins!" rief er mir nach, „der Weg ist weit und kostet viel Zeit, und Zeit ist kostbar! Ja! — Kommen Sie früh morgens zur Generalbaßstunde, dann sind Sie zum Singunterricht gleich im Hause. Sie frühstücken dann aber erst mit meiner Tochter, daß sie mir nicht mit leerem Magen zum Singen kommen."

Dies sprach er in seiner barschen Weise und drohte mit dem Riesenfinger. Der liebe, alte Grobian!!

Beim Singunterricht war Zelter sehr liebenswürdig und brachte uns durch seine Späſſe oft zum Lachen, öfter aber noch in Verlegenheit.

So rief er z. B. beim Beginn der Stunde: „Nun, die Schönste fängt an!“

Natürlich blieben wir alle drei unbeweglich sitzen; darüber lachte er nun überlaut, sah eine nach der andern scherzhaft prüfend an und weidete sich an unserer Verlegenheit.

Als ich nach Verlauf eines Vierteljahres Zelter das Honorar für die Singstunden und den Generalbaßunterricht brachte, nahm er mir es ab und legte es zu dem, was die beiden andern Mädchen ihm gegeben hatten, sagte mir aber, ich solle, ehe ich nach Hause gehe, noch zu ihm aufs Zimmer kommen. Der Unterricht war beendet; ich nahm meinen Hut, lief rasch zu ihm hinauf und trat wie immer furchtsam bei ihm ein. Er kam mir ungewöhnlich freundlich, ja feierlich entgegen, so daß ich gespannt zu ihm aufblickte.

„Ich habe sie lieb, als wären Sie mein eigenes Kind!“ sagte er; „von Ihnen kann ich kein Geld annehmen, ich weiß auch, daß Sie es brauchen, — bringen Sie es der Mutter — da! und grüßen sie schön von mir.“

Er gab mir das Honorar zurück und reichte mir seine riesengroße Hand. Ich versuchte es, sie zu drücken, nickte ihm mit Tränen in den Augen zu und ging schweigend hinaus. Danken mochte ich ihm nicht, mich

weigern es anzunehmen noch weniger. Beides fand ich kleinlich und unwürdig. Er hatte mir das Geschenk in vollem Vertrauen gegeben, daß ich verstehen würde es auf die rechte Weise anzunehmen, und er sollte sich nicht in mir täuschen. Ich fühlte mich keinen Augenblick beschämt durch seine Gabe, und sein liebevoll väterliches Benehmen steigerte meine Liebe zu dem barschen, strengen Lehrer nur noch mehr.

Eines Tages waren meine beiden Mitschülerinnen verhindert zur Singstunde zu kommen, so wartete ich allein im Musiksaal auf Zelter. Er trat ein, begrüßte mich freundlich, setzte sich an den Flügel, präludierte und sagte: „Na, dann wollen wir nur allein anfangen;“ hörte aber wieder auf, als er bemerkte, daß ich im Anschauen des lebensgroßen Ölbildes, welches über dem Flügel hing, versunken war. Es stellte die heilige Cäcilie an der Orgel dar, den Gesang einer Frau, in einfach weißem Kleide, ein Notenblatt in der Hand, begleitend. „Das ist ein schönes Bild, nicht wahr?“ fragte er. „Sehr schön,“ erwiderte ich. Während er wie unbewußt leise Harmonien spielte und andächtig zu dem Bilde emporblickte, erzählte er: „Es stammt aus der traurigen, für ganz Deutschland so schmerzvollen Franzosenzeit und ist mir unendlich wert und teuer. Mein Freund, der Leibarzt der Königin Luise, war von dem Kummer seiner hochverehrten Herrin so bedrückt, daß er Tag und Nacht sann, wie ihr wohl Linderung zu schaffen sei, da fiel ihm ein, wie oft der Gesang meiner Frau ihn entzückt und gehoben habe. Das brachte ihn auf den Einfall, er sagte der Königin davon und bot es ihr als sein bestes

Trost- und Arzneimmittel. Sie willigte freudig darin ein, und schon am nächsten Morgen fuhr ein Wagen der Königin vor. Und so ward meine Frau gar oft die Trösterin in kummervollen Stunden, deren die arme hohe Frau so viele zu erdulden hatte. Aus jener Zeit stammt dieses Bild. Die Sängerin da ist meine Frau, ist meine Julie," rief er sehr bewegt hinaufzeigend.

Ich wischte mir mit dem Tuch die Augen, und er, als ob er einen Übergang zu unserer Singstunde suchen wollte, sagte: „Ich predige immer meinen Schülern beim Singen nicht so starr oder gar verzerrt auszusehen: der Gesang muß den Ausdruck des Gesichts verklären, meine Julie war nicht schön, aber beim Singen war sie schön wie ein Engel."

Zelters Wohlwollen gegen mich nahm fast mit jedem Tage zu. So mußte ich, um mir Übung und Sicherheit zu verschaffen, unter seiner Leitung seine eigenen Schülerinnen unterrichten. Diese Stunden waren nun freilich viel mehr lehrreich als angenehm für mich, denn er brummte und zankte immerfort dabei.

Drei junge Mädchen aus angesehenen Familien waren es, die er meinem Unterrichte übergab. Sie waren unmusikalisch, sangen unrein und trafen schlecht. Ich half ihnen ein, gab den Ton auf dem Klavier an oder sang ihn leise mit.

„Na!" brüllte Zelter mich an, „wenn Sie alles mitsingen oder spielen, ist's wohl eine rechte Kunst! — sollen sie so treffen lernen?"

Ich und meine drei Schülerinnen wurden purpur-

rot; ich ließ die armen Dinger, die so erschreckt noch viel weniger treffen konnten und jammervoll danebensangen, sich ruhig quälen, und wenn sie daran gestorben wären, jetzt hätte ich keinen Ton mehr angetippt. Es klang gräßlich.

„Herr Gott!" schrie Zelter, „so helfen Sie ihnen doch, was sitzen Sie denn so faul dabei, man kann ja verrückt werden, wenn man das anhören muß."

Nun hatt' ich genug. Ich spielte stark Ton für Ton, sang auch wohl eine ganze Strecke mit — der alte Brummbär sagte kein Wort und hörte ganz geduldig zu.

Als die Stunde herum war, stand ich auf, nahm verstimmt wie die andern meinen Hut, verneigte mich auch wie die andern und wollte mit ihnen hinausgehen.

„Warten Sie doch einen Augenblick!" rief er mir zu. Die Mädchen gingen. Ich blieb, sah ihn aber gar nicht an.

„Ja," sagte er sichtlich befangen, „das Begleiten ist schwer — es gibt viele gute Klavierspieler, aber begleiten können Sie darum doch nicht. Das kann man auch nicht lehren, das ist Gefühls- und Empfindungssache."

Er sah mich an und lachte ein wenig, ich aber machte ein ganz ernstes Gesicht und lachte gar nicht. Da klopfte er mich auf die Schulter und sagte begütigend: „Na, na! es wird schon werden."

Nun konnte ich nicht länger maulen, ich nickte ihm freundlich zu und sagte wieder wie gewöhnlich: „Guten Morgen, Herr Professor!"

„Guten Morgen, mein Kind!" rief der alte, gute Polterer erleichtert mir nach.

Aber nicht Zelter allein zeigte uns so viel Güte

und Teilnahme, auch unser Arzt, Dr. Barez, besuchte uns zuweilen, und nicht nur, um nach der kranken Lore zu sehen; er plauderte gern ein Viertelstündchen mit uns, und obgleich noch jung, schön und lebensfroh, hatte er doch stets einen ernsten, fast väterlichen Ton für uns. Wir mußten ihm von unsern Arbeiten, Einnahmen und Ausgaben erzählen. Er fragte scherzend, ob wir auch ordentlich Buch führten, und als Mine ihm darauf mit einiger Befriedigung unser Ausgabebuch zeigte, blätterte er darin und rief: „Sehen Sie, da finde ich doch eine unnütze Ausgabe." Wir sahen ihn alle erschrocken an, er zeigte mit dem Finger auf eine Stelle — Honorar für den Arzt — Wir schwiegen verlegen.

„Im Ernst!" sagte er und drückte Mutter herzlich die Hand. „Wenn Sie mir zeigen wollen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, darf diese Ausgabe in ihrem Buche nie mehr zu finden sein."

So von allen Seiten mit Liebe und Güte gehegt und gepflegt, mußte ich das Leben nicht schön finden? und war meine ungetrübte, stets gleiche Heiterkeit nicht ganz natürlich?

Ich sah nichts als hellen, goldenen Sonnenschein.

Es konnte mir nicht mehr entgehen, daß Eduards Anteil für mich stets wärmer wurde. Mit freudigem Beben bemerkte ich, wie sein Blick zuweilen mit einem zärtlichen Ausdruck auf mir ruhte und allen meinen Bewegungen folgte. — Dies fühlte ich, auch wenn ich ihm den Rücken zugekehrt hatte. Wandte ich mich um und er glaubte sich von mir ertappt, so war er freilich kälter und schroffer als zuvor. Mich kümmerte das aber nicht

mehr, denn ich hatte die feste, unumstößliche Überzeugung, daß seine Kälte nur Verstellung sei.

Die Luft ward immer wärmer, das Laub immer voller. Alles freute sich der Schönheit des Sommers, wir aber empfanden fast nur die unangenehmen Seiten der warmen Jahreszeit.

Schien die Sonne ganz früh in unsere Fenster, so schämten wir uns noch im Bette zu bleiben, während die Zeit schon zur Arbeit nutzbar gemacht werden konnte, und standen wir auf, wie endlos wurden diese Sommertage mit ihrer immer gleichen Helle und beschwerlichen Wärme; auch die Arbeit mit heißen Händen und müden Augen schaffte nicht viel. Ging ich in der Mittagshitze von meinen Stunden nach Hause über die großen Plätze voll Sonnenglut und Staub, so mußte ich mir noch Vorwürfe dabei machen, schlechten Unterricht gegeben zu haben. Aber wie sollte ich diese Schläfrigkeit, diese Abspannung überwinden.

Einmal faßten wir den Entschluß, uns auch eine Erholung im Freien zu gönnen. Wir wählten einen klaren, hellen Tag, um vor dem Regen sicher zu sein, arbeiteten nur bis Mittag und rückten gleich nach dem Essen aus, um recht lange Zeit zum Genießen zu haben. Da kam schon die erste Schwierigkeit: Wohin gehen? — Da wir uns so selten ein Vergnügen machen, so müssen wir den hübschesten Ort wählen — also nach dem Tiergarten.

Wir gingen.

Fast versengt von der Sonne, die in den schattenlosen, breiten Straßen erbarmungslos auf uns niederfiel und den leichten Staub unter unsern Füßen noch trockener

und heißer machte, erreichten wir nach langem, langem Wandern das Tor. Mutter war schon so ermüdet, daß wir sie kaum bewegen konnten hinauszutreten.

Unter den Bäumen ging sich's besser, aber ach, wie sahen Büsche und Blätter aus! Als wären sie mit Mehl bestreut, standen sie traurig am Wege. Elegante Equipagen fuhren rasch an uns vorüber und warfen uns dicke Staubwolken in die Augen. Endlich waren wir am Ziel. Ein Gasthaus hinter schattigen Bäumen, unter welchen zahllose Tische und Stühle standen, sah sehr verlockend aus. Aber die meisten Stühle fanden wir besetzt, und so war es uns nicht vergönnt, wie wir unterwegs gedacht hatten, ein abgelegenes, kühles Plätzchen zu finden. Wir nahmen erschöpft am nächsten Tische Platz, froh, wenigstens sitzen zu können. Der Kellner trat heran, und da wir alle glühend überhitzt waren, bestellten wir aus Rücksicht für unsere Gesundheit Kaffee. Kaum war er fortgelaufen ihn zu holen, als uns Reue quälte im Hinblick auf unsere Kasse; auch sahen wir mit Beschämung fast alle übrigen Gäste genügsam bei einem Glase Bier sitzen. Indes der Kaffee kam, schmeckte uns gut und war bald getrunken. Ein Weilchen blieben wir noch abgespannt und gelangweilt unter den fremden Gesichtern und traten bald, notdürftig ausgeruht, den Rückweg an. Verstimmt und schweigend gingen wir durch die sonntäglich langweiligen Straßen nach Hause und hatten von dem ganzen Vergnügen, das uns mehr gekostet als wir an einem langen Tag angestrengter Arbeit verdienen konnten, nichts, als daß unser Stübchen, unsere Arbeit und unser stilles Leben uns nur um so besser gefiel.

Mine hatte bestimmt, daß alle Abend um sieben Uhr eine Erholungsstunde sein sollte, damit wir uns von dem ermüdenden Sitzen bei der Arbeit ausruhen könnten. Diese Stunde angenehm auszufüllen, legten wir uns nebeneinander ins Fenster, was viel mehr Vorteile brachte, als man glauben sollte. Erstens standen wir dabei, und schon das war eine günstige Veränderung. Dann genossen wir die frische Luft, und endlich hatten wir die Unterhaltung, Leute vorübergehen zu sehen. War das auch an und für sich nicht gerade interessant, so wußte es Mine durch ein Spiel, das sie erfunden hatte, dazu zu machen.

Von allen Personen nämlich, die an unserm Hause vorüberkamen, sei es Mann oder Frau, mußte sich jede von uns ein Stück ihres Anzuges wählen. O, was für Mützen, Westen, Schals und Kleider hatte ich schon, und wie stritten wir uns, wenn unsere Wahl auf denselben Gegenstand gefallen war. Die eifrigste von allen bei diesem Spiel war Mutter, und ich erinnere mich eines Abends, an welchem sie, als ein Taglöhner vorüberging, voll Bestürzung ausrief: „Kinderchen, von dem kann ich wahrhaftig nichts gebrauchen, erlaßt mir den.“

Trotz unseres festen Vorsatzes, nach dem mißglückten Spaziergang nie mehr dergleichen zu unternehmen, war dennoch eine so unbezwingliche Lust in uns erwacht, nur einmal wieder hinauszukommen ins Freie, daß wir nicht zu widerstehen vermochten. So beschlossen wir denn, wenn das Wetter schön bleibe, am nächsten Tage nach Schönholz zu unsern alten, lieben Freunden zu gehen, und um nicht von der Hitze zu leiden, gleich früh am Morgen auszurücken.

Der Vorschlag dazu war von Mine ausgegangen und versetzte uns in einen wahren Freudenrausch. Keines hatte mehr Lust und Ruhe zur Arbeit; von nichts als von dem morgigen Vergnügen wurde gesprochen, und gerade war Mutter mit einigen Vorbereitungen dazu beschäftigt, als Eduard kam. Wir sagten ihm von unserm Vorhaben, und er, begierig den vielgepriesenen Lieblingsort kennen zu lernen, versprach uns später nachzukommen; ein Grund mehr zu einer schlaflosen Nacht.

Endlich war es Zeit aufzustehen; heute brauchte Mine nicht lange zu wecken, wir sprangen aus den Betten gleich ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Der Morgen war göttlich. „Das wird einmal ein Tag werden!" rief Mine mit ihrer frischen, fröhlichen Stimme, „nun Kinderchen, macht, daß wir fortkommen." Es dauerte nicht lange, so wanderten vier frohe, glückliche Menschen zum Tore hinaus.

In ein Tuch gebunden trugen wir abwechselnd einige Lebensmittel, die wir mitgenommen hatten, da wir wußten, daß man in Schönholz an Wochentagen selten auf den Empfang von Gästen vorbereitet war. Weit schneller, als wir erwartet, hatten wir das kleine Gehölz erreicht, das mir in der Erinnerung viel weiter geschienen, aber es entzückte mich heute nicht weniger als damals, da ich es als Kind zuerst gesehen. Die lieben Fichten, noch immer Stamm an Stamm so rötlich schimmernd, der Boden noch immer ebenso glatt von Nadeln! Aber zum Schwärmen und Erinnern war heute nicht Zeit; die Gegenwart war ja so schön!

Wir erreichten das Ende des Waldwegs. Die Um-

zäunung, die das Gehölz vom Gute trennte, war noch weiter umgesunken, lag fast auf dem Boden. Der Hund auf dem Herrenhofe bellte wie früher, und wie früher kehrten wir uns nicht an ihn, gingen vorüber und freuten uns über die Getreide- und Kartoffelfelder, die auf der andern Seite des Weges voll und üppig standen. Noch eine Strecke weiter bei der kleinen Kolonie vorbei, und schon schimmerte das rote Dach des Schulhauses hinter den Kirschbäumen hervor. Es überkam uns wieder das traute, heimische Gefühl, wie beim allerersten mal.

Eduard hatte sein Versprechen, uns nachzukommen, nicht vergessen, und stand, ganz so gekleidet, wie er wußte, daß wir ihn am liebsten sahen [im grünen Frack mit goldenen Knöpfchen] nach wenig Stunden vor uns.

„Das ist ein gutes Zeichen," flüsterte ich Minen zu, „heut wird er gewiß liebenswürdig sein!"

Ich hatte richtig prophezeit; er hörte alles gern mit an, was wir von unserer Kindheit, unsern Spielen ihm erzählten. Es gefiel ihm alles; der kleine Friedhof neben dem Hause rührte ihn ebenso wie uns durch seine Anspruchslosigkeit. Noch immer war weder Umzäunung noch irgend eine Abgrenzung zu sehen, kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Gräber; ihr einziger Schmuck waren immer noch die kleinen, roten Grasnelken, die auf ihren schlanken Stielen sich wiegten.

Eduard bückte sich, pflückte ein paar und machte einen Strauß davon, reichte mir ihn im Weitergehen und sagte mir leise, liebe Worte. Nun wußte ich auf einmal, warum ich diese Blümchen immer so geliebt hatte. Ich steckte den Strauß an die Brust. O, du liebes,

liebes Schönholz, du hast ja Zauberkraft! So etwas hatte er mir noch niemals gesagt.

Zu all unsern Lieblingsplätzen führten wir ihn, in den jetzt ganz verwilderten Herrengarten, an umgestürzten Statuen, verfallenen Lusthäusern vorüber.

Gegen Abend gingen wir noch durch die ärmliche Kolonie, wo die Leute vor den Türen saßen und uns freundlich begrüßten.

Die Sonne war im Untersinken als wir wieder auf den Friedhof kamen. So herrlich hatte ich sie nie gesehen. Gleich einem weiten, goldenen Mantel lag ihr Schimmer auf den Gräbern und der weiten Ebene ausgebreitet. Wir alle standen prächtig wie in Purpur gehüllt da. Keines von uns sprach ein Wort, der Anblick war so groß, daß wir in ehrfurchtsvollem Schweigen staunten. Mir traten die Tränen in die Augen, und ich sah verstohlen zu Eduard auf und begegnete seinem Blick.

Die Sonne war verschwunden, ein leichter Nachtwind erhob sich.

„Kommt Kinder, es ist Zeit,“ sagte Mutter mit leiser, sanfter Stimme. Wir gingen und blickten noch oft, wie um Abschied zu nehmen, zurück.

Zu meinem größten Erstaunen ließ sich Eduard in den nächsten Tagen gar nicht bei uns sehen, worüber die Schwestern und selbst Mutter sich nicht genug verwundern konnten. Endlich, als fast eine Woche vergangen war, kam er, war steif, frostig und gemessen. Mine begann natürlich gleich von dem schönen Tag in Schönholz zu sprechen, und wie sie mit Freuden daran

zurückdenke. Eduard antwortete kurz, einsilbig und suchte sehr absichtlich auszuweichen, ja es schien mir, als ob selbst die Erinnerung an jenen Tag ihm unangenehm sei.

Ich war empört. Er liebte mich, davon war ich fest überzeugt, aber er schämte sich dieser Liebe und wollte sie mit Gewalt bekämpfen; das reizte meinen Stolz aufs Äußerste, ich beschloß nicht nur äußerlich, nein auch im Innersten gleichgültig und kalt gegen ihn zu werden. Hätte er mich nicht lieben können, sagte ich mir, so würde ich traurig, unglücklich gewesen sein, aber es hätte mich nicht gehindert ihn zu lieben. Daß er seine Liebe zu mir wie eine Sünde los zu werden suchte, das konnte ich nicht ertragen und wollte es auch nicht.

Bei seinem nächsten Besuch fühlte ich mich wirklich — wie ich es gewollt — ganz gleichgültig gegen ihn. Er mochte es wohl merken, und drang mit Fragen und Bitten in mich, aber sie machten keinen Eindruck: Ich blieb standhaft höflich und kalt.

Die Eltern einer meiner Mitschülerinnen Zelters hatten uns zu einer Spazierfahrt eingeladen. Ich hatte allen so viel von meinem lieben Schönholz erzählt, daß sie es für ein kleines Paradies halten mußten und zum Ziel des Ausflugs machten.

An einem hellen, sonnigen Morgen fuhren wir auf mehreren Wagen zum Tor hinaus. Die Fahrt war allerliebst. Ein junger, eleganter Herr — Funck hieß er — sang und deklamierte unterwegs, war überhaupt so liebenswürdig und munter, daß er sich aller Herzen rasch gewann. Es entging mir nicht, wie sehr er

sich um mich bemühte, und ich bemerkte recht gut, wie angelegentlich man den „immer freundlichen, liebenswürdigen jungen Mann“ gegen mich zu loben und herauszustreichen suchte. Es war mir unsagbar peinlich. Wußte ich doch nur zu genau, daß meine Freundin ihn anschwärmte, über eine Erwiderung ihrer Gefühle bei ihm aber noch sehr in Zweifeln war. Wie oft hatte mich Minna schon zur Vertrauten ihres Herzens gemacht.

In Schönholz angelangt, bereiteten wir sogleich ein ländliches Frühstück, wobei auch die Herren uns behilflich sein mußten. Minnas Vater schlug vor, daß in ähnlicher Weise wie bei dem Feste in Donna Diana durch das Los jeder Dame ein Ritter zuerteilt werden solle, der die Verpflichtung habe, sie zu begleiten, zu beschützen und ihr alle Ritterdienste zu erweisen. „Das ist wunderhübsch! Bravo, bravo!“ riefen alle.

Mit ernster Miene schüttelte er die Lose durcheinander und rief mit komischem Pathos: „Meine Herren, jetzt naht der wichtige Augenblick!“

Funck trat zuerst hinzu, griff in das Tuch, wickelte sein Papierchen auseinander und rief: „Hellblau!“

„Ach Gott! das ist ja meine Farbe,“ sagte ich ganz erschrocken; ich dachte an Minna. „Das trifft sich ja charmant,“ flüsterte Minnas Vater mir zu und lächelte. Minna lächelte auch, aber ich wußte recht gut, wie ihr zumute war und fühlte mich ganz unglücklich.

Scherzhaft ließ Funck sich mit ritterlichem Anstande auf ein Knie vor mir nieder, zitternd vor Verlegenheit befestigte ich die Schleife an seiner Brust.

Wir gingen durch den verwilderten Park, an all

den Stellen vorüber, die ich kurz zuvor mit Eduard besucht hatte. Ich erinnerte mich, was er da und dort gesagt, wie lieb und freundlich er gewesen, und es überkam mich ein eigenes wehmütiges Gefühl. Aber ich besann mich auch, wie abscheulich er sich nachher benommen, daß er sogar das Gedächtnis dieses Tages gern ausgelöscht hätte, und mein Entschluß, mich gänzlich von ihm loszusagen, stand wieder mit aller Lebhaftigkeit vor meiner Seele.

Es schien, als ob Funck mir diese Aufgabe erleichtern wollte, denn so voll feiner Aufmerksamkeiten und Galanterien hatte ich ihn noch nie gesehen. Zwar sagte ich mir immer, daß dies alles heute nur ein Spiel sei, aber dennoch machte es mir den angenehmsten Eindruck. Mein Aberglaube, daß in Schönholz ganz besondere Zauberkräfte für mich verborgen lägen, fand wieder neue Nahrung.

In den engeren Wegen des Blumengartens nahe am Herrenhause mußte die Gesellschaft sich mehr vereinzeln, und Funck wußte so geschickt dem einfachsten Gespräch eine interessante Seite abzugewinnen, daß ich es kaum bemerkte, wie wir plaudernd den andern weit vorausgingen. Er bückte sich, pflückte von einem der Beete eine Rose und reichte sie mir. „Pflücken Sie nicht!“ rief ich erschrocken, „das ist hier nicht erlaubt!“

„Für Sie tue ich auch etwas Unerlaubtes,“ antwortete er.

Ich nahm die Blume und war eben im Begriff, sie an die Brust zu stecken, als plötzlich Eduards Bild so deutlich vor mich trat, daß ich wie von einer starken Hand zurückgehalten zögerte. „Ei was!“ sagte ich mir

trotzig, „er verdient es nicht um mich, ich bin frei und kann tun und lassen, was ich will.“ Ich steckte die Rose an.

Wir stiegen einen kleinen Berg hinan. Funck stützte mich dabei, ich war still und nachdenklich geworden, er bemerkte es und befragte mich teilnehmend um die Ursache, ich antwortete nicht, mein Herz pochte heftig, und mein Gewissen quälte mich. Ich hätte gern die Blume fortgenommen, denn sie brannte auf meiner Brust, aber ich wagte es nicht, da sein Blick auf mich geheftet war, und ich ihn zu kränken fürchtete. So hatten wir die Höhe erreicht und setzten uns, um auszuruhen, in eine Birkenlaube; auf derselben Bank hatte ich neben Eduard auch gesessen.

„Wie hübsch man hier den ganzen Garten übersieht, das ist ein angenehmes Plätzchen,“ sagte Funck.

„Nicht wahr?“ rief ich erfreut. — Das gerade hatte Eduard auch gesagt; ich hörte den Ton seiner Stimme, sah ihn, wie er gerührt von der Schönheit der Natur entzückt meine Hand faßte — und alle meine Vorsätze waren dahin. Dreist und kühn nahm ich die Rose von der Brust, keine Rücksicht hielt mich mehr zurück, ich zerpflückte sie und fühlte mein Herz sich erleichtern, als ein Blättchen nach dem andern auf den Boden fiel.

Funck sah es wohl, aber er sagte nichts und schweigend kehrten wir zur Gesellschaft zurück.

In Eduards Stimmung schien wieder eine Wandlung vor sich gegangen zu sein. Die strenge Kälte hatte er fast ganz abgelegt, statt dessen aber war er schwermütig, still und traurig. Er konnte stundenlang dasitzen,

ohne ein einziges Wort zu sprechen, von Zeit zu Zeit nur heftete er einen unendlich wehmütigen, fragenden Blick auf mich, dann sprang er plötzlich auf und eilte fort, ohne irgend einen Grund der Entschuldigung zu sagen.

Ich merkte nun recht gut, was dieser fragende Blick und diese Schwermut zu bedeuten habe. Ich wußte es, und täglich bestimmter, daß er mich liebe; daß nur Zweifel an meiner Gegenliebe ihn quälten, da er zu verschiedenen Malen gegen Mine geäußert hatte, er glaube gar nicht, daß ich zu lieben fähig sei.

Seine Qual machte mir wenig Sorge, ich wußte ja am besten, wie unbegründet sie war. Er liebte mich, mehr wollte, mehr verlangte ich nicht. In meinem mehr als kindischen Leichtsinn dachte ich um keine Minute weiter hinaus in die Zukunft. Eine wahrhaft ausgelassene Lustigkeit bemächtigte sich meiner und gerade dies schien Eduard zu verletzen, denn je heiterer ich, um desto düsterer ward er. Das konnte aber alles nichts helfen, ich war und blieb froh und mußte manchesmal mich wegwenden, das Lachen zu verbeißen, wenn er in seinem selbstgeschaffenen Kummer so jammervoll neben mir saß.

Wie hatten wir die Rollen jetzt vertauscht: Er, der mit aller Macht gegen eine Neigung, die er seiner unwert hielt, kämpfte, erlag dem Kampfe und mußte alle Pein, die er mir verursacht hatte, im gesteigertsten Maße empfinden. Die Liebe, die er zu unterdrücken sich bemühte, brach desto glühender hervor, je mehr er sich dagegen sträubte; und mit der ganzen Kraft seiner Seele rang er jetzt, das zu gewinnen, was er vorher zu bekämpfen versucht hatte.

Das schöne, milde Herbstwetter veranlaßte Eduard, uns öfter zu kleinen Spaziergängen aufzufordern, und Mine, die fleißige Mine, war stets bereit die Arbeit fortzulegen. Sie hatte wohl — so gut wie ich — bemerkt, daß er im Freien sich freier fühlte, und darum wußte sie, die sich nie eine Erholung gönnte, uns allen deutlich zu machen, wie notwendig Bewegung in frischer Luft sei.

Das gewöhnliche Ziel dieser Wanderungen war fast immer eine kleine Anhöhe, ziemlich entfernt von der Stadt, auf welcher mehrere Windmühlen standen, ein Ort, der keinen andern Vorzug als den der Einsamkeit besaß. Wir waren gern hier, denn tausend Erinnerungen machten uns den Aufenthalt lieb. Wie früher setzten wir uns zum Ausruhen auf einen umgehauenen Baumstamm und zogen, obgleich wir uns ganz sicher wußten, erschreckt den Kopf zurück, wenn die weit ausgebreiteten Mühlenflügel hoch über uns schwebten und pfeilschnell hinabfuhren.

Auf diesem elenden Windmühlenberg verlebten wir nun die poetischsten Stunden. Eduard saß neben mir, und als wäre die Natur der Schlüssel zu seinem innersten Wesen, so öffnete sich hier seine Seele vor uns. Jedes Hälmchen von der Luft bewegt, jedes vorüberschwirrende Insekt, das verworrene Getöse, das aus der Stadt zu uns herüberklang — alles, alles gab Stoff zu schönen, innerlichen Gesprächen.

Zuweilen begleitete uns Naide auf diesen Spaziergängen, die freilich dann einen ganz anderen Charakter erhielten. Wir mußten an ihrem Hause vorüber, und die gutmütige Mine konnte nicht umhin, sie zum Mitgehen aufzufordern, so wenig angenehm mir dies auch

war. Eduard schien meine Empfindung nicht zu teilen, denn er war gleich viel munterer, frischer, wenn Naide dabei war, und ging auf all ihre ausgelassenen Späße ein. Mir war das unerträglich, und ich fand sie entsetzlich kokett. Selbst auf dem geheiligten Windmühlenberge hörten die Tollheiten nicht auf.

Sie riß Gras aus, warf Eduard damit, versteckte sich lachend hinter Mine, die eifrigst bemüht war, sie zu schützen, als er sie verfolgte. Mutter, Mine, Lore, alle lachten und amüsierten sich, selbst der Müller steckte wie bei einem kleinen Uhrwerk seinen Kopf aus der Luke und lachte. Nur ich — für die das eigentlich der rechte Spaß hätte sein müssen — saß still und in mich gekehrt, erinnerte mich all der ernsten, schönen Gespräche, die wir hier miteinander gehabt, und fand es bemitleidenswert klein von Eduard, hier solche Possen zu treiben.

„Er ist doch allerliebst!“ flüsterte mir Naide zu. Ich stand auf, ohne zu antworten.

„Was ist dir nur heute?“ fragte sie.

„Ja, Therese, Sie sind so still, fehlt Ihnen etwas?“ fragte Eduard, sah mich freundlich an und ging auf dem Rückwege still neben mir her. Nun war ich wirklich dem Weinen nahe über mein dummes Benehmen. Ich haßte Eduard, Naide und mich am allermeisten.

Eines Abends hatten wir uns so ins Plaudern vertieft, daß Eduard weit über die gewöhnliche Zeit hinaus bei uns blieb. Erschrocken sprang er auf, als der Wächter uns mit der gellenden Pfeife die Uhr verkündigte. Mine nahm ein Licht und den Hausschlüssel, ihn hinauszulassen, und da sie sich ängstigte, allein durch das dunkle

Haus wieder hinaufzugehen, bat sie mich sie zu begleiten. Auf der untersten Stufe blieb ich stehen, sagte: „Gute Nacht!“ und flüsterte Mine ins Ohr: „Frag ihn, wann er wieder kömmt!“

„Was sagt Therese Ihnen da?“

„Ach nichts! Ich soll Sie fragen, wann Sie wieder kommen,“ erwiderte Mine und ging den Flur entlang, um die Türe aufzuschließen.

„Warum fragen Sie mich denn nicht selbst? Bald, recht bald komme ich wieder,“ rief Eduard, ergriff meine Hand, preßte einen glühenden Kuß darauf und eilte die Treppe hinunter zum Hause hinaus.

Ich folgte Minen langsam zurück ins Zimmer. Immer fühlte ich den Kuß noch auf meiner Hand, das Herz pochte mir fürchterlich. Ich sprach kein Wort, weil ich mich zu verraten glaubte. Beim Auskleiden hütete ich mich, die Hand zu berühren, und als ich im Bette lag, küßte ich leise die Stelle, auf der seine Lippen gebrannt hatten, und am andern Morgen war ich kindisch genug, nur die linke Hand zu waschen.

Der Verkehr zwischen mir und Eduard ward indessen immer schwieriger. Ich fühlte mich immer sicherer in dem Bewußtsein seiner Liebe, war unbekümmert und froh. Er dagegen, je mehr er seine wachsende Neigung zu mir merkte, ihrer nicht mehr Herr werden konnte, es auch nicht wollte — denn was ihm sonst als wichtiger Grund erschienen, kam ihm jetzt gering vor — ward immer zweifelhafter, ob meine Zuneigung mehr als eine freundliche Gewohnheit sei. Mehrere Monate dauerte



Therese Devrient als Braut 1822 — gez. v. Wilh. Hensel

dieser peinliche Zustand. Er wandte sich an Mine, seine alte Vertraute, sie solle ihm sagen, ob sie glaube, daß ich ihn liebe, er müsse jetzt Gewißheit haben, er wolle diese Zweifelsqual los sein.

Mine versicherte, sie sei von meiner Liebe zu ihm fest überzeugt, er möge mich selbst darum befragen.

Abends beim Schlafengehen teilte mir Mine diese Unterredung mit und forderte mich auf ihm freundlich zu antworten.

„Ach Gott, das ist ja schrecklich,“ rief ich, „nein, nein, er soll nicht mit mir davon sprechen, ich laufe fort, wenn er kommt.“

Mutter meinte, ich sei für mein Alter doch auch gar zu kindisch, und Mine meinte, es sei doch schändlich, einen Menschen so zu quälen.

Am folgenden Tage, es war in der Dämmerstunde, Mutter stand am Ofen, Mine und Lore machten ihre gewöhnliche Abendpromenade durchs Zimmer, ich saß auf dem Tritt am Fenster, als Eduard eintrat. „O Gott, da ist er wirklich,“ sagte ich vor mich hin, doch ich sprang nicht hinaus, was meine erste Regung war, lief auch nicht davon, wie ich erst gewollt — — — und so ward der 13. Februar [1821] der Tag, der über mein ganzes künftiges Leben entschied. —

Als ich am andern Morgen erwachte, war mir alles wie ein Traum, ich konnte mich gar nicht besinnen. Mutter vermied ich anzusehen. Ich fürchtete, sie möchte davon mit mir sprechen, und ich fühlte mich von einer Empfindung bewegt, die man nicht berühren durfte. Wie war ich ernst,

gar nicht, als ob ich noch ich selbst wäre. Und durch all mein Denken hindurch zog sich das Wort, das ich gestern gehört hatte: „Therese! Ich hab' Sie wie meine Seele lieb!"

Da Eduard zu kommen versprochen hatte, blieb ich zu Hause, zog mich sorgfältiger an und tat, als merke ich es gar nicht, daß Mutter fast feierlich umherging, unser kleines Stübchen zu Eduards Empfang hübsch herzurichten. Mit Herzklopfen und Bangen ging ich im Zimmer umher, als Mine mit freudestrahlendem Gesicht hereintrat. „Stellen Sie nur hier nieder!" rief sie einem Manne zu, der einen großen, blühenden Fliederbaum und einen schönen Rosenstock trug.

„Sieh nur, von Eduard," sagte sie, als der Mann fort war, und sah mit Tränen in den Augen mich an. „Nun, freust du dich denn nicht?" „O ja," sagte ich gezwungen.

Mir tat der Vorzug weh, er kam mir den Schwestern gegenüber so unverdient vor, die so gut, so aufopfernd waren und nichts als Sorge und Mühe hatten.

Ich saß gedankenvoll da, als Eduard rasch eintrat. Es lag eine Heiterkeit, ein so heiliger Friede auf seiner Stirn, daß ich mich zu ihm hingezogen fühlte und gern zu ihm gelaufen wäre, aber die dummen Füße gingen nicht, und ganz meiner Empfindung entgegen stand ich wie ein Holzblock da. Eduard kehrte sich nicht daran, kam auf mich zu, umfaßte mich und flüsterte: „Meine kleine, süße Braut." Ich lehnte mich an ihn, und es durchdrang mich ein Gefühl von Sicherheit, als könne mir nun im Leben nichts Übles mehr geschehen.

Wie wir so traulich plaudernd bei einander saßen, wandte sich Eduard an Mutter, ob sie nicht auch der

Meinung sei, unser Verlöbnis noch ganz geheim zu halten. Vor der Welt, meinte sie, sei es ihr ganz gleich, aber seinen Eltern, darum bäte sie ihn dringend, müsse er gleich davon in Kenntnis setzen.

„Ich bin erst 19 Jahre," erwiderte er zögernd, „lassen Sie mich wenigstens bis in den August zu meinem 20. Geburtstag warten."

Es kränkte mich im Augenblick ein wenig, seinem Wunsche aber brachte mein Stolz gern das Opfer.

Zur Mittagszeit mußte Eduard uns verlassen, da er seine Rolle für den Abend noch zu repetieren hatte. „Heute sehen wir uns nun nicht mehr, aber morgen, morgen recht früh," sagte er, dann zog er seine Brieftasche hervor und gab mir zwei Gedichte, die er in den letzten Tagen vor unserer Verlobung für mich gemacht hatte, „damit du dich, auch wenn ich nicht bei dir bin, mit mir beschäftigen kannst," flüsterte er mir zu. Wie war ich begierig, zu lesen.

Das eine „An den Mond" trug ganz den Ausdruck seiner Zärtlichkeit für mich und war zugleich ein Bild der damaligen Jugend, heutzutage läßt sie den guten Mond ungeniert und ungestört durch die Wolken gehen. Ich gab es Mine zu lesen, die mich darum bat. Das andere, glühend-feurig, versteckte ich; ich schämte mich, es ihr zu zeigen. Später hat Mendelssohn, der Freund und Vertraute Eduards, dieses Lied sehr schön komponiert*) und oft in jugendlichem Übermut Eduard aufgefordert bei größeren Gesellschaften es mit ihm zu singen.

*) Kennst du nicht das Glutverlangen, Mendelssohns Lieder opus 9, 2 (op. 142 der Gesamtausgabe. Serie 19 Nr. 14).

Dabei machte er sehr verschmitzte Mienen, sah öfter zu mir hinüber, mich in Verlegenheit zu bringen. Sie nannten es scherzhaft: „Das öffentliche Geheimnis."

Nach Tisch ging ich zum erstenmal wieder zu meinen Unterrichtsstunden. Wie anders kam mir alles vor, ganz verändert; die Straßen breiter und heller, die Häuser, als ob sie neu abgeputzt wären, so festlich sah alles aus. Aber wie sonderbar, daß ich jetzt hier auf der Straße zum erstenmal eine dankbare, deutliche Empfindung meines Glückes hatte. Mir war so stolz, so groß zumute, als ob ich von einer Höhe auf alle andern Menschen niederblickte. Oft mußte ich stille stehen, Atem schöpfen, so rasch ging es, weil meine Füße mit dem Klopfen meines Herzens Schritt halten wollten.

Meine Schülerinnen freuten sich mich wieder zu sehen; ich hatte einige Stunden heftiger Zahnschmerzen wegen versäumen müssen, sie fragten teilnehmend, wie es mir ginge. Da fing ich an zu lachen, so unglaublich komisch kam mir die Frage vor.

Abends waren wir allein. Als ich meine Arbeit holte und mich zu den andern an den Tisch setzte, sagte ich lachend: „Ach, Gott sei Dank, heute hab ich doch wieder einen ruhigen Abend."

„Pfui, schäme dich!" schrie Mine auf. Selbst im Scherz mochte sie so etwas nicht hören.

Der Abend war aber wirklich allerliebst. Wir arbeiteten, plauderten, machten Pläne, und daß Eduard der Mittelpunkt all unserer Gespräche war, versteht sich von selbst. Ach wie hübsch konnt' ich ihn lieb haben, ja sogar zärtlich sein, wenn er nicht zugegen war.

Am nächsten Morgen erwartete ich Eduard viel früher, als er möglicherweise kommen konnte. Ich ließ es mir gern gefallen, daß Mine meinen einfachen Anzug zu verschönen suchte, und es rührte mich recht, wenn sie alle Augenblick wiederkam, meine Locken anders zu legen, weil sie ihr kürzer als gewöhnlich vorkamen. Endlich hörte ich Eduard auf der Treppe, mein Herz klopfte heftig, hüpfte vor Freude, ich hatte die Augen schon mehr in meiner Gewalt, denn sie nickten ihm freundlich zu, als er eintrat. Mutter ging bald in die Küche, die Schwestern waren fleißig bei ihrer Arbeit, so konnten wir ungehindert flüstern und plaudern.

Wichtiges sprachen wir wohl eigentlich nicht, und doch kam es mir so vor. Er wußte so viel von seiner Liebesseligkeit zu erzählen, wie alle Zweifel, alle Not von ihm gewichen sei, wie er schon so lange, lange mich liebe, wie gut ich sei und wie er durch mich immer besser zu werden hoffe.

Du lieber Gott! Ich bekam ordentlich Respekt vor mir. Wie sehr er mich überschätzte, das fühlte ich wohl, doch mochte ich es nicht sagen; er hätte es für Bescheidenheit, für Anspruchslosigkeit gehalten und mir noch eine neue Tugend mehr aufgebürdet. Das wollte ich nicht, so blieb mir denn nichts übrig, als währenddessen still im Innersten Gott zu bitten, daß ich dieses Lobes würdig und nur etwas davon zu verdienen imstande sei. Mir war wunderlich zumute. So über alle Beschreibung wohl, und dennoch mußte ich das Weinen beständig unterdrücken. Auch war ich nie zuvor so dumm gewesen; sprechen konnte ich gar nicht, nickte zu allem

nur und sah höchstens einmal zu ihm auf, dann aber geschwind wieder fort, weil mir die Tränen in die Augen traten.

Wodurch er plötzlich von meiner Hand, die er küßte, auf das Christentum kam, das weiß ich wirklich nicht zu sagen; genug aber, er äußerte seine Freude, mich bald Christin zu wissen. Daß wir dann auch im Glauben eins wären und wie es ihn beglücke, mich seinem lieben Heiland zuzuführen, nach dem ich mich gewiß schon lange sehne.

Ich schwieg, denn ich wußte nichts zu sagen, so verdutzt war ich. Dem Christentume war ich nur dem Namen nach fremd; von frühester Jugend an hatte mich die milde christliche Lehre mächtig angezogen — aber die Form des Bekenntnisses, welche Eduard verlangte, die schreckte mich zurück. „O du Proselytenmacher," dachte ich, „es ist dir am Ende doch wohl mehr darum zu tun, deinem Heiland eine Seele, als deinem Herzen eine Geliebte zu gewinnen." Ich war verletzt, verstimmt und durch seinen Heiland auf einmal aus allen meinen Himmeln vertrieben.

Kaum war er fort, so fiel ich mit fürchterlichem Grimme über mich her; ich schalt mich undankbar und sagte: Weißt du denn nicht, daß er durch seine Religion erst den Frieden, die Ruhe seiner Seele gefunden hat, und ist es denn nicht natürlich und schön von ihm, daß er das, was ihn beseligt, auch mir verschaffen möchte. Verdrießlich war ich aber doch und blieb dabei, daß ein junger Sänger von 19 Jahren schlecht zum Theologen passe, und daß ich überdies auch gar keinen Theologen

zum Manne haben wollte. Ich ging still und schweigend zu Bett, konnte lange nicht schlafen, da fiel mir ein, was wohl der Grund von Eduards religiöser, ja damals noch fast pietistischer Richtung sein könne.

Es hatte sich ein Verein von jungen Leuten gebildet, eine Art von Tugendbund, zu welchem Eduard, sein intimster Freund, der Maler Wilhelm Hensel und Graf Kalkreuth auch gehörten. Die Tendenz der jungen Leute war jedenfalls eine gute, sie strebten nach dem Idealen in Kunst und Leben, schwärmten und dichteten. Hensel und Kalkreuth veröffentlichten sogar ein kleines Buch, Bundesblüten betitelt. Das alles war jugendlich und der damaligen Zeit angemessen. Nur eins erregte meine Sorge; es war der Verkehr mit dem Hauptleiter dieses Kreises, einem etwas älteren, geistreich witzigen, äußerst streng katholischen Manne. Er hatte sich eine große Gewalt über die Herzen der jungen Leute erworben und ihre Neigung zum Mystizismus geweckt und genährt.

Hensel ganz besonders neigte zum Katholizismus, war aber trotzdem ein sehr munterer, angenehmer Gesellschafter. Ob er in seiner Kunst sehr bedeutendes geleistet hat, weiß ich nicht, aber seine Bildchen nach La la Ruck, sowie einige andere, hatten ihn beliebt gemacht. Der König erwies ihm die Ehre, ein Bild bei ihm zu bestellen, welches im Vorzimmer des Konzertsaales im neu erbauten Schauspielhause seinen Platz finden sollte. Es waren verschiedene junge Maler beauftragt Szenen aus den klassischen Stücken zu malen. Hensel wurde Goethes Tasso zuerteilt. Er hat den Moment gewählt, wo Tasso vor der Prinzessin kniend von dieser

den Kranz empfängt; und der blonde, hübsche junge Tasso ist das ähnliche Porträt meines Eduard. Unsere Freude, ihn dort und auf diese Weise verewigt zu sehen, tröstete uns ein wenig über die für uns verlorenen schönen Stunden, welche er im Atelier des Freundes zubringen mußte.

Die Zeit des Zusammenseins war uns überhaupt knapp zugemessen, meine Vormittage waren meist besetzt mit Unterrichtgeben im Gesang, das mir viel angenehmer war als der Klavierunterricht und bedeutend besser bezahlt wurde. Dies beides machte mich hart genug, Jette, die Schneiderstochter, ihrem Schicksal oder vielleicht einem andern Klavierlehrer zu überlassen.

Eduard ging es nicht anders, auch seine Vormittage waren mit Üben, Lernen und Proben ausgefüllt, so blieben uns nur die Nachmittage. Eduard brachte einmal seine Rolle mit, um sich von mir überhören zu lassen. Zuerst genierte es mich ein wenig, wenn er memorierend im Zimmer umherging und Gebärden und Mienen machte. Bald hatte ich mich daran gewöhnt, und es machte mir Freude, ihm nützlich sein zu können. Seine Bescheidenheit und die liebenswürdige Art, wie er es aufnahm, machten mich so dreist, ihm Vorschläge zu machen, welche wir probierten und annahmen oder verwarfen. So kam es natürlich, daß ich alle seine Rollen mit ihm übte und mich ganz in seine Tätigkeit einlebte. Wie gern hätte ich ihn auf der Bühne gesehen, da aber sein Freibillet nur ein Parterreplatz war, konnte ich es schicklicherweise nicht benutzen.

Beim Lernen der Rollen fiel es mir auf, daß alle

Charaktere, die seiner Jugend und Persönlichkeit anpassend gewesen wären, etwas Fremdes, Gemachtes hatten, während andere, die seinem Naturell ganz entgegen waren, lebendig und natürlich sich gestalteten; daß meine Beobachtung richtig war, hatte ich bald Gelegenheit, mich zu überzeugen. Graf Brühl hatte Eduard zwei Rollen zuerteilt, mit welchen er sehr glücklich zu mir kam. Die eine war die Titelrolle im „Reisenden Student", einem Liederspiel, die andere der junge Johann in Kleists „Familie Schroffenstein."

Wir übten sehr fleißig, und Mine und ich gingen sehr erwartungsvoll auf Eduards dringenden Wunsch ins Theater, ihn als Studenten*) zu sehen. Sonderbar, mir lag das künstlerische Interesse so nah, daß es mir war, als hätt' ich an dem Abend gar kein persönliches für ihn. Die Rolle gelang ihm über mein und auch wohl des Publikums Erwarten. Der kurze Studentenrock und das rote Mützchen, die Gitarre über der Schulter standen ihm allerliebst. Er war so mutwillig ausgelassen, so graziös galant, daß ich meinen brummigen Eduard gar nicht wieder erkannte. Mine und ich gingen sehr vergnügt nach Hause. Als wir andern Tags ihm unsere Freude und Lob aussprachen, wunderte ich mich, wie wenig er sich daraus machte.

Einige Tage darauf war die „Familie Schroffenstein"**), das Gelingen dieser Rolle lag ihm viel mehr am Herzen, und in großer Spannung und Aufregung

*) Aufführung am 17. August 1824; doch spielte er den Wilhelm Mauser schon am 12. Oktober 1819 zum erstenmal.

**) Am 18. und am 21. August 1824 spielte er den Johann.

gingen Mine und ich in das Theater. Das Stück machte mir trotz der vielen großen poetischen Schönheiten wenig Eindruck, auch Eduard genügte mir heute gar nicht, und ich überlegte es mir recht, wie ich ihm am nächsten Morgen meine Ansicht mitteilen sollte. Er kam, sah mich gespannt an und sagte: „Du bist nicht zufrieden.“ „Nicht ganz,“ antwortete ich, „du hast es hier im Zimmer alles lebendiger und hübscher gemacht. Es kam mir vor, verzeih den Ausdruck, als ob du deine Empfindungen statt sie von dir zu. geben immer wieder hinunterschlucktest.“ Er sagte lachend: „Du bezeichnest es ganz richtig, ich war schrecklich aufgeregt, fürchtete zu outrieren, und ich kann mir denken, daß es dir dadurch so erscheinen konnte.“

Graf Brühl erkannte bald, daß Eduards Fähigkeiten seine jetzigen Rollen weit überragten, und daß er durch größere Aufgaben sein Talent entwickeln und rascher vorwärts kommen würde. Er wagte es und schickte ihm größere Partien, unter anderm den Paesielloschen Barbier*), eine reizende Oper; nicht so glänzend und einschmeichelnd wie der von Rossini, aber voll Humor und echt musikalischer Wirkungen. Eduard war entzückend, sowohl im Gesang wie im Spiel. Der Graf war sehr glücklich und erteilte ihm von da an in der Oper sowohl als im Schauspiel große und wirkungsvolle Rollen zu.

*) Die Chronologie hat sich in der Erinnerung verwischt. Nach Eduards Rollenbuch hat er den Figaro in Paesiellos Barbier von Sevilla schon am 5. Nov. 1820, in Rossinis Barbier am 18. Juni 1822, Mozarts Figaro am 9. Nov. 1822 zum erstenmal gespielt.

Schon früher hatte er sich seiner mit fast väterlicher Güte angenommen, hatte jene Lehrer in der italienischen Sprache, sowie im kolorierten Gesang für ihn engagiert, kurz alles getan, was er für die Ausbildung eines jungen Talents in der Oper tun konnte. Die Empfehlung Zelters, der stets mit großem Selbstgefühl Eduard als ‚seinen besten Schüler und den einzigen Sänger mit wahrhaft guter Schule‘ pries, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Intendanten immer mehr für ihn zu gewinnen; und so wirkten beide vereint für seine Ausbildung. Freilich konnte diese nur einseitig sein, denn es gab für Anfänger in der dramatischen Kunst nirgends Institute oder Lehrer, die sich ihrer angenommen hätten, und so lernte auch Eduard gut singen, gewann durch Exerzieren und Reiten Sicherheit in der Haltung, fand aber keinen Menschen, so sehr er sich auch darum bemühte, der ihm speziell beim Studieren der Rollen hätte nützlich oder behilflich sein können. Auch sein berühmter Onkel Ludwig speiste ihn gewöhnlich mit der Rede ab: „Ach das verstehst du besser als ich, du wirst das schon machen.“

Auf Mutters dringenden Wunsch teilten wir Bruder Ludwig unsere heimliche Verlobung mit und baten ihn, als unsern natürlichen Vormund und Beschützer, um seine Einwilligung. Meiner Meinung nach mußte er sie uns mit größter Bereitwilligkeit geben. Wie groß war daher mein Erstaunen, als wir gleich eine Antwort erhielten, worin er in heftigen Ausdrücken Mutter Vorwürfe über diese Übereilung machte. Eduard sei fast noch ein Knabe, nicht imstande über seine Zukunft zu bestimmen, wie viel

weniger mein Schicksal an das seinige zu binden. Mir schrieb er, ich würde verständig genug sein, die ganze Sache nur für Galanterie, für einen Zeitvertreib anzusehen, den die Herrchen beim Theater sich gar zu gern mit jungen Mädchen machten. Eduard — den er außerdem schätze und liebe — müsse man es verzeihen, da er erst 19 Jahre alt sei und weder Welt noch Menschen kenne.'

Es lag etwas in dem Ton seines Briefes, dem ich es anmerkte, daß er gern die Sache scherzhaft nehmen wollte, und das gerade verdroß mich am meisten. Ich setzte mich auf der Stelle zum Antworten und tat dies in meiner gewöhnlichen kurzen, trotzigen Weise. Ich vergaß in dem Augenblick ganz, wie gut, wie treu Ludwig es immer mit mir gemeint, ich könnte mich noch heute mit bittern Vorwürfen darüber quälen, läge meine Entschuldigung nicht in dem einzigen Umstand, daß ich sehr jung war, und daß die Jugend egoistisch nur ihre Wünsche und Interessen anerkannt wissen will. Ich schrieb ihm, wir liebten uns und würden uns treu bleiben auch wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnen wollte.

So verletzte ich durch meine Gereiztheit den besten Bruder und Freund, aber auch Eduard, der doch ruhiger und verständiger war als ich, schien ganz meiner Meinung zu sein. Wir glaubten uns im vollsten Rechte, nur durch die Prosa der Menschen mißverstanden, die nicht imstande waren, eine Liebe wie die unsrige zu begreifen.

Schwer lasteten die Sorgen auf uns, denn Eduard gestand mir, er fürchte, seine Eltern würden unsere Vereinigung ebensowenig wünschen wie Ludwig, und er sähe noch harten Kämpfen darum entgegen. So von allen

Seiten bedroht, wuchs unsere Liebe, ward stärker und fester. Alle diese Hindernisse gaben unserm Verhältnis in meinen Augen noch einen neuen Reiz und steigerten meine frohe Zuversicht.

Ein Blatt, das Eduard mir eines Morgens schickte, als er zu kommen verhindert war, trug nicht wenig dazu bei, diese Stimmung in mir noch mehr zu befestigen. Er schrieb:

Unendlich hat mich Deine treue Liebe erfreut, die sich gestern in jedem Deiner Worte so bestimmt und schmucklos aussprach. Sieh', meine Seele, so kann uns ja all das Stürmen nichts anhaben, so fest und treu, wie wir uns umfangen halten, kann nichts uns trennen. Was kann uns denn das Spötteln und das Reden schaden? Wenn jene Leute von der Möglichkeit einer wahren Liebe überzeugt wären, so würden sie an die unsere glauben; da sie es nicht vermögen, darf uns ja an ihrer Beurteilung nichts liegen. Ich will es Dir gestehen, meine Therese, ich habe heute einen Moment gewünscht, daß Du mich nie gesehen hättest, da dann all der Kummer, den Du jetzt dulden mußt, von Deiner weichen Seele ferngeblieben wäre; doch ich empfinde, daß es mir eine unendliche Wonne sein würde, um Deinetwillen zu leiden, und ich weiß ja, daß Du mich ebenso liebst wie ich Dich; ich fühle, daß Du diesen Schmerz mit einer freudigen, stolzen Empfindung trägst und beneide Dich um Deine Bürde. So muß es ja auch sein, meine Therese! Unsere Liebe ist über alle Verhältnisse, über das Leben, einen Richter erkennt sie

nur, das ist der Gott, der uns zusammengeführt hat, der unsern Bund gesegnet, denn wie könnten wir sonst so treu und stark sein? Und so, meine Geliebte, schau ich beruhigt zu dem Sternhimmel auf; es wird alles noch gut, ich lese es in der hellen Sternenschrift, dem Gnadenbuche unseres lieben Gottes. So halte denn fest, ich stehe fest, so wahr mir Gott helfe, und nun mag der Feind sich rüsten.

Dein Eduard.

Wir kannten Ludwig, er war stets fest und bestimmt in dem, was er für Recht erkannte; wir wußten auch, daß der lieblose Ton meines Briefes ihn gekränkt haben mußte, und hatten also wenig Hoffnung. Aber seine Zärtlichkeit für mich war stärker als seine Vernunft und seine Vorsätze. Kaum hatte ihm Mine geschrieben und vorgestellt, daß unsere Liebe ja nicht ein augenblickliches Wohlgefallen, sondern mit uns herangewachsen sei, und wie traurig und bekümmert wir jetzt wären — so kam auch schon ein Brief, der uns seine Einwilligung und die Nachricht brachte, daß er selbst bald nachfolgen würde, um uns mündlich tüchtig den Text zu lesen.

O, welch ein Jubel und was für Unruhe entstand nun plötzlich in unserm Hause. Ich stürzte nach Feder und Papier, um ihm zu schreiben und aus vollster Seele zu danken.

Unser Zimmer war sauber und nett, die Fenster und Spiegel blinkten; auf dem Tisch war ein weißes Tuch ausgebreitet, als ein Wagen vor der Türe hielt, und wir voller Freude die Treppe hinunterliefen.

Er war es, der gute, lange Ludwig; ein wenig mehr nach vornen übergebeugt, die Wangen ein wenig mehr noch gerötet — sonst unverändert.

Wir führten ihn hinauf. Ein angenehmer Geruch von gutem Kaffee duftete ihm entgegen, was er wohlgefällig zu bemerken schien. Er sah freundlich musternd im Zimmer umher, und lächelte befriedigt. Nun legte er die langbekannte braune Reisemütze, den bunten Schal, den Überrock ab, und setzte sich mit einem langgezogenen behaglichen „Na?“ zu Mutter aufs Sofa.

Mine brachte den Kaffee und ein Gebäck, das er immer gern gegessen hatte. Wir rückten uns alle an den Tisch, er reichte mit Tränen in den Augen jedem einzeln noch einmal die Hand und sagte: „Gott sei Dank, da sitzen wir wieder einmal beisammen, aber du, warte, mit dir hab ich noch ein Hühnchen zu pflücken.“ Er entzog mir scherzhaft seine Hand und drohte. Ich war verlegen und schwieg. „Na, na, du brauchst nicht rot zu werden.“ Damit zog er mich zu sich, küßte mich und fragte leise: „Wo steckt denn dein Kiek in die Welt. Wird er bald kommen?“ Nun konnt' ich mich nicht länger halten; ich umfaßte ihn mit beiden Armen und legte weinend meinen Kopf auf seine Schulter. Er hielt mich lange so, zog dann leise sein buntseidenes Tuch und wischte sich still die Augen. Da hörten wir Eduard die Treppe herauflaufen und draußen die Aufwärterin fragen: „Ist der Herr angekommen?“ Ludwig ging ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich, nannte ihn seinen lieben, guten Jungen, hielt uns dann eine lange Strafpredigt voll Ermahnungen, Vorschriften und Lehren, die damit schloß, daß

er uns nochmals in aller Form seine Einwilligung gab, und Gottes reichsten Segen für uns erflehte.

So war nun alles in schönster Ordnung und Ludwig ganz damit einverstanden, unser Bündnis vor der Welt geheim zu halten. Wir mußten freilich noch manchmal hören, wie die ganze Sache eine Übereilung gewesen sei — im Grunde aber hatte niemand größere Freude an unserm Glücke, als gerade er, und wenn die Aufwallung vorüber war, gab es keinen besseren Kumpan, als ihn. Er spaßte mit uns wie ein guter, alter Großpapa, ging mit uns hinaus auf den alten Windmühlenberg, freute sich dort über jedes Gräschen und lachte wie ein Kind, wenn wir Hand in Hand vorausgingen, und er uns durch den Ruf: „Es kommt jemand!" erschreckt voneinanderlaufen sah.

Ludwig war wieder abgereist. Das Behüten unseres Liebesgeheimnisses hatte für mich ebensoviel Reiz, als es Eduard peinlich war. Saßen wir einmal abends nebeneinander am Tisch, und es kam unerwartet Besuch, so rückte ich schnell von ihm fort, und es amüsierte mich, ihn als „Herr Devrient" anzureden und so fremd und steif zu sein, wie ich es sonst gegen keinen Menschen war. Er hingegen saß verstimmt und schweigend da und blickte in Gedanken versunken vor sich nieder.

Jedesmal lächelte ich, wenn der Besuch ihn freundlich anredete, und es eigentlich an ihm war, zu lächeln. Umsonst, an seiner starren Miene prallte jeder Versuch ab, ihn mit in unser Gespräch zu ziehen. Nun sah ich



Eduard Devrient 1823 **gez. v. Wilh. Hensel**

aber den alten Brummbär gar nicht mehr an und ward so gereizt und streitsüchtig, daß, wenn er je einmal eine Äußerung tat, ich immer anderer Meinung war, als er.

„Na, Eduard war heut wieder nett," sagte Lore beim Zubettgehen nach einem solchen Zusammensein, „mir war zumut, als ob mir der Atem verginge."

„Ja," fiel Mutter seufzend ein, „ich ließe mir es auch gefallen, wenn er einmal verstimmt wäre; aber er ist ja leider immer so. Ach, es ist ein wahres Unglück, wie er sich dadurch alle Menschen zu Feinden macht." Ich konnte ihn nicht verteidigen, denn er verletzte wirklich gar zu oft auch die Menschen, die er liebte, durch sein schroffes Wesen. Auch unter seinen Kollegen stand er einsam da; um ihre Gunst bemühte er sich nicht sehr, und um seine Vorzugsstellung beim Grafen Brühl (wie sie es nennen mochten) beneideten sie ihn. Im Grunde tat es ihm weh, und doch wußte er es nicht zu ändern. Und das war es, ich wußte es jetzt ganz genau, wodurch er als Künstler weniger gefeiert und verzogen wurde als andere, die doch weit, weit unter ihm standen; man ließ ihn sein strenges, unbeugsames Benehmen da entgelten, wo er es gar nicht verdiente. Wie ging mir's doch so schlimm. Ich hätte so gern gehabt, daß alle Welt wüßte, wie gut, wie liebenswürdig er sei, und mußte immer mit anhören, daß jeder sich vor ihm fürchtete, sich eingeschüchtert und zurückgestoßen fühlte.

Ich hatte den nächsten Tag mit Unterrichtgeben hingebracht und saß in der Dämmerung nachdenklich am Fenster, als unerwartet Eduard kam.

„Das Stück ist abgeändert, ich habe nichts zu tun,"

rief er fröhlich im Eintreten. „Nun können wir den Abend recht genießen.“ Er setzte sich zu mir und nahm meine Hand. Er schien gar nicht einmal zu wissen, daß ich böse auf ihn war, ebensowenig, wie häßlich er sich gestern benommen hatte. — Ich aber wußte es, und dachte, ich müsse es ihn entgelten lassen.

„Was fehlt dir, liebes Herz, du scheinst verstimmt.“

„Ach!“ — war meine vielsagende Antwort.

„Ach,“ wiederholte er lächelnd, „kann mancherlei bedeuten, willst du mir's nicht sagen?“

„Das geht nicht so geschwinde!“ erwiderte ich maulend.

„Herzenskind!“ — flüsterste Mutter und zog mich beiseite. „Ich dachte, er würde heute nicht kommen, und habe die Aufwärterin längst fortgeschickt, nun hab' ich aber nichts zum Tee als Butterbrot, willst du ein paar Zwieback holen?“

„Recht gern!“ sagte ich, froh über die gute Gelegenheit, ihn allein sprechen zu können. Ich nahm meinen Mantel und Hut, ein kleine Strohtasche an den Arm und fragte Eduard, ob er mich begleiten wolle? Dazu war er gern bereit. Mutter leuchtete uns die Treppe hinunter und wir traten hinaus auf die Straße.

Wie sonderbar, ich konnte auf einmal nicht mehr maulen noch auf ihn böse sein. Im Gegenteil, ich hatte ihn in diesem Augenblick ganz besonders lieb. Es durchzog mich wie ein Schmerz, daß er so hart und unfreundlich sein konnte, und ich fühlte eine recht ernstliche Verpflichtung, ihm dies alles zu sagen.

Die Dunkelheit, auch daß wir allein waren, gab

mir Mut, recht von Herzen zu sprechen, und da er mich dabei nicht ansehen konnte, gelang es mir, ihn du zu nennen, was meine Aufgabe um vieles erleichterte. Zuerst lachte er und wollte gar nicht glauben, daß er unfreundlich gewesen sei; er hatte keine Ahnung davon.

„Unausstehlich bist du gewesen,“ sagte ich, „ach und wenn es weiter nichts wäre, als daß du einmal unliebenswürdig gegen einen Fremden bist, das könnte man schon verzeihen, aber — ich weiß es, absichtlich willst du keinen Menschen kränken — aber du tust es dennoch gar zu oft, ja selbst die, welche du liebst, und — ich kann's nun einmal nicht glauben, daß, wenn du wirklich recht freundlich gesinnt wärest, du dich so schroff und kalt äußern könntest. Gewiß, du tust mit Absicht keinem weh, warum aber hast du nicht so viel Rücksicht, eine augenblickliche Stimmung, die Gedanken, die sich dir etwa aufdrängen, ein wenig beiseite zu schieben und andern die Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie verdienen.

Ja, ja, du bist doch hochmütig, daß du stets dich nur mit dir selbst beschäftigst. Ach wüßtest du, wie klein, wie gedemütigt man sich neben dir fühlt! Das bißchen Witz und Verstand, was man vielleicht besitzt, verschwindet ganz, und man ist wirklich in deiner Nähe unbedeutend und dumm. Könntest du nur einmal den strengen Blick und den festgeschlossenen Mund sehen, der so ohne Lächeln bleiben kann bei den Scherzen und Spässen anderer, du würdest auch empfinden, wie einschüchternd und erbitternd das ist. Siehst du! In solchen Augenblicken bin ich deine ärgste Gegnerin, ich belache jeden Spaß, weit mehr als er's verdient, nur um dem Armen, der so unnütz

seine Laune an dir verschwendet, die Beschämung zu ersparen, und ich könnte dir ein Leid zufügen, um dich aus dieser teilnahmlosen Erstarrung zu wecken."

Eduard hatte schweigend meine Predigt bis zu Ende angehört, dann sagte er ernst:

„Ich glaube, daß manches Wahre in deinem Tadel ist, wenigstens scheine ich gewiß so, wie du mich schilderst, aber du solltest mich besser kennen und dich dadurch nicht erbittern lassen. Das, was gut an mir ist, hängt genau mit diesen Fehlern zusammen, die tief in meinem Innersten begründet sind, und von denen ich schwerlich jemals ganz loskommen werde."

„Das wäre ja schrecklich," fiel ich scherzend ein.

„Ich kann nun einmal nichts leicht nehmen; ich habe ein schwerfälliges Naturell und versinke oft ganz in Gedanken, die zuweilen kaum der Rede wert sind. Auch mußt du nicht vergessen, daß ich alles Bessere in mir mit unsäglicher Mühe selbst errungen und mir zu eigen gemacht habe, daß ich stets bedacht sein muß, was mir angeboren — oder eigentlich anerzogen ist, von mir abzustreifen. Es ist nicht leicht, die Gewohnheiten der Jugend ganz zu verwischen; nur durch die rücksichtsloseste Strenge gegen mich, durch unausgesetzte Arbeit kann es mir gelingen, dem Ziele näher zu kommen, von dem ich noch weit entfernt bin; es weiß das niemand besser als ich, was mir noch alles fehlt, obgleich du mich hochmütig nennst."

Ich nahm leise seine Hand.

„Mein einziges Verdienst ist," fuhr er lebhaft fort, „daß ich das Bessere will; wenn ich nun in diesem

Streben nach dem Höchsten das Nächste versäume, so tut es mir herzlich leid; es ist eben ein Ungeschick in mir, daß ich mich in nichts gleich finden kann; ich prüfe mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erst jedes Wort und lasse darüber den rechten Moment verstreichen. Du mußt Geduld mit mir haben und dich in meine Eigentümlichkeit zu finden wissen; liebe mich nur recht, dann wird es dir nicht schwer werden."

„O Gott!" sagte ich gerührt, „wenn du so immer fort arbeitest, deine Seele zu veredeln, so wird dir der Himmel bald sicher genug sein; was wird dann aus mir, wenn ich so weit hinter dir zurückbleibe?"

Er küßte meine Hand: „Dein frommer, leichter Sinn braucht so viel Arbeit nicht. Du wirst in einem Augenblick wie auf Schwingen hinaufgetragen, wo ich langsam und mühsam hinaufsteigen muß."

„Ja, aber ebenso rasch schnelle ich auch wieder herunter, während du — wenn du einmal oben angelangt bist, auch immer dort bleibst. Nein, nein, ich bitte dich!" sagte ich lachend, „sei nur ein bißchen schlechter und du wirst viel besser, jedenfalls viel liebenswürdiger sein. — — Wo ist denn der Bäckerladen — ich sollte ja Zwieback holen — da sind wir längst vorüber, geschwind laß uns umkehren."

Wir gingen zurück. Ich trat in den hellen Laden, mußte warten und blickte hinaus auf die dunkle Straße, wo Eduard wie eine Ehrenwache auf und ab ging. Als ich hinauskam, war ich so geblendet, daß er mich führen mußte, wir gingen Hand in Hand langsam, gedankenvoll nach Hause.

Die letzten Streifchen Schnee waren verschwunden, und mit Entzücken betrachteten wir — zum erstenmal gemeinsam — die aufbrechenden Knospen und die grünenden Felder.

Aber noch zu oft wurde unser Beisammensein durch die Reibungen unserer trotzigen Charaktere uns verbittert. Gestehe ich es nur offen: Wie oft war es meine stolze Zurückhaltung, die ihn befremden mußte. Ich quälte und ärgerte mich selbst wieder darüber und konnte sie doch nicht überwinden. War Eduard nicht bei mir, mit welcher Sehnsucht erwartete ich ihn, wie klopfte mir das Herz, wenn der Augenblick nahte, wo ich wußte, daß er kommen müsse. Wohl tausendmal guckte ich zum Fenster nach ihm aus, — und bog er nun um die Straßenecke, warum zog ich den Kopf geschwind zurück? Warum saß ich, wenn er eintrat, so ruhig da und nähte, als ob ich gar nicht daran gedacht hätte, daß er jemals kommen könnte?

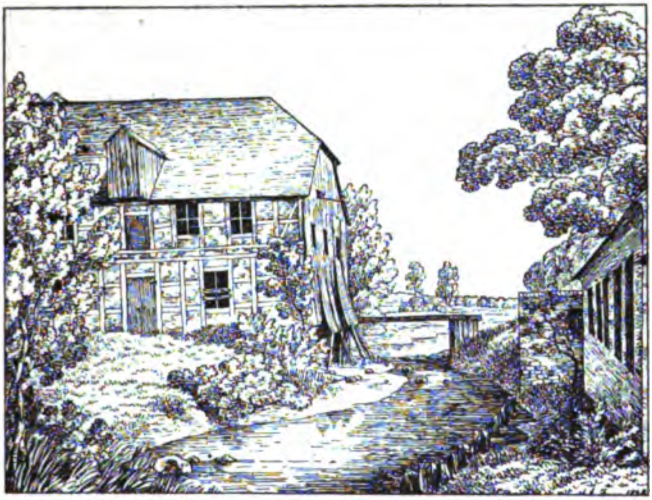
Wir waren beide sehr ausgesprochen individuelle Naturen und noch viel zu jung, um dieselben gegenseitig respektieren und schonen zu können; so standen sie sich oft schroff gegenüber. Daß gerade diese Verschiedenheit uns einander immer unentbehrlicher machte, da eines das andere ergänzte, — das begriffen wir damals freilich noch nicht. Seine strenge Unbeugsamkeit, die mich oft zur höchsten Bewunderung trieb, verletzte mich in andern Momenten wieder so sehr, daß ich ihn für kalt, unempfindlich und herzlos hielt; — er dagegen glaubte, daß mein leichter Sinn, meine Lachlust nur Folgen meiner Gleichgültigkeit und Kälte wären, und fühlte sich dadurch wieder oft schmerzlich gekränkt.

In einer solchen finstern Stunde schrieb er mir, er mache sich Vorwürfe, durch seine Glut mich erwärmt und das Geständnis meiner Liebe mir entlockt zu haben, — daß er anfange, mich zu sehr zu lieben, — er setze sein ganzes Heil auf meine Liebe. Aber wie sein Herz auch mit allen Fiebern sich an mich geklammert habe, ich solle es jetzt von mir stoßen und nicht den Fluch eines so fürchterlichen Irrtums auf ihn laden. „Die Ruhe Deiner Engelseele soll nicht gestört werden, soll es nicht, um jeden Preis ... Entscheide! Liebst du mich genug, um meine Schwächen zu verzeihen, so müßte vieles anders sein; nur weiche, sanfte Liebe kann mich heilen, dein Stolz empört mich und reißt mich geradenwegs in den Abgrund. Entscheide! Eduard."

Mutter und Mine waren durch diesen Brief aufs tiefste erschüttert, ich aber erkannte darin wieder seine Hypochondrie — und seine glühende Liebe für mich. Die erste kannte ich schon und wußte, daß ein paar freundlich begütende Worte von mir sie leicht verscheuchen konnte, die zweite machte mich stolz und glücklich. Ich küßte den lieben, rasenden Brief, hüpfte froh im Zimmer umher und freute mich, als der Abend kam, auf meinen Quälgeist. Wohl hundertmal sagte ich leise lachend vor mich hin das fürchterliche Wort: „Entscheide!" „Daß es mir nur nicht entschlüpft, wenn er da ist, sonst bin ich verloren." Ich biß die Lippen aufeinander, denn ich hörte ihn auf der Treppe und hätte vor Schreck darüber doch beinahe wieder gelacht. Heute beschämte er mich durch seine sanfte, liebenswürdige Freundlichkeit, ich hatte ihn mir so ernst und streng gedacht. Er setzte sich zu

mir, und ich flüsterte ihm ins Ohr — denn Mutter und die Schwestern waren zugegen —: „Du Ungläubiger! Ich habe entschieden, ich mag dich nicht!“ Ich wollte ihn scherzend beruhigen, war aber auf einmal so gerührt, daß mir die Tränen in die Augen traten. Er umfaßte mich zärtlich, ich sah ihn ernst und schweigend an, da fühlte ich, daß er mir glaubte, und ich bat ihn: „Sei doch vernünftig und verdirb uns die schönsten Stunden nicht immer durch dein dummes Mißtrauen!“

Die Zahl meiner Schülerinnen vergrößerte sich fast mit jedem Tag und mit ihr mein Widerwille gegen das Stundengeben. So lieb mir persönlich auch viele unter ihnen wurden, als Schülerinnen waren sie mir alle gleich unerträglich. Ich war zu jung, um Fleiß und guten Willen genug zu schätzen und darin, wie es bei älteren, erfahreneren Lehrern der Fall sein mag, Ersatz für das mangelnde Talent zu finden; mir blieb außer am Erwerb keine Freude daran, und ich brachte nur Abspannung, Verdruß und Langeweile davon mit nach Hause. Wenn ich hintereinander 7 bis 8 Stunden gegeben hatte, war es da wohl zu verwundern, wenn ich aus Erschöpfung in die allerübelste Laune verfiel? — Ach, wie gereizt war ich dann, wie ärgerte mich alles: Der alte, wohlbekannte Weg, daß er täglich wieder und immer wieder ebenso aussehen konnte, der Brunnen, der, so oft ich vorüberkam, beim Pumpen quietschte und schrie und doch von keinem Menschen mit einem Tropfen Öl betupft wurde, die alte Obsthändlerin, die entweder in der Sonne bratend oder bei Regenwetter triefend vor Nässe dasaß,



Gesundbrunnen bei Berlin im Jahre 1828

nur ihren elenden Kram bedeckt hatte, sich selbst aber schonungslos dem Unwetter preisgab. Ich verachtete das Weib, das sich so wenig achtete und es nicht einmal der Mühe wert hielt, sich auf irgend eine Weise zu schützen. Entrüstet konnte ich über einen Mann sein, der an dem Tage an derselben Stelle mir schon zweimal zufällig begegnete, — dann ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich so klein war und die Vorübergehenden mit meinem Schirm gegen die Nase stieß, wofür sie tüchtig hinter mir her schimpften —, kurz, ich war in einer unleidlichen, widrigen Stimmung. Unnütz erschien mir die viele Mühe, die man sich gab zu lernen und zu lehren, unnütz das ganze Leben. An Eduard dachte ich mit Gleichgültigkeit, an Mutter und die Schwestern mit einer Art von Neid, daß sie so bequem zu Hause sitzen

konnten, während ich mich quälen mußte —, so bog ich um unsere Ecke und sah Mutter trotz des Regens im Fenster liegen, um nach mir auszuschauen. Sie nickte mir zu, — den Gruß mußte ich erwidern, aber nicken mit dem brummigen Gesicht, — das war nicht möglich, und freundlich lächeln mit Groll im Herzen, das ging noch weniger. Ich blickte wieder hinauf. Vor Mutters liebem Gesicht schwanden plötzlich alle schlechten Gedanken, und ich nickte freundlich aus voller Seele ihr zu. Wie war es möglich, daß ich nur einen Augenblick ungerecht und neidisch hatte sein können? wie beschämte es mich, daß sie alle — denn auch Eduard wartete gewöhnlich schon auf mich — so liebevoll und freundlich mich begrüßten, und Mutter im Nebenzimmer trockene Kleidung, einen frischen Kragen und alle Kleinigkeiten zum Anzug sorgfältig zurechtgelegt hatte. Wenn sie dann so eifrig beim Umziehen mir half, meine Locken, die vom Wind und Regen zerzaust waren, wieder kräuselte und ordnete, die Türe öffnete und, indem sie mich küßte, mir zuflüsterte: „Nun geh' zu ihm, mein Kind, er wartet schon so lange," Eduard mich dann zärtlich zu sich zog, als sollte ich in seinen Armen alles Ungemach vergessen. — Ach, wie fühlte ich da mein Unrecht, was hatte ich wieder gut zu machen! — Und dennoch, beim nächsten mühevollen Stundentag konnte ich wieder dasselbe Unrecht begehen, wieder in derselben Stimmung sein.

Immer heißer und für mich lästiger wurden die Tage, wenn ich in Sonnenglut und Staub durch die breiten Straßen, über die weiten Plätze zu meinen Stun-

den gehen mußte. Aber desto erquickender und schöner waren die Abende, wenn Eduard plaudernd neben mir saß, oder wir zusammen hinausgingen nach dem alten Windmühlenberg, immer noch unserm einzigen Zufluchts- und Erholungsort in der Nähe. Allzuoft geschah dies nun freilich auch nicht, denn unser Geheimnis zu verbergen, mußten wir vor den Leuten fremd miteinander tun, was Eduard immer schwerer und unangenehmer wurde; mit Sehnsucht wünschte er die Zeit herbei, in welcher wir unser Verlöbnis nicht mehr wie ein Verbrechen zu verbergen brauchten.

Schneller als wir es gedacht, rückte sie heran. Wir waren im August, und jeder Tag brachte uns dem verhängnisvollen Geburtstag näher, der über unser Schicksal entscheiden sollte [11. August 1821].

Am Abend vorher saß Eduard düster und in sich gekehrt neben mir.

„Was fehlt dir nur?" fragte ich ihn leise.

„Ich wollte, der morgende Tag wäre vorüber!" antwortete er.

„Du hast ihn ja so lang herbeigewünscht." — Er schwieg. Mir schoß das Blut in den Kopf: Fürchtet er die Unannehmlichkeiten — bereut er wohl gar schon seine Übereilung? — Gequält von schlimmen Gedanken, denn Armut macht mißtrauisch, in peinlichster Empfindung, rückte ich von ihm fort. Mir war fürchterlich zumute, mein ganzer Stolz empörte sich, als ich seinen strengen Blick, die starre Miene sah, als ich hörte, mit welcher Eiskälte und Schärfe er Mutters wie der Schwestern freundliches Bemühen, ihn zu erheitern, lohnte. Jedes

Zeichen von Teilnahme wies er schroff zurück. So schwiegen sie nun auch, und ich — doppelt bedrückt durch die Kränkung, die er den Meinen zugefügt, war kaum noch imstande, meinen Grimm zurückzudrängen.

Der traurige Abend schlich langsam vorüber. Es war Zeit zum Fortgehen. Eduard stand auf, umfaßte mich, küßte mich ernst und feierlich auf die Stirn und sagte: „Bete für mich, daß Gott mir meiner Eltern Liebe erhält. Was aber auch kommen mag, in diesen letzten Stunden, als ich schweigend an deiner Seite saß, ist es mir immer klarer und zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß wir eins, untrennbar eins sind, und sollte ich das schwerste Opfer bringen müssen, meiner Eltern Liebe für die deine hingeben — so mag Gott mir beistehen, ich kann nicht anders." Er eilte davon, ich stand erschüttert da.

Das also waren die Gedanken gewesen, die ihn beschäftigten, während ich wohl gar das Gegenteil von ihm geargwöhnt hatte. Gott, o Gott, welche Vorwürfe mußte ich mir machen, wie unrecht hatte ich ihm getan! — Aber wo sollte ich, jung, reizbar, durch die schonendste Liebe verwöhnt, all die Weisheit hernehmen, mich nicht an das Abschreckende seines äußeren Benehmens zu kehren, und unerschütterlich fest mich nur an das Innerste seines Wesens zu halten. Es war zu viel für mich; diese Widersprüche auszugleichen fühlte ich keine Kraft. Unter heißen Tränen und den bittersten Anklagen warf ich mich auf mein Bett und gelobte schluchzend, durch nichts wieder an ihm irre werden zu wollen.

In peinvollster Unruhe, von den verschiedenartigsten Empfindungen gequält, verging mir der nächste

Tag. Gegen Abend kam Eduard, er war sehr ernst und bleich.

„Ich habe meine Eltern für dich hingegeben," sagte er. „Sie haben mir ihre Einwilligung verweigert, die Mutter mit solcher Heftigkeit, daß ich einen schrecklichen Auftritt mit ihr hatte. Ich sagte ihnen, daß nichts in der Welt imstande sei, mich von dir zu trennen, so verließ ich sie und komme nun zu dir."

Er umfaßte mich und weinte heftig; ich weinte mit ihm. Wir saßen lange so, schweigend Hand in Hand. Sein Schmerz lehrte mich das rechte Wort finden. Heute verstand ich es, ihn zu beruhigen, zu trösten. Meine feste freudige Zuversicht wirkte auf ihn, und erheitert, voll Hoffnungen sah ich ihn abends spät von mir gehn.

Lange konnten die Eltern in ihrer strengen Unerbittlichkeit nicht verharren. Den dringenden Vorstellungen der verheirateten Stiefschwester Eduards, welche von frühester Jugend an die jüngeren Geschwister mit großer Zärtlichkeit liebte, gelang es, sie für seinen Wunsch zu stimmen. Am meisten aber wirkte wohl Eduards bleiches Aussehen auf die Mutter, so daß sie, welche die heftigste Gegnerin gewesen war, den Vater selbst zur Einwilligung drängte. Mit frohem, dankbarem Herzen brachte mir Eduard diese Freudenpost und kündigte uns noch für denselben Tag den Besuch seines Vaters an. Er wolle mit Mutter Rücksprache nehmen und sie um die Erfüllung der Bedingung bitten, daß unser Verlöbnis nach wie vor noch allen Verwandten und Freunden ein Geheimnis bleibe, bis Eduard von einer großen

Kunstreise zurückgekehrt sei, die er selbst sowohl wie alle Sachverständigen in jeder Beziehung als notwendig erkannt hätten.

Wir alle hatten den Besuch des Vaters in peinlicher Spannung erwartet; sein freundliches Entgegenkommen aber, Mutters immer richtiger Takt und Minens heitere Güte brachten uns bald darüber hinweg und ließen uns einen sehr befriedigten, guten Eindruck dieser bang erwarteten Stunde zurück.

Am nächsten Tage, der Einladung des Vaters folgend, ging ich zu den Eltern. Je näher ich dem Hause kam, desto ängstlicher wurde ich, blieb ein paarmal Atem schöpfend stehen und trat dann wie mit einem heiligen Schauer ein. Wie anders betrachtete ich heute die mir längst bekannten, sonst so gleichgültigen Räume! Leise sprach ich für mich hin: „Elternhaus". Ich stieg die Treppe hinauf und zog, mit allen guten Vorsätzen ausgerüstet, mutig die Klingel. Die Mutter war allein im Zimmer, kam auf mich zu, küßte mich und flüsterte: „Meine liebe Tochter". Ich umfaßte sie und legte weinend meinen Kopf an ihre Brust. Sie führte mich ins Nebenzimmer, rief den Mädchen zu: „Thereseken will uns heute ein bißchen besuchen." Sie sprangen mir munter entgegen, machten mir Vorwürfe über mein langes Fortbleiben, hatten mir viel zu erzählen und so verging der Abend harmlos und munter. Als Eduard mich nach Hause begleitete, dankte er mir für mein freundliches Bemühen, den Eltern zu gefallen, das mir, er sei fest überzeugt, auch vollkommen gelungen sei.

Der Vater konnte, da er Eduard seine Einwilligung

gegeben, zum Theater zu gehen, auch Karls dringenden Bitten, Schauspieler zu werden, nicht mehr entgegen sein. Der schöne, talentvolle Mann hatte auch bald in Braunschweig ein Engagement gefunden, und Emil war dafür an Karls Stelle beim Onkel Emanuel in dessen chemische Fabrik in Zwickau eingetreten.

Aber auch Emil war bald nicht länger zurückzuhalten; auch er wollte Künstler werden. Der Vater konnte sich durchaus nicht zur Einwilligung entschließen, bis Eduard, von Emil bestürmt, dem Vater vorstellte, daß er ihn doch nicht für immer zurückzuhalten imstande sein werde. Kurz, es gelang Eduards Bitten, den Vater zum Nachgeben zu bewegen. Er teilte Emil mit vielen Ermahnungen und guten Ratschlägen die frohe Nachricht mit. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Emil schrieb:

> Dein Brief hat mich beschämt, was könnte ich gleich würdigeres darauf erwidern? — ich schweige! — doch diese Zeilen sollen mir als ein Denkmal deiner edlen Bruderliebe ewig unvergeßlich bleiben. Dein Rat, meinen Fehlern entgegenzuarbeiten, habe ich mir zunutzen gemacht, auch die Monologe des Nathan, Hamlet, die Erzählung des Raoul in der Jungfrau abgeschrieben und auswendig gelernt u. s. w.

Auch seinem ältesten Bruder Karl verkündete Emil jubelnd die glückliche Wendung seines Schicksals. Bald darauf wünschte dieser ihm Glück und fragte, ob er sich getrauen würde ein paar Gesangpartien zu übernehmen, dann könne er ihm sogleich auch an seiner Bühne ein Engagement verschaffen, man wäre gerade im Moment in Verlegenheit. Emil willigte ohne weiteres ein, er

verließ sich auf seine hübsche Stimme, auf sein Gehör und auf sein gutes Glück. Er gab seine Stellung in Zwickau auf und reiste nach Berlin.

Kaum angekommen wurde er von Eduard zum Vertrauten seines Liebesgeheimnisses gemacht. Emil sah darin schon ein gutes Zeichen für sich; er wußte, daß ich früher mit Eduard die Gesangpartien geübt hatte, und glaubte sich nun verwandtschaftlich ein wenig berechtigt, diese Hilfsleistung auch für sich in Anspruch zu nehmen. Er kam gleich zu uns. Wir waren erstaunt über die Veränderung. Er ging vor nicht gar langer Zeit als ein unbedeutender, blasser junger Mensch fort, jetzt trat ein schöner, eleganter Mann bei uns ein. Er trug mir seine Bitte vor, und obgleich verwundert über den Mut des gänzlich Unmusikalischen, war ich doch bereit, ihm zu helfen, so viel ich vermöchte. Von da an kam Emil pünktlich zu der von mir bestimmten Stunde, wie ein fleißiger, folgsamer Schüler, die Noten unter dem Arm.

Im Oktober wollte ein fremder Künstler in Braunschweig als Figaro gastieren, es fehlte an einem Grafen, so sollte Emils erstes Auftreten Graf Almawira in Mozarts Oper sein. Er hatte die Partie früher oft von Eduard gehört, viel davon behalten, ich übte sehr gewissenhaft fleißig mit ihm, so ging es bald ganz hübsch. Karl, der im Oktober zur silbernen Hochzeit der Eltern gekommen war, nahm Emil gleich mit zurück nach Braunschweig. Emil war beim Abschied überschwänglich dankbar, und mir machte es Spaß, ihn, der oft ein wenig auf mich herabgesehen hatte, die ersten Schritte in seine künstlerische Laufbahn gelehrt zu haben. Sein erstes Auf-

treten war wirklich geglückt. Da aber weder seine Stimme, noch seine musikalischen Kenntnisse für die Oper ausreichend waren, so ging er bald zum Schauspiel über.

Sehr beglückend und gerade zur rechten Zeit erhielten wir die Nachricht von der Entscheidung unsers Prozesses in Ratibor. Der unermüdlichen Bemühung unsers Anwalts war es gelungen, die Zurückgabe der Möbel zu erlangen. Wenige Häuser von unserer Wohnung hing ein Mietszettel aus; wir gingen gleich hin, die Wohnung anzusehen, und fanden sie für unsere Verhältnisse passend. Die Sachen kamen, jedes Stück wurde mit Jubel begrüßt und erschien uns nach der bisherigen Einrichtung der Frau Techow doppelt schön und sehr vornehm.

Eines Tages sagte mir Zelter, er wolle mich bei seinen Freunden Mendelssohns einführen. Der junge Felix habe wieder eine Oper vollendet, welche im Hause seiner Eltern mit Orchester aufgeführt werden solle. Da die Mutter der jungen Dame, welche die Sopranpartie singen sollte, erkrankt sei, so habe er mich dazu vorgeschlagen, und er hoffe, es werde mir recht sein. „Freilich, freilich!“ rief ich glühend vor Freude, „das hab' ich mir längst gewünscht.“

„Na,“ antwortete er schmunzelnd, „dann können Sie mit mir und Doris übermorgen hingehen, da soll die erste Klavierprobe sein.“

Ich stürmte fort nach Hause, diese Neuigkeit zu verkünden, und steckte mit meiner Aufregung alle an.

Am nächsten Morgen, ziemlich früh, brachte ein

Diener ein Billet von Mad. Mendelssohn, worin sie sich auf Zelter berief und mich freundlich um Unterstützung bei der Opernaufführung ihres Sohnes bat. Zugleich schickte sie mir die Partie, da es mir gewiß angenehm sein würde, sie vorher einmal durchzusehen. Das Billet machte mich sehr stolz und ich trug es den ganzen Tag mit mir umher. Mine hatte sich gleich mit der ihr eigenen Geschicklichkeit an meine Toilette gemacht. Zu meinem einfachen dunkeln, wollenen Kleid verfertigte sie einen allerliebsten gestickten Abfallkragen, den sie um die ausgeschnittene Taille heftete, wußte auch, Gott weiß wovon, ein paar hübsche Manschetten zustande zu bringen, und so sah mein Anzug sehr nett und geschmackvoll aus.

Zur bestimmten Stunde, um 7 Uhr, trat ich mit Zelters in das Mendelssohnsche Haus. In dem großen Saale, der von einer Wachskerze nur spärlich erleuchtet war, legten wir unsere Mäntel ab. Doris zupfte schnell noch meine Locken zurecht, und wir gingen in das hell erleuchtete Zimmer. Die Gesellschaft stand ungezwungen schwatzend und lachend umher. Ich wurde sehr freundlich von den Eltern und Fanny, der ältesten Tochter, welche ich schon auf der Singakademie kennen gelernt hatte, begrüßt. Felix, den die Mutter mir gleich vorstellte, verneigte sich kurz, sagte gar nichts und machte, daß er wieder fortkam. Das ärgerte mich ein bißchen, und ich sah ihn auch nicht mehr an, so sehr er mich interessierte. Mir war recht beklommen und fremd zumute. Die Einrichtung der Zimmer hatte gar nichts Luxuriöses, aber der ganze Ton des Hauses war vornehm, die Unterhaltung pikant und geistvoll. Ich flüchtete mich zu Doris.

„Nun,“ fragte sie, und sah mich mit ihren scharfen Augen an, „was gibt's denn?“ „Nichts — aber die sind hier alle so schrecklich klug.“ „Ei was!“ lachte sie, „wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen, nur Courage!“

Der Tenor, ein Sänger der königlichen Oper, auf den bis jetzt gewartet worden war, trat ein, entschuldigte sein längeres Ausbleiben, und bat, gleich anzufangen. Wir wurden gerufen, ich stand auf, seufzte „ach Gott!“ und hielt Doris Hand fest. „Therese, keine Ziererei,“ sagte sie scheltend, aber ihre Hand war doch auch eiskalt. Wir setzten uns dicht an den Flügel, um den großen Tisch, auf welchem ein Schreibzeug stand, um etwaige Fehler in den Stimmen gleich verbessern zu können, und fingen an.

Felix spielte bewunderungswürdig; man glaubte die einzelnen Instrumente des Orchesters zu hören, dabei dirigierte der 13jährige Knabe sicher, umsichtig und höchst liebenswürdig. Ich, als einzige Neue, war natürlich ein Gegenstand der Prüfung und Erwartung; ein Glück für mich, daß meine Stimme nie durch Angst und Aufregung litt, im Gegenteil, ich sang gewöhnlich dann am besten. Zelter hatte den ganzen Abend sehr gleichgültig gegen mich getan, mir auch nicht ein Wort zur Ermutigung gesagt, als ich aber bei einer etwas hohen, schwierigen Stelle zufällig zu ihm hinüberblickte, saß mein guter Lehrer, die Augen starr auf mich geheftet, mit weit geöffnetem Munde, als ob er mir dadurch helfen könne, und ließ ihn, als die Passage glücklich vorüber war, so erleichtert zuklappen, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte.

Die Musik war zu Ende, man stand auf, wünschte

den Eltern Glück, besprach die Musik, den Text, die Fortschritte des jungen Komponisten. Alle waren lebhaft bewegt, aber dabei verständig und klar. Mir imponierte der Ton des Hauses außerordentlich. Mad. Mendelssohn kam heran, küßte mich leicht auf die Stirn, sagte „charmant", Fanny drückte mir herzlich die Hand und nickte mir zu, aber keine hatte Zeit und Ruhe, denn sie waren von allen Seiten in Anspruch genommen. Doris, die dort im Hause sehr respektiert wurde, war umringt von vielen Bekannten und sah sehr vergnügt aus, aber sie kam auch nicht zu mir, und so stand ich denn recht verlegen bei der kleinen Rebekka, die unter all den Erwachsenen sich gar nicht behaglich fühlte und wohl dadurch eine wahre Zärtlichkeit für mich zeigte. Da hörte ich Mad. Mendelssohn zu Zelter sagen: „Mein lieber Professor, Ihre Schülerin singt charmant, wie ein Vögelchen." „Ja," antwortete er sehr zustimmend, „und dabei ist sie sicher musikalisch!" Ein Herr trat jetzt hinzu. „Meine liebe Mad. Mendelssohn, ich wünsche Ihnen Glück!" Er küßte ihr vertraulich die Hand. „Felix hat wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts getan; die Musik ist pikant, graziös, melodiös. Aber ich muß Ihnen auch Glück zu der neuen Akquisition wünschen! Sagen Sie mal, wo haben Sie die Kleine her? — die singt . . . ." Mad. Mendelssohn hob drohend den Finger und rief: „Ich rate Ihnen, still zu sein, verderben Sie mir das Kind nicht."

Wie horchte ich auf und gab der armen, kleinen Rebekka gar keine, oder ganz verkehrte Antworten, denn es trat eben wieder ein sehr aristokratisch aussehender

Herr mit sehr feiner Miene und noch feinerer Stimme zu Mad. Mendelssohn. Es war Varnhagen, wie ich später erfuhr. Er sprach sehr leise, ich spitzte die Ohren, verstand einzelne Wörter, wie „.. Modulation ... Charakteristik“ usw., aber wenn er auch laut gesprochen hätte, von mir würde ich doch nichts gehört haben, denn er sprach gar nicht von mir — und ich muß sagen, das wunderte mich, ja, ich nahm es in meinem Eitelkeitsrausch fast übel und mußte immerfort denken, warum der Herr wohl nicht von mir gesprochen hatte.

Zur nächsten Probe ging ich ohne Zelters und fühlte mich in meiner Selbständigkeit viel freier und behaglicher. Ehe die Gesellschaft sich trennte, sollte für die erste Orchesterprobe Zeit und Stunde bestimmt werden. Wie freute ich mich! Ich hatte noch nie mit Orchester gesungen. Der Violinlehrer des jungen Felix, Konzertmeister Hänning, welcher die Baritonpartie übernommen hatte, bat, man möge ihn davon dispensieren, weil seine vielfachen Beschäftigungen ihn immer zum Störer aller Verabredungen machten. Er schlug vor, dem jungen Devrient seine Partie zu geben, er wisse, daß dieser sich für Felix interessiere.

Der Vorschlag fuhr mir durch alle Glieder. Man weigerte sich aus Höflichkeit noch ein Weilchen, doch schon am nächsten Morgen ging Felix mit den Noten unterm Arm zu Eduard, ihn selbst um Unterstützung bei seiner Oper zu bitten. Eduard willigte natürlich mit Freuden ein, und da ihm die Musik völlig fremd war, wurde noch eine Klavierprobe angesetzt. Nach wenig Tagen saß er mir schon am großen runden Tisch bei Mendels-

sohns gegenüber. Wir taten so fremd gegeneinander, wie sonst niemals Menschen tun, wenn sie sich auch nur ein einziges Mal gesehen haben. Ich fühlte, daß man von allen Seiten uns lächelnd beobachtete, und das war mir ganz unerträglich. „Kennen Sie den Herrn da drüben gar nicht?“ fragte mich Fanny leise während der Musik. „O ja,“ antwortete ich sehr gleichgültig, „es ist der junge Devrient.“ „So — also das wissen Sie doch,“ lachte sie. Ich machte ein böses Gesicht, schlich, sowie die Probe vorüber war, hinaus, fand zum Glück meine Frau zum Abholen draußen, und lief so rasch nach Hause, daß die Alte mir kaum folgen konnte.

Leider schoben Krankheit und viele andere Abhaltungen die Orchesterproben und die Aufführung immer weiter hinaus. Felix hatte indes schon wieder eine neue Oper angefangen, die ihn jetzt weit mehr interessierte, und so unterblieb zu meiner größten Betrübnis die Aufführung ganz.

Mendelssohns hatten mich so freundlich aufgenommen, Fanny war mir mit so viel Herzlichkeit entgegen gekommen, daß ich ihrer Einladung, sie recht bald zu besuchen, gerne Folge leistete. Von nun an war ich fast täglich in ihrem Hause.

Alle 14 Tage am Sonntag vormittag versammelten sich zahlreiche Zuhörer, um die Kompositionen des jungen Felix, auch zuweilen die alter Meister, von ihm dirigiert, mit vollem Orchester zu hören. Es war ein reizender Anblick, den frischen Knaben mit den langen braunen Locken zu sehen, wenn er das Orchester leitete. Mich begeisterte es, wenn ich die Augen all der alten Musiker

auf den jungen Dirigenten gerichtet sah, der ruhig und sicher wie ein Feldherr den Stab in der Hand, sie über alle Schwierigkeiten leicht hinwegführte.

Auch Fanny zeigte an diesen Tagen ihr schönes, bedeutendes musikalisches Talent. Gewöhnlich kam ich schon eine Stunde vor dem Beginn der Musik, um noch mit ihr plaudern und ihren Putz wählen zu können. Sie hatte scherzhaft einmal erklärt, keinen andern Schmuck mehr tragen zu wollen, als den ich ihr ausgesucht hätte, und mit gewissenhafter Strenge wählte ich, und sie befolgte regelmäßig meinen Rat.

Einmal kam ich des Sonnabends am Abend, weil ich den nächsten Vormittag zu kommen verhindert war. Ich betrachtete die vielen Kostbarkeiten, meist Geschenke der Familie oder sonst interessanter Personen.

„Wie anders ist doch Ihr Leben als das meine," sagte ich, indem wir zusammen ein glänzendes Armband bewunderten, „und doch — ich möchte nicht mit Ihnen tauschen. Heute gerade habe ich wieder eine so glückliche Stunde gehabt, wie Sie sie schwerlich kennen. Ich habe das monatliche Honorar von mehreren meiner Schülerinnen erhalten. Das Unterrichtgeben ist mir höchst unangenehm, und es wird mir jedesmal schwer, die Bezahlung nehmen zu müssen. Aber das verschwindet alles gegen das süße Gefühl, das mich durchglüht, wenn ich mit meiner Barschaft nach Hause laufe. Könnte ich es Ihnen nur deutlich machen, wie himmlisch es ist, für die, welche man liebt, arbeiten zu müssen. Wenn ich ins Zimmer komme, Mutter meinen ganzen Reichtum in den Schoß schütte, sie glücklich wie ein Kind mit Minen überlegt,

was alles davon angeschafft werden soll, und ich dann fühle, daß durch mein Bemühen ihr ein kleiner Teil der Sorgen abgenommen ist, dann bin ich so durch und durch glücklich, daß es auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Geschöpf geben kann als mich."

„Therese, wie beneidenswert sind Sie," rief Fanny und warf das Armband, das sie in der Hand hielt, verächtlich zu dem andern Schmuck. „Wir müssen Freundinnen sein, rechte, echte Freundinnen!" Dabei umfaßte sie mich mit beiden Armen, küßte mich, und während Tränen über ihre Wangen liefen, bat sie: „Nenne mich du."

„Von ganzem Herzen!" sagte ich ebenso gerührt wie sie.

Als ich einmal gegen Abend bei Mendelssohns war, trat die schöne Friederike (Frau des Dichters Ludwig Robert) sehr heiter ein und rief: „Felix, ich komme heute mit einem Auftrag für Sie," er verbeugte sich. „Ich habe ein Frühlingsliedchen gedichtet, das müssen Sie komponieren, gelt?" sie sah ihn mit ihren reizendsten Blicken an. „Aber ich habe auch gleich die Instrumente dazu bestimmt."

„Oho!" — sagte Felix, „darf ich es sehen?"

Sie reichte ihm ein Blatt, er sah hinein, lachte laut auf und rief: „Ne, das geht nicht."

Fanny, die Sachverständige, guckte über Felix' Schulter mit hinein, lachte auch und sagte: „Das ist wirklich sehr komisch!" Sie las laut: „Eine Flöte, eine Klarinette, 2 Hörner und ein Cello!" Alle lachten, riefen aber: „Felix, das mußt du komponieren! Du mußt, du mußt!" „Ja!" sagte Fanny, „zur nächsten Sonntagsmusik muß es fertig sein, und Therese singt es dann." Die

sonderbare Aufgabe reizte ihn, er versprach das Lied zu komponieren — und hielt Wort.

Er bat die betreffenden Herrn vom Orchester am nächsten Sonntag eine halbe Stunde vor Beginn des Konzertes zu kommen, um das Lied probieren zu können. Die Eltern, Fanny und Roberts waren zugegen. Das Vogelgezwitscher der Flöte, der Kuckuck, alles klang nach Frühling und machte sich allerliebst. Da rief plötzlich mitten in meinem Gesang die schöne Dichterin: „I! — I — bring mein Schätzerl! heißt's, — nit Ich bring mei Schätzerl!" Das Orchester hielt verwundert inne. — „Verzeihen Sie, ich habe jetzt nur auf die Noten geachtet," sagte ich ein wenig verstimmt. Felix preßte sein zierliches Taktstöckchen auf die Lippen, das Lachen zu verbergen, klopfte dann auf, die Herrn sahen lächelnd zu einander hin und fingen wieder an zu spielen.

Fast noch an keinem Sonntag war die Versammlung so zahlreich gewesen, als an diesem. Der Diener mußte Stühle aus dem ganzen Haus zusammenholen. Eine Symphonie von Mozart, vortrefflich exekutiert, wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen; man wartete nur auf das wunderliche Frühlingslied, von dem man in der Gesellschaft schon viel gesprochen hatte. Das Lied lag mir bequem in der Stimme, die Aufregung half mir wie immer, und so ging es recht gut. Ich konnte mir nicht versagen, das I ein wenig stark zu betonen und nach Fanny hinzusehen.

So viel Beifall wurde fast noch keiner, auch der bedeutendsten Musik zuteil, die ich je gesungen, als dieser niedlichen Kleinigkeit; man rief da capo, aber Felix

machte ein finsteres Gesicht, klappte das Buch zu und sagte leise: „Auf keinen Fall.“ Ich und das Orchester blickten fragend zu ihm hin, die Eltern, Fanny und die Freunde, alles bat da capo, und so mußte er sich fügen; aber seine Verstimmung konnte er nicht bemeistern.

Als ich in der Pause bei Zelter vorüberkam, hielt er mich fest und flüsterte mir zu: „Wenn Sie so fortfahren, kann was Ordentliches aus Ihnen werden.“ Ich sah ihn starr an; mein alter, strenger Meister, der eigentlich nur in Sebastian Bach, Fasch und Händel lebte, hatte sich auch durch eine kleine, leichte, gefällige Fermate am Schluß des Liedes fangen lassen. Felix hatte recht, es war verdrießlich, und hier nicht besser als überall!

Den Hauptgegenstand unserer häuslichen Unterhaltung bildete jetzt schon Eduards große Reise, die er Anfang des Sommers [1822] antreten sollte. Sechs Monate! ich konnte mir diese Trennung gar nicht als möglich denken! Sechs Tage, an denen wir uns nicht gesehen, schienen uns eine Ewigkeit. Er wünschte, daß unsere Verlobung vor seiner Abreise in aller Form Freunden und Bekannten angezeigt würde. Die Eltern, die seinen Schmerz über die lange Entfernung von mir kannten, würden jetzt wohl seinen Bitten nachgegeben haben; aber Ludwig, dem er auch seinen Wunsch mitteilte, war entschieden dagegen. Er schrieb ihm:

Du bist ein junger Mann, Mann kaum den Jahren nach, Mann nicht, was Erfahrung anbetrifft, denn Du hast noch gar keine. In den Armen Deiner Eltern, unter der Liebe derselben aufgewachsen, unter

ihrer Fürsorge, unter ihren Händen groß geworden, kennst Du weder die Bedürfnisse der Menschen, noch kannst Du — durch Erfahrungen belehrt, beurteilen, was Dir nützt und frommt. Was Du jetzt als Deinen Himmel auf Erden betrachtest, kann in gereiftern Jahren nach gesammelten Erfahrungen bei größerer Welt- und Menschenkenntnis Dir als eine Spielerei der Jugend, das gegebene Versprechen, als eine bürdende Last erscheinen, und Du und Therese, Ihr könntet Euer jugendliches Verfahren Zeit Eures Lebens zu bereuen haben.

Drum gehe hin, von uns und den Deinigen mit Liebe und Segen für Dein Wohl begleitet. Prüfe Dich, lerne das Leben und dessen Verhältnisse kennen — und kehrst Du zurück, mit derselben Gesinnung, demselben Herzen und sprichst dann wie heute, dann soll sie Dein sein, mit unserm besten Segen.

Bei Gott, dem allgütigen, barmherzigen Vater, von dem wir hoffen, er werde unsere Fehler uns verzeihen, schwöre ich Dir, daß meine Absicht mit Dir rein und lauter ist, und daß ich auch nicht entfernt einen andern Gedanken habe und fest glaube und hoffe, Du werdest in unsere Familie treten, und ich Zeit meines Lebens Dein treuester Freund und Bruder sein. Ludwig.

N. S. Nimm mit Liebe diesen Brief auf, er ist mit Liebe geschrieben; sind einige derbe Ausdrücke darin, so kennst Du ja meinen Charakter, meine Offenheit; weißt auch, daß ich im stilisieren nicht geübt bin.

Anfangs Juli wollte Eduard in Begleitung seiner Eltern und seiner Schwester Auguste zum erstenmal in die Welt hinausziehen und in Dresden bei seinem Bruder Karl, der jetzt dort engagiert war, einige Wochen verweilen. Von da wollte er allein nach Frankfurt a. M. gehen, um bei dem damals sehr berühmten Gesangslehrer Schelble, Direktor des Cäcilienvereins, noch eine Zeitlang Gesangunterricht zu nehmen.

So nahte der Abschiedsabend. Wir gaben uns ohne Rückhalt dem Schmerze hin, auch Eduard weinte und schluchzte wie ein Kind, dann, um der Qual ein Ende zu machen, riß er sich los und stürzte hinaus. Mutter und die Schwestern weinten still, ich war ruhig, denn die Pein des Wartens war vorüber. Wir alle waren müde und angegriffen und legten uns zeitig nieder. Mutter kam noch an mein Bett, küßte mich zärtlich und wünschte mir gute Nacht; ich winkte ihr lächelnd zu, sprechen konnte ich nicht. Unter strömenden Tränen bat ich Gott, meinen Eduard mir rein und treu zurückzuführen und schlief schon während des Betens ein.

Es war 4 Uhr, als ich erwachte. Alles um mich her schlief; ich stand leise auf, zog mich an, öffnete behutsam das Fenster und lehnte mich hinaus. Kein Laut war zu hören, ganz still war es auf der Straße, nur eine Grasmücke in ihrem engen, grünen Bauer drüben am Nachbarhause sang frisch und fröhlich in die Morgenluft. „Du hast gut singen," dachte ich, „du brauchst nicht Abschied zu nehmen." Es wehte kühl, ich zog mein Tuch über den Kopf und blickte die Straße hinauf nach der Ecke, um welche ich Eduard so oft hatte kommen

sehen, und in meinem törichten Stolze war ich dann immer schnell zurückgetreten, damit er nicht merke, daß ich ihn erwartet hatte. Wie schalt ich jetzt diesen Stolz, der mich um so viele schöne Stunden gebracht, wie wollt' ich ihn anders und besser empfangen, wenn er nur erst wieder um die Ecke käme! — aber das wird lange dauern. Die Tränen traten mir in die Augen. Noch ist er ja hier in der Stadt, noch könnte ich ihn ja sehen, — der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz; ich machte rasch das Fenster zu, — von dem Geräusch erwachte Mutter.

„Du bist schon auf, mein Kind, du wirst dich erkälten." „Mutter," rief ich hastig, „Mutter, ich muß hin, ich muß Eduard noch einmal sehen, in einer Stunde reist er ja erst."

„Kind, du hast den Abschied überstanden, willst du noch einmal Abschied nehmen? denn weiter kannst du von dem Besuch nichts erwarten, bis du hinkommst —." „Ja du hast recht, ich will hierbleiben," sagte ich und fing an heftig zu weinen. Der Gedanke, daß es in meiner Macht stünde, ihn noch einmal zu sehen, hatte all meine Fassung verdrängt, und ich ging schluchzend im Zimmer auf und ab.

Die Schwestern standen leise auf. Die alte Aufwärterin kam, und Mutter ließ etwas früher als gewöhnlich das Frühstück besorgen.

„Sieh, was für ein göttlicher Tag," sagte Mine, als die Sonne hell und glänzend auf den gegenüberstehenden Häusern lag. „Komm, wir wollen frühstücken." Sie öffnete die Fenster, um die frische, erquickende Luft einströmen zu lassen; wir setzten uns, da schlug die Turm-

uhr sechs. „Gott sei Dank, er ist fort, jetzt bin ich ganz zufrieden," sagte ich. Mine nickte mir mit tränenden Augen zu, Mutter und Lore schwiegen bewegt.

Um sieben Uhr ging ich wie gewöhnlich fort zu meinen Stunden. Wie leer und einsam kam die Stadt mir vor, wie ausgestorben. Er hatte mich niemals auf meinen Unterrichtswanderungen begleitet, und dennoch war es mir, als ging' ich heut zum erstenmal allein. Auch die festgeschlossenen Fensterläden in der Mendelssohnschen Wohnung, an welcher ich vorübermußte, erhöhten mein Gefühl der Einsamkeit. Die ganze Familie war schon seit einigen Wochen in die Schweiz gereist.

Als ich mittags nach Hause kam, riefen Mutter und die Schwestern: „Sieh, was wir haben," und hielten mir ein Billet von Eduard entgegen, das er noch in der Nacht für mich geschrieben und zurückgelassen hatte. „Gebt her, gebt her!" schrie ich außer mir vor Freude und küßte verstohlen die lieben Zeilen, die den Ausdruck des tiefsten Schmerzes über unsere Trennung und die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe und Treue enthielten.

Ich hatte mir ein kleines Buch gemacht, worin die Monate unserer Trennung in einzelne Tage verzeichnet waren, um jeden Abend die Freude zu haben, einen Tag von der grausamen Zahl ausstreichen zu können. Eduard hatte sein Reisetaschenbuch ebenso eingerichtet, und als der erste Abend kam, dachte ich mit wehmütiger Lust daran, wie er nun auch seinen Tag ausstreichen und voll Sehnsucht den nächsten herbeiwünschen würde, um ihn bald auch zu den vergangenen zählen zu können.

In der ersten Zeit konnt' ich mich gar nicht in diese

Trennung finden; lief jemand die Treppe rasch hinauf, so wunderte ich mich, daß es nicht klopfte, und Eduard eintrat, immer meinte ich, er müsse kommen. Nach und nach aber verloren sich diese Ansprüche an all die süßen Gewohnheiten, ich wußte jetzt genau, daß bevor ich nicht 181 Tage in meinem kleinen Buche ausgestrichen hatte, ich ihn nicht zurückerwarten durfte, und diese Gewißheit verscheuchte alle Unruhe und Ungeduld.

Ich glaube kaum, daß man sich heute einen Begriff von der Beschwerlichkeit des Reisens in meiner Jugend machen kann. Eduard mußte mit seinen Eltern den ersten Tag von morgens sechs Uhr bis abends zehn Uhr fahren, um nach Wittenberg zu gelangen, und erst am dritten Tage kamen sie müde und abgespannt in Dresden an.

Eduard sah zum erstenmal Felsen und Gebirgswasser, was ihn ganz erschütterte; dann die vielen Kunstschätze, die ihn entzückten, was ihn aber am meisten erfreute und beglückte war Tiecks wohlwollende Freundlichkeit gegen ihn. Er war damals Dramaturg am Dresdener Theater, hatte die größte Freude an Eduards künstlerischem Streben und Eifer und opferte ihm, wie Eduard mir schrieb, seine kostbare Zeit in stundenlangem Gespräch.

Bald nach der Rückkehr der Eltern, deren Liebe ich mir von Tag zu Tag mehr gewann, erhielt ich eine Einladung von ihnen für den nächsten Abend, mit der dringenden Bitte, ja zu kommen, da der Onkel Louis versprochen hätte, sie zu besuchen. Ich war ganz außer mir vor Freude, den hochgefeierten, in Berlin vergötterten Ludwig Devrient kennen zu lernen, diesen Künstler,

der mich so über allen Ausdruck entzückte. Eine verdrießliche Geldangelegenheit hatte die Brüder auf kurze Zeit entzweit gehabt. Nun aber war alles wieder ausgeglichen, und die ganze Familie zu diesem ersten Besuche des versöhnten Bruders geladen. In fieberhafter Spannung erwartete ich mit den andern sein Kommen. Endlich ging die Türe auf; eine schmächtige Gestalt mit ausdrucksvollem, aber nicht schönem Gesicht, langer, gebogener Nase, großen schwarzen Augen nnd vollen schwarzen Locken trat ein.

„Das ist er!" sagte Auguste. „Ich dacht' es mir," flüsterte ich. „Das sind die wundervollen Augen des Shylock." Auguste lachte mich aus.

„Na, schön willkommen, lieber Bruder!" sagte die Mutter, ging ihm entgegen und küßte ihn zweimal.

„Guten Tag, liebe Schwägerin!" erwiderte eine etwas heisere, aber freundliche Stimme. Ich horchte auf, ja, ja, das ist sein Ton.

Er begrüßte die ganze Familie mit vertrauter Freundlichkeit; ich folgte jeder seiner Bewegungen und wagte kaum mir zu gestehen, daß sie etwas Unsicheres, ja Befangenes hätten. Ein fragender Blick traf mich; der Vater flüsterte ihm etwas ins Ohr, ich ward purpurrot, er sah mich lächelnd an, wandte sich, nickte wie zufrieden beistimmend und ging dann mit dem Vater zum Sofa. Sich setzend fragte er nach diesem und jenem, und sprach von lauter gleichgültigen Dingen. Daß er seine Reden so dem Tone des Hauses anpaßte, fand ich sehr hübsch, wartete aber immer auf etwas Interessanteres.

„Ach wenn er mich nur anredete, dann könnte ich





Aus Thereses Schreibmappe
Gez. v. Eduard Devrient zu Weihnachten 1831

ihm doch sagen, wie sehr ich ihn bewunderte, und das gäbe ihm Gelegenheit, von seiner Kunst zu sprechen."

Aber er redete mich nicht an, und da es mit der Unterhaltung stockte, erzählte er Anekdoten, so lebendig dramatisch und hübsch, daß alle vor Lachen sich kaum zu lassen wußten. Der Beifall der Familie machte ihm sichtlich Freude; er ward vertraulich angeregt und gab nun allerliebste Momente aus seinem Leben zum besten. Daß er seine erst vor wenig Wochen von ihm geschiedene Frau dabei lächerlich machte, verletzte mich, und ich saß ernst und still neben der lachenden Auguste. Da streifte mich sein Blick, er ließ ihn eine Weile auf mir ruhen, brach plötzlich ab und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Wir gingen zu Tische; die Eltern verlangten, daß ich mich neben ihn setzen sollte. Ich folgte zögernd und nahm blöde meinen Platz neben ihm ein, aber auch er schien mir nicht frei von Befangenheit zu sein. „Also der Eduard ist jetzt in Frankfurt a. M.," rief er plötzlich dem Vater über Tisch zu. „Das ist sehr gut für ihn, da kann er etwas lernen. — Es soll dort einer der besten Singlehrer sein," sagte er, sich zu mir wendend und gewaltsam ein Gespräch anknüpfend.

„Ja," antwortete ich, der Direktor des Cäcilienvereins, Schelble heißt er."

„Und wird Eduard bei ihm singen?"

„Der Direktor hat sich sehr freundlich und mit großem Interesse seiner angenommen."

„Ei, da kann er sich gratulieren, und daß er an einem solchen Ort wie Frankfurt ist, gleich eine Anstel-

lung bei der Oper gefunden hat, gerade wie er sie wünschte, ist auch kein Spaß! — Er hat Glück! — Er scheint überhaupt Glück zu haben!" flüsterte er mir halblaut zu, mich freundlich ansehend. Ich war wie verdutzt. In meinem jugendlichen Enthusiasmus für ihn hatte ich mir eingebildet, er müsse immer erhaben wie aus Wolken zu mir sprechen. Nun stürzte die mühselige, ganz gewöhnliche Galanterie mich aus allen Himmeln. Aber meine Blödigkeit war dadurch verschwunden, ich lachte und fragte „meinen Sie?"

„Gewiß! — Aber ist Ihnen nicht bange?"

„Bange, wovor?"

„Der Eduard ist jung, hübsch, etwas sentimental, das ist gefährlich; ach, Sie glauben nicht, wie leicht die Männer beim Theater verdorben werden." Er nahm eine höchst drollige, besorgte Miene an.

„O doch, ich habe schon oft davon gehört," antwortete ich, ihn beziehend ansehend.

„Eduard ist ein stilles Wasser," fuhr er fort, „denen ist am wenigsten zu trauen, — und die Damen in Frankfurt sollen alle sehr hübsch sein."

Wieder dieselbe Neckerei, die ich immer hören mußte. Ich fühlte, so dumm es auch war, doch auch wieder dieselbe abscheuliche Regung von Eifersucht. Ich bekämpfte sie aber tapfer und sagte: „Ei nun, da muß ich's schon darauf ankommen lassen, wer ihm besser gefallen wird."

„Da ist nicht schwer zu wählen," flüsterte er, nahm meine Hand und streichelte sie.

„Aber die Männer, die Männer sind gar veränder-

lich, Eduard ist ganz ohne Erfahrung." Ich unterbrach ihn, zog meine Hand aus seiner etwas weichlich warmen, und sagte: „Eduard ist nicht wie die gewöhnlichen Männer; daß er jung und unerfahren ist, gefällt mir gerade, auch merk' ich nicht, daß die Erfahrung so viel gescheiter macht."

„Sie sollten mich heiraten," sagte er plötzlich, „ich passe weit besser für Sie, als Eduard."

„Ach Gott bewahre mich," rief ich von der einen Seite und, „na, das wär nich übel," Tante Hoffmann von der andern Seite. Dieser Schreckensschrei erregte allgemeines Gelächter.

„Brr—rr, bin ich denn so fürchterlich? So ganz übel bin ich gar nicht," und dabei fing er an all seine Vorzüge aufzuzählen. Er nannte Eduard viel zu ernst und melancholisch für mich, ahmte dabei seine Haltung, Sprache und Miene auf die frappanteste Weise, wenn auch ein wenig karrigiert, nach. Es ärgerte mich eigentlich, und dennoch mußte ich lachen; er machte aber auch alles so pikant und dabei so ohne jede Spur von Bosheit, daß ich ihm nicht böse sein konnte. Nun kam es mir aber doch wie Verschwendung vor, den ausgezeichneten Mann nur so in allergewöhnlichsten Gesprächen zu verbrauchen. Ich faßte mir ein Herz und sagte ernst: „Sie vergessen den einzigen Vorzug zu erwähnen, den Sie wirklich vor Eduard haben."

„Und der wäre?" fragte er lebhaft.

„Daß Sie ein vollendeter großer Künstler sind und Eduard nur erst Anfänger. Er sah mich einen Augenblick mißtrauisch fragend an.

Jetzt war ich mutiger: „Ja, sagte ich, Sie können es kaum denken, wie mich Ihr Spiel erschüttert und zur höchsten Begeisterung fortgerissen hat. In jeder Ihrer Rollen, ich weiß nicht ob mehr im Trauerspiel oder im Lustspiel, und daß Sie so gar nichts dem dummen Publikum zu Gefallen, gar nichts für den Beifall tun, das ist es, was mir an Ihnen so gefällt."

„Dafür verdiene ich kein Lob," fiel er rasch ein, „denn ich weiß nichts vom Publikum, wenn ich spiele."

„Das ist ja eben so schön!" rief ich freudig.

Er ward sehr bewegt; mit leuchtenden, feuchten Augen pries er seine Kunst und das Glück, ein Künstler zu sein. Er hatte das Bestreben, ganz hingebend und frei sich auszusprechen, aber er brachte es nicht zustande; ihm fehlte das Wort, er konnte den Ausdruck nicht finden, so ernst er es auch empfand. Man fühlte, seine Bildung hielt mit seinem Genie nicht Schritt. Seine liebenswürdige Naivetät war ich damals noch nicht imstande ganz zu begreifen, und mir erschien alles was er sagte weit hinter seinen Leistungen zurückzustehen.

Onkel Louis hatte wohl Recht, es war allerdings viel Glück, daß Eduard in Frankfurt gleich eine solche Anstellung gefunden hatte, die ihn in den Stand setzte, Reise und Aufenthalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Schelble hatte Eduard sechsmonatliches Engagement beim Theater verschafft. Die Theaterdirektion schickte ihm gleich nach seinem ersten Auftreten als Barbier (Rossini) vier für ihn ganz neue Rollen, die er binnen 14 Tagen studieren sollte. An Tätigkeit fehlte es ihm also nicht. Nach jenem ersten Auftreten hatte er mir geschrieben:

Es ist geschehen und glücklich, meine Therese, der Anfang ist gemacht. Ich habe gestern als Barbier außerordentlich gefallen, hätt ich Dich nur gleich danach sehen, mir Dein Lob, Deine Liebkosungen, die sonst so sparsam sind, dafür holen können. Aber ich wußte, daß Du, sowie alle meine Lieben, gestern recht herzlich meiner gedacht; Du hast gewiß oft nach der Uhr gesehen, und danach bemessen, bei welcher Szene ich jetzt wohl sein möchte. Morgen ist nun ein entscheidender Tag, etwas Unerhörtes wird gewagt, ein Anfänger wagt sich an des größten Komponisten größtes Werk. Ich soll den Don Juan geben. Gott stärke mich! — Der Zufall hat die Vorstellung auf den 13. gestellt, ich nehme es für eine günstige Vorbedeutung; der 13. hat mir das größte menschliche Glück gebracht, vielleicht ist er auch dem Künstler hold.

Am 14. schreibt er: Es war nichts, wie ich befürchtete. Die Aufgabe war noch zu schwer für mich, wie sich's versteht. Es ist applaudiert und gezischt worden. Deshalb hast Du Dich aber meiner nicht zu schämen; Sachverständige haben mich versichert, daß ich manches gut gemacht habe, und daß überhaupt mein Gesang gut gewesen sei. Gestern abend war ich mißmutig, aber heute ist es vorbei, ich sehe die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte; wie will ein junger, unerfahrener Mensch gleich das Höchste gut ausführen, und zum ersten Male? Gewiß, die Lektion schadet mir nichts; wenn ich gefallen hätte, hätte ich ja auch unerhört eitel werden müssen. Genug also, ich habe viel gelernt bei dieser Rolle und werde künftig nicht wieder so vorwitzig sein.

Freilich konnte ich anfangs die Bitterkeit der Empfindung nicht verwinden; und doch fand ich mich an Eduards großer, echt künstlerischer Haltung bei dieser Gelegenheit bald wieder zurecht.

Ein Billet von Auguste, das mir eines Morgens früh zugeschickt wurde, brachte bei uns allen große Aufregung hervor. Sie teilte mir mit, daß sie Braut sei, sie habe sich gestern mit dem jungen **Wagner**, dem Sohn eines reichen und angesehenen Hofjuweliers verlobt. Ich hatte es längst erwartet, denn sie hatte mich zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht, natürlich lief ich gleich zu ihr hin, fand die ganze Familie in glücklichster Stimmung, besonders die gute, treue Tante **Hoffmann**, Stiefschwester des Vaters, die aus der Rührung gar nicht herausfinden konnte, ihren Liebling Auguste so strahlend schön zu sehen. Der Bräutigam ward mir vorgestellt, ein hübscher Mann von energischem, etwas durchgreifendem Wesen, das mich zuerst ein wenig erschreckte, mir später aber das Gefühl des Übergewichts seines Verstandes gab; wir wurden gute Freunde bis an sein Lebensende.

Mendelssohns waren von ihrer Schweizerreise zurückgekehrt und hatten geschickt, es mich wissen zu lassen. Ich lief hinüber, die langentbehrten Freunde zu begrüßen. Sowie die ersten gegenseitigen Fragen beantwortet waren, zog mich Fanny auf ihr Zimmer.

„Zuerst nimm hier diese Kleinigkeit, die ich dir aus Frankfurt a. M. mitgebracht habe,“ sagte sie, mir ein niedliches Flortuch und ein Flacon reichend.

„O wie hübsch! Ich danke! — aus Frankfurt a. M.?“

„Ja ich habe dort auch jemanden gesehen und gesprochen.“ —

„So?“ sagte ich mich gleichgültig stellend, „wen denn?“

„Ei, warum wirst du denn so rot? Einen hübschen, blonden jungen Mann.“

„Es gibt viele blonde Männer.“

„Ja, wenn du es nicht erraten kannst, muß ich es dir sagen. Der junge Devrient war es! —“ sie sah mich lächelnd prüfend an.

„Ach ja — ich weiß: der ist in Frankfurt.“

„Ach — also das weißt du, nun dann wird es dich wohl interessieren, von ihm zu hören, daß er gesund ist, blühend aussieht und von den Damen sehr interessant gefunden wird.“

„So — das freut mich!“

„Mir scheint, nicht allzusehr,“ sagte sie lachend, „bist du etwa eifersüchtig?“

Wahrhaftig wieder dieselbe Neckerei, es war zum Verzweifeln! Ich schwieg. Fanny umfaßte mich — „nun, du bist ja plötzlich so still geworden?“

„Ach Fanny, wie du mich quälst!“

„Warum bist du auch so geheimnisvoll? — Du brauchst es gegen mich nicht zu sein, ich hab' es längst gemerkt, daß ihr euch liebt, und mich herzlich darüber gefreut.“

„Ja! Ja?“ rief ich froh, mein bedrückendes Schweigen brechen zu können, „ja, wir lieben uns, und seit dem Februar sind wir verlobt, und wenn er glücklich zurückkehrt von seinen Reisen, soll alle Welt es wissen, daß wir uns lieben.“

Ich mußte mich zu ihr setzen, und recht ausführlich erzählen. Alles wollte sie wissen. Ob er oft zu mir gekommen wäre — was er gesagt, als er um mich angehalten habe, — ob er zärtlich sei; und wenn ich nun verlegen ausweichende Antworten auf diese wunderlichen Fragen gab, sagte sie immer in einem sehr altklugen Tone: „Komm, komm, sei kein Kind, erzähle mir ordentlich und genau.“ Da ich einmal zu plaudern angefangen hatte, machte es mir selbst bald so viel Freude, von Eduard sprechen zu können, daß wir schwatzten und schwatzten, ohne zu merken, wie es indes ganz dunkel geworden war. Der Bediente schreckte uns auf, indem er uns zum Abendessen rief.

Während wir Hand in Hand über den langen Korridor zum Wohnzimmer gingen, sagte Fanny: „Schreibe Eduard, daß du mich zur Vertrauten gemacht hast, und ob es ihm auch recht ist. — Ich wüßte gar zu gern, wie er über mich denkt, und ob er mich wohl leiden mag.“

„O, das kann ich dir sagen, ich weiß, daß du ihm sehr gut gefällst — ich bin schon mal ein paar Tage auf dich eifersüchtig gewesen.“

„Ach, wie dumm!“ sagte sie lachend und blieb stehen, denn wir waren jetzt an der Türe. „Nein ich besitze keinen einzigen von all den reizenden Fehlern, die Eduard so liebenswürdig bei Frauen findet, wie er sich einmal gegen uns äußerte; dir hingegen sind sie in reichem Maße zuteil geworden.“

„Danke schön,“ sagte ich.

„Nun komm aber geschwind, die Eltern werden böse.“

Ganz geblendet traten wir aus der Dunkelheit in

das helle, trauliche Wohnzimmer, wo wir die Familie schon um den Abendtisch versammelt fanden. Die Mutter empfing uns mit einigen Verweisen, der Vater lächelte, Felix kniff die Augen zusammen und blinzelte uns fragend an, Rebekka sagte einige spitze Reden. Wir aber kehrten uns an niemand und fühlten uns stolz im Besitze unseres wichtigen Geheimnisses.

Welchen Genuß, welchen Nutzen gewährte mir der Verkehr im Mendelssohnschen Hause, wieviel Berühmtheiten lernte ich hier kennen. An den größern Gesellschaftsabenden machte es mir allein schon Spaß, mich mit Rebekka der Flügeltüre gegenüber ins Fenster zu stellen, und die eintretenden Gäste zu beobachten. Mein alter Zelter im Frack und in der weißen Halsbinde sah sehr stattlich aus; sein derbes, offenes Gesicht und die große, kräftige Gestalt bildeten einen rechten Gegensatz zu Monsieur Spontini, der im grünen Frack, schwank und schmal, wie ein Schilfrohr sich hereinbewegte. Madame Spontini, im langen, weißen Mullkleid, den kostbar gewirkten, goldgelben Schal wie einen Mantel darübergehängt, lehnte graziös an seinem Arm. Ich habe die Namen fast all der Virtuosen vergessen, die ich dort zu bewundern Gelegenheit hatte; erinnerlich ist mir nur noch der bleiche Paganini mit dem langen, schwarzen Haar, der den vielleicht längst verschmerzten Kummer in seinen Gesichtszügen festhalten mußte, um seinem interessanten Porträt ähnlich zu bleiben. Dann steht mir auch der kleine, untersetzte Bouchée deutlich vor, der sich viel auf seine Ähnlichkeit mit Napoleon I. zugute tat, und in Konzerten vor Beginn des Musikstückes dessen bekannte

Stellung nachahmte. Wenn er all seine Narrheiten, die bei Mendelssohns schlecht angebracht waren, zu Hause ließ, war er ein höchst anziehender Violinspieler. Er, wie seine Frau waren sehr beliebt dort; denn daß er Zucker naschte, hinderte nicht, ihn gern zu sehen. Sehr komisch war Madame Mendelssohns Ausruf, wenn er gemeldet wurde: „Kinder, Bouchée kommt, bringt den Zucker in Sicherheit!“

Von den Gelehrten sind mir nur zwei deutlich im Gedächtnis geblieben: Alexander v. Humboldt und Eduard Gans. Für den ersten schwärmte ich, und wenn man ihm auch vielleicht mit Recht den Vorwurf machen konnte, er lasse niemals jemanden zu Worte kommen, so schien mir das kein Verlust; denn er sprach so geistreich amüsant, so voll feinen, oft sehr scharfen Humors, daß man mit Freuden ihm immer zuhörte. Professor Gans' scharfer Geist, sein Wissen und seine Herzensgüte hörte ich immer sehr rühmen; allein er hatte einen krausen, runden Wollkopf und kam stets mit einer sehr lauten, wie mir schien etwas anmaßenden Rede schon ins Zimmer herein; für mich war das damals Grund genug, ihn nicht gern zu haben.

Unter den Frauen waren es die Hofrätin Herz und Rahel von Varnhagen, die mein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahmen. Frau Herz war eine imposante Gestalt; ihr edles, regelmäßiges Gesicht zeigte ebensoviel Verstand als Herzensgüte. Sie beherrschte angeblich sieben Sprachen und benützte diese Fähigkeit auf die schönste Weise, indem sie täglich arme Mädchen mit unermüdlichem Eifer unterrichtete. Ich selbst kannte

mehrere, welche durch sie in den Stand gesetzt waren, sich ihren Unterhalt zu erwerben. An Rahel liebte ich den tiefen, ausdrucksvollen Blick ihrer Augen und den wohltuenden Ton ihrer Stimme. Die Wirtschaft aber, die ihr Mann mit ihr machte, widerte mich an. Oft wenn wir im großen Gartensaale bei Mendelssohns munter plaudernd mit der Arbeit saßen, meldete der Diener Herrn und Frau von Varnhagen; dann tat sich die Türe auf und Herr von Varnhagen trat groß und vornehm herein, die kleine, breite, mühsam gehende Frau feierlich am Arm führend. Zwischen den Fingerspitzen trug er zierlich ein buntgesticktes Kissen. Der Diener mit zwei andern lief voraus und schob einen Lehnstuhl zurecht. Herr v. Varnhagen ließ seine Gattin, die auf dem Wege dahin freundlich grüßte, in den Sessel nieder, nahm dem Diener die Kissen ab, schob eines unter ihre Füße und legte das andere hinter ihren Rücken. Ein liebevoller Blick von ihr lohnte seine Bemühung. Dann trat der verehrerische Gatte hinter ihren Stuhl und zog leise sein Taschenbuch hervor, um jede ihrer Reden gleich niederzuschreiben. Als das Gespräch mit andern ihn einmal von der Stelle fortgelockt hatte, und er in ihrer Nähe sprechen und lachen hörte, stürmte er eiligst herzu mit dem Rufe: „Was hat sie gesagt? — was hat Rahel gesagt?"

„Was meinst du," fragte ich Rebekka, „wenn immer hinter uns jemand stünde und alles, was wir sagten, niederschriebe?"

„Nun," antwortete sie in ihrer klugen, kecken Weise, „wenn wir so viel sprächen, und uns so wenig scheuten

alles auszusprechen, würde auch manch gescheites Wort von uns zu berichten sein."

Die schwere Zeit der Trennung war vorüber. Mit welcher Empfindung ich am letzten Abend den Tag in meinem Buche ausstrich, kann man sich wohl denken. Eduard kehrte zurück, treu, gut, unverändert. Wir hatten uns wieder, und nur in der ersten Stunde fühlte ich mich fremd und scheu. Bald aber schien es mir, als wären wir nie getrennt gewesen, wären vertrauter, weit inniger vertraut noch als zuvor. Aber nicht nur für mich fand ich ihn unverändert, auch in seiner künstlerischen Tätigkeit wie in seinem gesellschaftlichen Benehmen sah ich keinen merklichen Unterschied gegen früher. Es machte mir Spaß zu hören, wie der eine seine Stimme weit stärker, der andere sein Auftreten viel freier fand. Ich widersprach nicht, denn es kam ihm ja zugute.

Leider konnten wir viel weniger bei einander sein, als wir so sehnlichst gewünscht und gehofft hatten.

Die Wahl eines Predigers für meinen Religionsunterricht bildete jetzt fast immer den Gegenstand unserer Unterhaltung. Es war nicht leicht, einen passenden Mann zu finden, der all den Anforderungen, die Eduard stellte, genügt hätte. In seiner Sorge prüfte, forschte und wählte er so lange, daß ein Monat nach dem andern darüber verstrich. Endlich hatten wir einen Lehrer gefunden, einen als Freund Schleiermachers wohlempfohlenen Mann.

Es war Januar [1823] und bitter kalt, als Mine und ich zu ihm gingen. Er wohnte sehr entfernt; wir hatten fast die ganze Stadt zu durchwandern. Die Wichtigkeit dieses Ganges lag mit solcher Schwere auf mir, daß es mir fast den Atem nahm. Wir sprachen kein Wort und gingen still mit unsern Gedanken beschäftigt nebeneinander her.

Meinen Glauben wollt' ich hingeben, einen Glauben, dem ich der Ausübung nach längst nicht mehr angehörte, und der mir jetzt, da ich ihn lassen sollte, lieb war wie ein alter Bekannter, an den uns nichts als die Gewohnheit fesselt, und der dennoch in der Abschiedsstunde uns wert und teuer erscheint. Und wußte ich denn so gewiß, ob diese neue Lehre mit ihren ernsten, strengen Forderungen, der Selbstverleugnung und Demut, mir Ersatz geben würde für die, welche ich lassen wollte. Ich war so glücklich ruhig, so frei gewesen, hatte mich nirgends beschränkt durch einengende Formen gefühlt. Meine Kirche war überall, wo ich zu Gott betete, mein Vertrauen und meine Zugehörigkeit zu ihm war so fest, so unerschütterlich, daß ich keines Vermittlers bedurft hätte. Aber ich verwarf alle Zweifel, alle Fragen, dem Christentum wollte ich angehören. Eduards beseeligender Glaube, den ich durch ihn als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens kannte, sollte auch der meine werden.

An dem Morgen, an welchem ich zum erstenmal zum Unterricht ging, überfiel mich eine sonderbare Spannung und Verlegenheit, als ich Mutter „Lebewohl" sagen wollte. Ich wußte, daß sie, wenn auch seit frühester Jugend nicht nach den Gebräuchen und Vorschriften der

jüdischen Religion lebend, dennoch mit frommer Hingebung ihr zugetan war, und daß der Schritt, den ich jetzt zu tun mich entschlossen hatte, notwendig die Sorge bei ihr erwecken mußte, ob nicht von nun an manches sich zwischen uns stellen würde, was unser schönes, inniges Verhältnis stören könnte.

Ich stand zögernd vor ihr. Sie mochte mir wohl ansehen, was in mir vorging, denn sie reichte mir die Hand und sagte: „Geh' in Gottes Namen, mein Kind, und wenn du nach Hause kommst, erzählst du mir, was du gelernt hast.“ — „Ja, ja, das will ich,“ rief ich entzückt; ich konnte vor Rührung nichts weiter sagen, drückte ihr die Hand und lief hinaus. Draußen aber dachte ich mir es aus, wie ich all das Göttliche, das ich nun empfangen würde, ihr mitteilen wollte. Inbrünstig betete ich zu Gott, meinen Sinn aufzuklären, mein Herz zu erleuchten und mich fähig zu machen, ihr von dem Reichtum zu geben, der meiner wartete.

In dem kleinen, freundlichen Zimmer des Predigers standen zwei Stühle an einem Tischchen, auf welchem das Neue Testament lag. Mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete ich das Buch, die Quelle des Heils. Wir setzten uns; mein Herz pochte heftig. Der Prediger schien gerührt von meinem Eifer und war überaus väterlich und liebevoll. Er bat mich, ehe wir begännen, ihm einiges von meinem Leben zu erzählen. Das war mir heute gerade recht, und ich schüttete mein ganzes überströmendes Herz voll Liebe und Glückseligkeit vor ihm aus. Lächelnd und voll Teilnahme hörte er mir zu,

reichte mir dann schweigend die Hand, und schon nach der ersten Viertelstunde waren wir die besten Freunde.

Der Unterricht begann. Er reichte mir das Buch und bat mich zu lesen, da er vom vielen Sprechen sehr angegriffen sei. Wir fingen mit dem Evangelium Matthäi, bei der Geburt Christi an. Das war mir nicht neu; ich sagte es ihm, und er beschränkte sich nur darauf, mir einzelne Reden und Wörter genauer zu übersetzen, verständlicher zu machen, und versuchte mir die Erscheinung des Sternes, dem die weisen drei Könige nachgingen, natürlich zu erklären. Mir schien dies unnütz; indessen bewunderte ich seine Gelehrsamkeit, staunte über sein vieles Wissen und freute mich auf die spätern Unterrichtsstunden.

Mein heutiger Bericht an Mutter war nur kurz. Ich wiederholte, was ich eben gelernt hatte, erzählte ihr die Geburt Christi, merkte gleich, welchen Eindruck die heiligen drei Könige, die in ihrer frommen Einfalt dem Sterne nachgingen, auf sie machten, und wußte, daß es nicht nötig sei, ihr das auch natürlich zu erklären. Ihr schien dies Wunder ganz natürlich.

In der nächsten Stunde lasen wir das Kapitel weiter; o wie göttlich! Ich war ganz erschüttert. „Wie ist nur möglich," fing ich an, als ich das Buch weggelegt hatte, „daß die Menschen diese klare, verständliche Lehre, so verdrehen und verderben konnten? Wenn man bedenkt, daß im Namen dieser sanften, milden Religion die fürchterlichsten Greuel geschehen sind, begreift man es gar nicht. Aber nicht wahr, Herr Prediger? Der Hochmut ist doch wohl an allem Schuld, erst der Hochmut der Juden, die sich für die Auserwählten

hielten, dann der der Christen, die den Himmel und die künftige Seligkeit, für sich allein errungen glaubten."

„Allerdings ist leider sehr viel Hochmut unter den Christen, deren Haupttugend Demut sein sollte; indessen dürfen Sie den Glauben der Christen, daß ihre Religion die alleinseligmachende sei, nicht als Hochmut bezeichnen. Niemand kann zum Vater kommen als durch mich, sagt der Erlöser."

„Er meint, wer in seinem Sinne, nach seiner Lehre lebt, —"

„Wer an ihn glaubt — mit einem Wort, wer Christ ist!"

„Nur wer Christ ist, Herr Prediger? — und für alle übrigen wäre das Himmelreich verschlossen? —"

„Allerdings!"

„Unmöglich, das wäre ja lieblos und ungerecht; — also ein Mensch, der fromm und gut ist — in Liebe und Sanftmut sein Leben hingebracht hätte, wäre ausgeschlossen von der ewigen Seligkeit, weil er zufällig als Jude geboren ist, jüdische Gebräuche ihm anerzogen sind? — wenn ich z. B. jetzt stürbe — oder — was red' ich denn von mir — wenn meine liebe, gute Mutter jetzt stürbe, so glauben Sie, Herr Prediger, Gott würde seinen Himmel ihr verschließen? —"

„Sachte, sachte! nur nicht so lebhaft, liebes Kind! Es schmerzt mich, wenn ich Ihnen weh tue, aber ich muß Sie vor allen Dingen bitten, diese freigeistige Religion, die Sie sich selbst gebildet haben, aufzugeben, und ohne Vorbehalt der Lehre Christi sich zuzuwenden." Mit großer Bestimmtheit setzte er mir nun auseinander, wie nur

durch Christus, den Vermittler, der das Kreuz auf sich genommen habe, und für die Erlösung gestorben sei, die Seligkeit gewonnen werden könne, und wie nur die Christen, die an ihn glaubten, Anspruch darauf hätten. Die unerschöpfliche Güte Gottes aber würde gewiß den Nichtchristen nach ihrem Tode auf irgend eine Weise Gelegenheit geben, das Christentum anzunehmen, und sie so, wenn auch später, dennoch der Gnade des Erlösers teilhaftig machen."

Ich verstummte; Tränen traten mir in die Augen; ich weiß nicht, ob vor Wehmut oder Entrüstung. Er suchte noch lange mir seine Überzeugung klar zu machen, verteidigte und erklärte sie durch tausend gelehrte Wendungen, denen ich schweigend und nur dem Scheine nach aufmerksam zuhörte.

Als die Stunde vorüber war, ich allein draußen auf der Straße, brach mein ganzer Zorn gewaltig los. „Herr, mein Gott, dachte ich, wie kannst du Geduld haben mit all der Verkehrtheit und dem Unsinn der Menschen." Ich haßte eine Religion, die solchen Verdrehungen Anlaß geben, die so hochmütiges Überheben gestatten konnte. Ja, ich war so aufgeregt, daß ich in dem Augenblick eher Eduard entsagt hätte, als falsch und unredlich zu einem Glauben mich bekannt, der mir so zuwider war.

Ich hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt und mußte stillstehen, um Atem zu schöpfen. Was soll ich Mutter heute sagen? — mit Schrecken fiel mir der Ausspruch des Predigers ein. — Ich ging langsam, um zu überlegen, ich rekapitulierte noch einmal alles, was wir in der Stunde durchgenommen, natürlich auch das

Evangelium, das ich gelesen. Ach! dachte ich ganz erschüttert, von freudiger Rührung, wie konnt' ich mich auch so irre machen lassen; darin steht ja alles, was ich brauche, was kümmert mich das Drehen und Formen der Menschen, seine Worte, unverfälscht und göttlich, will ich ihr sagen, die soll sie in sich aufnehmen. Ich weiß jetzt, was ich Mutter heute lehren muß. Und während ich mir einbildete, in meinem Innern die Worte des Heilandes nur für sie zu sammeln und zu ordnen, merkte ich nicht, wie ich mir selbst dadurch geholfen hatte.

„Nun, mein Kind, wie war es heute?" fragte Mutter, als ich ins Zimmer trat. Ich zeigte auf Mine und Lore, die mit der Arbeit am Fenster saßen, sie verstand mich, und sagte leise: „wir wollen in die Küche gehen, da sind wir allein."

Es brannte ein helles Feuer auf dem Herde; Mutter legte noch etwas Holz auf und rief mich heran. „Komm, hier ist es warm." Wir stellten uns vor den Herd, und während ich — verlegen, wie ich beginnen sollte, mir die Finger wärmte und rieb, sagte sie: „Nun, so sprich doch, Kind, ich bin heute recht begierig." „Vom künftigen Leben haben wir gesprochen," fing ich an und blickte in die Flamme.

„So — nun das sage mir, das ist ja gerade das Wichtigste," und andächtig ihre Hände übereinander legend, sah sie wie ein lernbegieriges Kind mich an.

„Der Prediger sagte," begann ich nun sehr ungeschickt, „nur durch den Sohn kann man zum Vater kommen, nur wer an Christus glaubt, wird selig werden."

Mutters Gesicht bekam einen unbeschreiblich rührenden Ausdruck.

„Das heißt, verstehst du Mutter, wer in seinem Sinne lebt, wer seinen göttlichen Lehren folgt, ihm ähnlich ist — der wird selig werden, er sei Jude oder Christ," sagte ich so überzeugend und mit einer Art von Trotz, daß mein Prediger sich entsetzt haben würde, hätte er den Erfolg seiner Bemühungen hören können.

„Mutter!" fuhr ich eifrig fort, „kann denn noch ein Zweifel möglich sein — Christus sagt: ‚Nicht alle, die Herr, Herr zu mir sagen, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.' Dann sagt er ein andersmal: ‚Selig sind, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen.' Ach, er ist so mild, sanft und gerecht; seiner Lehre zu folgen, ist die höchste Aufgabe der Menschen. Moses lehrt uns: Liebt eure Nächsten, aber unsere Feinde zu lieben, lehret er uns nicht. Jesus aber sagt: ‚Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.' — Mutter, das ist die Aufgabe der Christen."

„Es ist wundervoll, mein Kind, aber schwer, sehr schwer," seufzte sie.

„Ei, laß es uns nur versuchen Mutter, wir wollen mal sehen, wie weit wir's damit bringen; schon der Wille, der Versuch, ist ein Gewinn!"

„Ja, das will ich, mein Herze, das will ich gerne," sagte gerührt mein frommes Mutterchen. „Ach, wie ist es so schön, daß du das alles lernst, und was muß der Prediger, dein Lehrer, für ein prächtiger Mensch sein."

Ich nickte ihr lächelnd zu und dachte: „Nun, mein

Herr Prediger, wer heut dem Christentume mehr genützt hat, Sie oder ich, das möcht ich vor dem Gericht des heiligen Geistes wohl entscheiden lassen."

Unser gegenseitiger Religionsunterricht dauerte fort. Mutter war unermüdet zu fragen und zu hören, ich erlangte immer mehr Gewandtheit, das, was ich gelernt hatte, in veränderter Form ihr mitzuteilen.

Es tat mir eigentlich weh, gegen den mir so wohlwollend väterlich gesinnten Lehrer unwahr sein zu müssen, aber ich fühlte die Notwendigkeit zu schweigen, denn ich hätte ihn beleidigt, ohne zu nützen. Nur einmal ließ ich mich doch noch hinreißen und verstimmte ihn ganz entsetzlich dadurch.

Es war bei Gelegenheit der Wunder, die er sich bemühte, mir alle auf natürliche Weise zu erklären. Besonders lange verweilte er bei der Hochzeit von Kana, bei welcher die Verwandlung des Wassers in Wein ihm große Schwierigkeiten machte. Es war mir unbegreiflich, daß er gar nicht merkte, wie sehr er seinen Wundern dadurch schadete. Er verwickelte sich so in Widersprüche, daß ich ihm zu Hilfe kommen wollte, und sagte: „Ach, lassen sie es gut sein, Herr Prediger! ich brauche die Wunder nicht, mir erscheinen sie unnütz und unbedeutend. Ich glaube gern und von ganzer Seele an die Göttlichkeit Christi, und das ist doch wohl das Wichtigste."

Da ward der sonst so sanfte Mann sehr finster und strenge, wie ich ihn nie gesehen hatte, sagte er: „Der Wunderglaube ist das wesentlichste Erfordernis des Christentums."

Ich schwieg und gelobte mir, niemals wieder, so

lange auch der Unterricht noch dauern würde, meine Ansicht offen auszusprechen.

Ich war recht in tiefster Seele betrübt und schüttete mein ganzes Herz voll Wundersorgen gegen Eduard aus, als er abends zu mir kam. Er umfaßte mich und sagte zärtlich mich tröstend: „Mein liebes Herzchen, wenn dir sonst nur die Göttlichkeit Christi klar und lebendig geworden ist; wenn du an ihn und seine Lehren glauben kannst, will ich dir die Wunder alle gerne schenken."

Ich fühlte mich von einer schweren Last befreit.

Ich lernte und lehrte nun ungehindert fort. Eines Momentes aus diesen lieben Unterrichtsstunden erinnere ich mich genau. Als ich Mutter die Kreuzigung Christi und seine Geduld und Sanftmut während der Leiden und Qualen schilderte, als ich ihr seine Verklärung beschrieb und seine letzten Worte sagte, brach sie in heftiges Schluchzen aus. „Gott! Gott!" rief sie, „und den konnten sie kreuzigen!"

Mutters Erschütterung wirkte auch auf mich, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und so saßen wir beide nach 1800 Jahren und weinten um den gekreuzigten Erlöser, als wäre er gestern gestorben.

Mein Religionsunterricht war indessen so weit vorgeschritten, daß der Einsegnung nichts mehr im Wege stand, und der Tag bestimmt werden konnte. Es war der 11. Juni [1823], ein heller, sonniger Morgen. Weiß gekleidet stieg ich mit Loren in eine große Kutsche, holte Fanny, die ich mir als Zeugin erbeten hatte, ab, und so fuhren wir durch die geräuschvollen Straßen nach der

Kirche, an deren Eingang Eduard und sein Vater schon auf uns warteten. Sehr beklommen und ängstlich trat ich ein. Die kleine, leere Kirche sah ungemein friedlich und feierlich aus. Der Prediger im Ornat kam mir entgegen und reichte mir herzlich bewegt die Hand, der Küster betrachtete mich mit einem kuriosen Ausdruck vom Kopf bis zu den Füßen, wahrscheinlich weil ich ganz gegen die Gewohnheit der damaligen Zeit ein weißes Kleid trug; er sah aus, als versuche er, durch seine jammervolle Miene den mir fehlenden Traueranzug zu ersetzen.

Der Prediger stellte sich vor den Altar, auf welchem hohe Wachskerzen brannten. Ihre rötliche Flamme mischte sich mit den glänzenden Sonnenstrahlen, die durch die Bogenfenster drangen, und als ich kniend auf der untern Stufe zu dem Geistlichen aufblickte, stand er in dem wunderbaren Doppellichte wie in einem Heiligenscheine vor mir da. Geblendet mußte ich die Augen senken und hörte seine sanfte, leise Stimme wie ein fernes Summen. Aus dieser angenehmen Betäubung, zu welcher die allen Kirchen eigentümliche Atmosphäre nicht wenig beitrug, schreckten mich die Worte „Auferstanden und gen Himmel gefahren", die er lauter, beziehend und mit kräftigerer Betonung sprach. Ich hörte das Glaubensbekenntnis, welches ich durch mein „Ja" annehmen und bestätigen sollte.

„Herr, mein Gott!" rief ich angstvoll in meinem Innersten, „jetzt erleuchte mich, jetzt steh' mir bei, daß ich die Sünde des Meineids nicht auf mich lade."

Er war zu Ende, und sah mich ernst fragend an.

„Ja!" sagte ich mit freiem Herzen und mit reinem

Gewissen, wenngleich mit zitternder Stimme. Der beseligenden, erhabenen Lehre des Christentums gelobte ich mit ganzer Seele anzugehören; daß ich dies tat, wie ich sie zu fassen und aufzunehmen vermochte, — das fühlte ich hier an heiliger Stätte, vor dem Throne Gottes — das war keine Sünde. Der Herr, wußte ich, sah in mein Herz, und kümmerte sich auch nicht um die Form, welche doch nur Menschen erfunden hatten. Der Prediger rief die Zeugen heran. Als ich Eduards Hand auf meinem Haupte fühlte, durchschauerte es mich, und mit tiefer Rührung empfing ich den Segen.

Mein guter, freundlicher Lehrer schüttelte mir noch einmal herzlich die Hand und entließ mich.

Eduard konnte uns nicht begleiten, er mußte zu einer Probe, der Vater in sein Geschäft. So fuhr ich mit Fanny und Lore, welche den ganzen Weg über ernst und gedankenvoll dasaß, allein nach Hause.

Mutter kam uns schon auf der Treppe entgegen, sie war unbeschreiblich lieb und gut, küßte mich und führte uns ins Zimmer. Mine hatte ihre Arbeit fortgelegt, war besser gekleidet als gewöhnlich und kam mir mit lieber Freundlichkeit entgegen. Über den runden Tisch war ein weißes Tuch gebreitet, das Zeichen jeder Festlichkeit in unserm Hause. Schokolade und ein kleiner Kuchen stand darauf.

„Mutter, wie überraschst du mich; das ist ja allerliebst von dir!" sagte ich scherzend, um meine Bewegung zu verbergen.

„Ei, den Tag müssen wir doch wohl feiern," erwiderte sie, mich zärtlich ansehend. Da konnt' ich mich

nicht mehr halten. Ich fiel ihr weinend um den Hals und rief unter Schluchzen: „Du bist doch das beste, liebste Mutzelchen auf der ganzen Welt!“

Fanny war sehr gerührt, und als ich sie beim Fortgehen hinausbegleitete, sagte sie: „Du hast recht, Therese, deine Mutter ist ein wahrer Schatz von Sanftmut und Güte.“

„Nicht wahr!“ rief ich freudig, „und glaubst du nicht auch, daß alle Engel des Himmels einst bereit sein werden, ihre Seele zu empfangen?“ Fanny sah mich ganz erstaunt über meine Exaltation an, lächelte, küßte mich und ging.

Wenige Tage danach veröffentlichten wir unsere Verlobung. Die Freunde taten erstaunt über das längst erratene, nun enthüllte Geheimnis. Stolz schritt ich an einem sonnenhellen Vormittag zum erstenmal an Eduards Arm hinaus auf die Straße, verlegen die Wünsche und Grüße der Nachbarn erwidernd. Die glücklichen Tage gingen rasch vorbei.

Die nächste Zeit brachte große Veränderungen in unser gewohntes Leben. Ludwig, dessen Gesundheitszustand uns schon längere Zeit rechte Sorge machte, äußerte dringend den Wunsch, Mine noch einmal bei sich zu sehen, und da auch sie längst eine wahre Sehnsucht nach dem armen, kranken Bruder hatte, so waren wir natürlich gleich damit einverstanden, sie reisen zu lassen.

Kaum war ihre Zusage in Ludwigs Händen, als auch schon ein lieber Brief von ihm kam, voll Dankbarkeit und Freude über die Erfüllung seiner Bitte. Ansehnliches Reisegeld lag bei, und nach wenig Tagen sahen

wir Mine weinend vom Posthofe aus in dem hohen, engen Wagen mit vier Pferden in die dunkle Nacht hinausfahren.

Sie traf Ludwig weit kränker als sie erwartet hatte, und war recht froh, noch zu ihm gereist zu sein. Er legte ihren häufigen Briefen immer noch Zettelchen bei, die seine Freude über den lieben Besuch aussprachen. Seine häusliche Einrichtung gefiel ihr sehr; sie war durchaus nicht luxuriös, aber behaglich, alles wohl geordnet, und bequem. „Auch ein Hofnarr fehlt dem Hause nicht," schrieb sie, so wird nämlich ein häßlicher, grauer Papagei von Ludwig und all seinen Freunden genannt." Ein Schiffskapitän hatte vor Jahren den Vogel ganz jung aus Brasilien mitgenommen und sich auf den langen einsamen Seefahrten gern mit dem klugen Tierchen beschäftigt. Aber nicht der Kapitän allein, die ganze Schiffsmannschaft beeiferte sich, ihn plaudern, singen und pfeifen zu lehren. So kam es, daß „Lore" spanisch und portugiesisch sprach, französische Liedchen sang, alle Schiffskommandos auf englisch rief, und deutsch fluchte und schimpfte. Mehreremal hatte er mit seinem Herrn fast die ganze Erde umreist, auf der letzten Fahrt ward er zwischen eine Tür geklemmt, kam zwar mit dem Leben davon, war aber noch sehr elend, als der Kapitän sich in Hamburg zu einer neuen Fahrt rüstete. Er mußte sich von seinem kleinen, treuen Gefährten trennen, und schenkte ihn Ludwig, bei welchem er ihn am besten aufgehoben wußte. Diesem gelang es auch durch seine sanfte, liebevolle Pflege, das kranke Tierchen wieder gesund und fröhlich zu machen, und es bildete sich von dem Augenblick an das zärtlichste Verhältnis zwischen den beiden.

Minens Briefe wurden immer seltener, wurden immer trauriger. Die Erzählungen von der kleinen, grauen Lore, die anfangs niemals fehlten, hatten ganz aufgehört; nur einmal noch schrieb sie:

> Seit Ludwig das Bett nicht mehr verläßt, geht der Vogel nicht mehr in seinen Käfig noch auf die Stange; er sitzt Tag und Nacht unbeweglich auf dem Fußende von Ludwigs Bett.

Zitternd und in größter Spannung öffneten wir jedesmal die Briefe, da wir sicher Ludwigs Todesnachricht erwarten mußten. Bald ward diese schreckliche Erwartung zur Gewißheit. Als ich eines Mittags von meinen Stunden nach Hause kam, fand ich Mutter und Lore weinend bei einander sitzen, sie reichten mir stumm Minens Brief; ich warf mich schluchzend aufs Sofa. Ludwig, der gute, treue, sorgliche Bruder, war tot.

Auch von seinem treuen Gesellen berichtete der Brief: Als Mine am folgenden Morgen — die geliebte Leiche noch einmal zu sehen — wieder hineinging, sah sie mit Schrecken den armen, vergessenen Papagei noch auf dem Bettgestell sitzen, und unverwandt seinen Herrn anblicken. Sie machte sich Vorwürfe, Ludwigs Liebling vernachlässigt zu haben, und trat mit den zärtlichsten Worten schmeichelnd zu ihm. Der Vogel rückte fort, sie wollte ihn aufheben, er aber biß und wehrte sich tapfer. Mine mußte ihn, so schwer es ihr wurde, mit Gewalt von dem Bette entfernen. Sie versuchte nun, ihm all die Liebe, mit der Ludwig ihn verwöhnt hatte, zu ersetzen; vergebens, er war still und traurig, ja es war nicht möglich, ihm auch nur die geringste Nahrung beizubringen.

Alle seine Lieblingsspeisen, Näschereien wurden ihm herbeigeschafft; umsonst, er ließ sie unberührt liegen. Keinen Laut, keinen Ton konnte man ihm mehr entlocken, und nach wenigen Tagen fanden sie ihn eines Morgens tot neben seiner Stange liegen.

Unterdes lebten wir still und einsam. Außer unserer Trauer um Ludwigs Tod erwuchs uns auch manche Sorge aus diesem Verlust des geliebten Bruders, der uns so oft hatte Ratgeber und Helfer sein müssen. Ach, und zu alledem sollte ich mich wieder auf eine lange Trennung von Eduard gefaßt machen, dies — ich gestehe es frei — war für mich doch das Traurigste. Eduard wollte noch einmal eine Kunstreise unternehmen, um die berühmten italienischen Sänger in Wien zu hören, wo sie gerade einen Zyklus von Vorstellungen gaben. Fünf Monat wollte er fortbleiben; freilich sollte es unsere letzte Trennung sein, und nach Eduards und der Eltern Willen sollten wir nach seiner Rückkehr auf immer verbunden werden. Aber würde diese Zeit kommen? — durfte ich mich dem süßen Gedanken hingeben? — lag nicht eine Fülle der schrecklichsten Möglichkeiten dazwischen? — Mir schien in meiner jetzigen gedrückten Stimmung diese Trennung ewig — unüberwindlich, und ich war durch und durch melancholisch.

So holten wir geduldig wieder unsere kleinen Bücher hervor, und ich fand einen wehmütigen Trost darin, als ich die dick ausgestrichenen zurückgelegten Tage des vergangenen Jahres betrachtete.

Hensel, der schon seit längerer Zeit im Mendels-

sohnschen Hause bekannt war, hatte sich besonders durch seine allerliebsten Bleistiftzeichnungen sehr beliebt gemacht. Wenn wir abends zusammen plaudernd um den runden Tisch saßen, hatte er seine Mappe und sein elegantes Zeichenetui vor sich liegen und porträtierte Freunde und Bekannte, wodurch eine sehr hübsche Sammlung entstand.

Daß Hensel sich für Fanny und sie sich für ihn interessierte, hatte ich längst bemerkt, und es machte mir Spaß, meine sonst stets so vernünftige Fanny jetzt oft recht aufgeregt und unruhig zu sehen. Die Zeit seiner längst projektierten italienischen Reise rückte heran, und er konnte sich nicht entschließen Berlin zu verlassen, ohne sich des Liebsten versichert zu haben. Er gestand Fanny und den Eltern seine Liebe, warb bei ihnen um der Tochter Hand. Sie nahmen seinen Antrag freundlich auf, stellten aber die Bedingung, ein förmliches Verlöbnis bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. Dagegen konnte er nichts einwenden und reiste ab, um noch in Wien mit Eduard einige Wochen zu verweilen.

Es war mir sehr rührend, als Fanny bald nach seiner Abreise mir sagte: „Ich weiß, wie sehr Hensel Eduard liebt und ehrt, und darum bitte ich dich dringend, fordere ihn auf, seinen ganzen Einfluß zu verwenden, um den Freund vom Katholizismus fernzuhalten, denn das würde ein Grund sein, ich gestehe es dir frei, der uns auf immer von einander trennte."

Ich versprach, was in meinen Kräften stände, gewiß zu tun, und war als einzige Vertraute des Liebesgeheimnisses, nur noch enger mit Fanny verbunden.

Eduards Briefe aus Wien, die sehr häufig kamen, waren womöglich noch liebevoller, noch zärtlicher als im vorigen Jahre.

Eduard wie Hensel waren durch Mendelssohns den ersten Familien so gut empfohlen worden, daß sie die freundlichste Aufnahme dort fanden. Diese Zirkel erhielten einen ganz besonderen Reiz durch die Mannigfaltigkeit der Geladenen. Man sah dort die ausgezeichnetsten Gelehrten, Künstler, Geschäftsleute und Vornehme, sogar Grafen und Fürsten, und allen ward die gleiche Aufnahme zuteil.

Außer Hensel war auch der in Berlin so hoch gefeierte Schauspieler Pius Alexander Wolff, Goethes Schüler (aus der alten Weimarschen Schule), mit Eduard gleichzeitig in Wien. Sie besuchten zusammen die Theatervorstellungen, hatten sehr eingehende, für Eduard höchst lehrreiche Gespräche darüber, ergötzten sich miteinander im Prater, an dem echten Wiener Humor, und besuchten mittags dasselbe Speisehaus. Ein junger Wiener, Schauspieler und Literat, Sonnens setzte sich gewöhnlich mit an ihren Tisch, um, wie er sagte, die beiden Künstler zu genießen. Obgleich er ihnen oft lästig, war es doch nicht zu verhindern. Als Wolff Wien verließ, schrieb er Eduard auf ein Blatt:

> Lebe frei und unverdrossen,
> In der Künste schönem Licht.
> Froh genieße und genossen
> Werde nur von Sonnens nicht.

Zur Erinnerung an unser fröhliches
Beisammensein im Lande der süßen Eistorten.

Von den italienischen Vorstellungen konnte Eduard mir gar nicht genug sagen.

Sie singen und spielen fast alle, selbst die Untergeordneten, oft mit matten, schwachen Stimmen, vortrefflich. Der Hauptvorzug ihres Gesanges ist das häufige Atemnehmen. In einer Phrase, in welcher wir es einmal für ausreichend halten, tun sie es wohl dreimal, dadurch sprechen sie scharf und deutlich, und man spürt nie eine Ermüdung bei ihrem Singen. Du weißt, Zelter hielt schon viel darauf, sie gehen weiter.

Die Primadonna und der Tenor sind höchst anziehend, alle überragend aber ist Lablache, der neben all diesen technischen Vorzügen eine kolossale Stimme hat, umfangreich, klangvoll und höchst sympatisch. Dabei ist sein Spiel in den ernsten Rollen voll Adel und Empfindung, im komischen entzückend, z. B. als Barbier voll Grazie, Anmut und Schelmerei. Meine Begeisterung trieb mich zu ihm hin. Es machte ihm sichtlich Freude, auch daß ich italienisch mit ihm sprechen konnte, gefiel ihm. Er dankte mir, schüttelte mir einmal über das andere die Hand und lud mich zum morgenden Mittag in sein Hotel, wo er das Vergnügen haben würde, mir einen Teil seiner Kollegen und Kolleginnen vorzustellen.

Leider hatte Eduard hierbei einen recht wenig heroischen Abgang. Er fiel während der geräuschvollen Tafel, bei der alle Speisen in Öl gekocht waren, in Ohnmacht und merkte nur noch, wie der Riese Lablache ihn aufhob und auf beiden Armen wie ein kleines Kind hinaustrug, und die reizenden Signoras ihm nachkicherten.

Eduard hatte den Vater gebeten, sich nach einer

Wohnung für uns umzusehen, ein Auftrag, den der alte, liebe Herr mit Freuden übernahm. Jeden Tag lief er umher, sah, prüfte, verwarf und kam endlich eines Morgens sehr froh zu mir, mich abzuholen, die Wohnung selbst zu sehen, von der er glaube, daß sie die richtige sei. Mir war recht feierlich, als der Vater mir den Arm reichte und mich in eine, mir fast fremde Stadtgegend führte, die mir nun so heimisch werden sollte. Es war ein Eckhaus, gegenüber der jetzt längst niedergerissenen kleinen, alten Werderkirche (an deren Stelle nun die neue, aus Ziegeln erbaute steht). An der Kirche vorüber sahen wir weithin die Straße entlang auf einen Marktplatz, der sehr belebt war. Die Straße*) selbst war still und einsam. Welch ein wunderbares Gefühl war es mir, in den Räumen umherzugehen, in welchen ich bald ein neues Leben beginnen sollte, unter neuen Verhältnissen und Pflichten. Ich war natürlich ganz damit einverstanden, so mietete der Vater aus Furcht, sie zu verlieren, frisch darauf los.

Er und ich teilten Eduard gleich dies für uns so wichtige Ereignis mit. Er antwortete:

Also die Hütte unsers Glückes ist gefunden. Wie freue ich mich darüber, es ist ein so unaussprechlich wonniger Gedanke, das häusliche Glück an Deiner Seite vorzubereiten. Jedes Gerät, jede Anstalt, jede, jede Kleinigkeit werde ich mit heißer Liebe, mit einem heiligen, süßen Schauer begrüßen.

*) Werdersche Rosenstraße.

In diesem Sommer war ich ganz überbürdet mit Unterrichtgeben und hätte es schwerlich so geduldig durchgesetzt, wenn nicht gar vieles mich auch wieder entschädigt hätte. Daß ich jetzt nur Erwachsene und sehr liebenswürdige junge Mädchen und Frauen unterrichtete, machte es viel angenehmer und leichter, dann war das Honorar für meine Stunden mindestens um das Doppelte erhöht, so daß Mutter zu ihrer und meiner Freude einen nicht geringen Teil meiner Aussteuer dafür anschaffen konnte. Was aber mehr als alles andere mich spornte und trieb, war das Beispiel meiner Schwestern, die neben ihrer anstrengendsten Erwerbstätigkeit noch immer bis spät in die Nacht für mich nähten und stickten. Hätte ich mich da schonen können?

Noch vor Eduards Abreise hatte sein Bruder Karl sich mit der gefeierten Sängerin Wilhelmine Schröder, der ältesten Tochter der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, verlobt. Er kam jetzt mit ihr nach Berlin, um sie mit seiner Familie bekannt zu machen und sie dem Publikum in einigen Gastrollen vorzustellen, hiernach gleich seine Hochzeit im Hause der Eltern und Geschwister zu feiern und mit seiner jungen Frau eine Kunstreise anzutreten.

Am Tage der Ankunft des Brautpaares fuhren die Eltern, sämtliche Geschwister und ich in zwei Wagen hinaus auf ein nahe gelegenes Dorf, um die Ankommenden zu begrüßen und feierlichst zu empfangen.

Das Rollen ihres Wagens erlöste uns von langem Warten. Mit Hilfe des Postillions kletterte die ganz eingestaubte Kammerjungfer vom Bock herab, während aus

dem geöffneten Wagen, noch ehe Karl sie unterstützen konnte, die schlanke Gestalt der jungen Braut heraussprang. Sie umarmte uns, jung und alt, Mann und Frau, alle mit gleicher Zärtlichkeit. Wie bewunderte und beneidete ich diese unbefangene Freiheit des Benehmens. Sie setzte sich zu uns in den Wagen, und während der Rückfahrt schon war sie mit allen viel vertrauter als ich nach Jahr und Tag. Da es schon spät war, fuhren wir direkt mit zu den Eltern, die uns alle zu Tisch geladen hatten. Wilhelmine legte die Reisekleider ab, machte rasch mit Augustens Hilfe ein wenig Toilette und kam dann zu uns herein. Sie war groß aufgeschossen, mager, von bleicher, etwas gelber Gesichtsfarbe. Das tiefe Grübchen im Kinn, der kleine, trotzig aufgeworfene Mund, alles war mehr pikant als schön. Bei Tisch erschreckte mich ihr ausgelassenes, knabenhaftes Benehmen, und das Behagen, mit welchem sie die etwas freien Späße der Herren wie eine gewohnte Kost annahm, und dennoch überzog zuweilen ein Liebreiz, eine Jungfräulichkeit dies Gesicht, die von einer schönen Seele Zeugnis gaben und mich unwiderstehlich anzogen.

Zu Wilhelminens Gastrollen nahmen die Eltern ziemlich nahe der Bühne Sperrsitze für die ganze Familie und auch für mich. Der Abend ihres ersten Auftretens kam; sie gab die Agathe im Freischütz. Wir waren schon früh ins Theater gegangen und saßen in erwartungsvollster Spannung, die sich im Verlauf des ersten Aktes, worin Agathe ja nicht erscheint, noch steigerte. Das Ritornell des Duetts hatte begonnen, der Vorhang ging auf. „Ich habe sie mir hübscher gedacht," flüsterte

Auguste mir zu. Ich antwortete nichts, denn ich war schon ganz hingenommen. Da saß das schlanke, blonde Mädchen, weit zurückgelehnt in den hohen, alten Lehnstuhl, den Kopf in die Hand gestützt, so bange sinnend, daß ich kein Theater, kein Publikum mehr sah; ich fühlte mit ihr das Grauen in dem spukhaften Försterhause. Noch wie vom Schrecken überwältigt, wagt sie nicht, sich umzuwenden, wenn sie Annchen zuruft: „Laß das Ahnenbild in Ehren." — Sie war keine schmachtende, sanfte Agathe; ihr Jubel, wenn sie Max erkennt, ihr Vorstürzen mit den Worten: „All meine Pulse schlagen," schienen mir in ihrer Leidenschaftlichkeit zum erstenmal ganz wahr und natürlich. Das Gebet „vor Gefahren uns zu wahren, sende deiner Engel Scharen" sang und spielte sie so unbeschreiblich rührend und dabei mit einer Eindringlichkeit und Inbrunst, daß ich mich des Schluchzens kaum erwehren konnte.

Die zweite Rolle, Emmeline in der Schweizerfamilie, war ein Triumph ihrer Darstellungskunst; denn es gelang ihr, dem albernen Gedicht und der etwas süßlichen Musik eine Seite abzugewinnen, die das wärmste Interesse erregte.

Fidelio war ihre dritte und letzte Rolle; sie fiel auf den Abend vor ihrer Hochzeit. Es ist so viel und Bedeutendes über diese Darstellung geschrieben und gesagt worden, daß mein unbedeutendes, ganz persönliches Urteil keinen besonderen Wert haben kann. Nur eines will ich hervorheben: Alle ihre späteren Darstellungen dieser Rolle, — und ich habe noch oft das Glück gehabt, sie darin zu sehen — waren nicht entfernt mit dieser ersten zu ver-

gleichen. Es lag ein Zauber der Jugend, Hingebung, Ursprünglichkeit und der innigsten Wärme über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, der gar nicht zu beschreiben ist. Die Spannung, Angst und Aufregung, mit welcher sie die Gefangenen betrachtet, ihr schmerzliches Kopfschütteln, wenn sie den Gatten nicht unter ihnen findet, das Trostlose, Ermattete der ganz geknickten Gestalt, wenn sie so getäuscht sich an den Türpfosten lehnt, das alles, alles war so unendlich erschütternd natürlich und doch so künstlerisch schön, daß es auf jeden einen unvergeßlichen Eindruck machen mußte.

Nach der Vorstellung fanden wir uns alle bei den Eltern ein, um den letzten Abend noch mit dem Brautpaare zuzubringen. War es nun der Ernst dieses Abends selbst oder die Nachwirkung des Fidelio, Wilhelmine entzückte mich heute durch ihr mädchenhaftes, stilles Benehmen; ich hatte mich recht gefürchtet, sie wieder wild und ausgelassen zu finden.

Auf einen Wink der Mutter holte Mathilde einen schönen, frischen Myrthenkranz, der morgen das Haupt der Braut schmücken sollte. Wilhelmine nahm ihn mit beiden Händen, dankte Mathilden, küßte sie, drückte den Kranz vor ihr Gesicht und sagte: „O, wie schön das duftet!“ Dabei fing sie bitterlich an zu weinen. „Sie denkt an die entfernte Mutter,“ sagte mit etwas sehr theatralischer Rührung Karl. Wir Frauen fanden das ganz natürlich und weinten mit ihr.

Emil, der auch zu des Bruders Festtag gekommen war, begleitete mich nach Hause, sprach unterwegs viel von seiner Liebe und Verehrung für Eduard, der

stets sein Ideal gewesen sei, wie er mich beneide, künftig mein ganzes Leben mit diesem vortrefflichen Menschen zuzubringen, und gewann sich natürlich dadurch mein ganzes Herz.

Der Hochzeitmorgen kam. Im weißen Kleide, mit weißen Handschuhen fuhr ich schön geputzt in festlichster Stimmung zu den Eltern, dann mit ihnen und den Töchtern in die Kirche. Monsieur Palmier, Prediger der französischen Kolonie, der alle Devrientschen Kinder getauft und eingesegnet hatte, sollte auf Wunsch der Eltern sie auch trauen. Er hielt die Traurede deutsch, wenngleich mit französischem Akzent und Pathos. Wilhelmine stand sehr bescheiden und einfach vor ihm, sah aber in dem weißen Anzuge und dem grünen Kranze sehr bleich, mager und unbedeutend aus neben dem blühenden, männlich schönen Karl.

Nach der Feierlichkeit versammelten wir uns alle in dem Saale des Herrn Jagod unter den Linden, des damals beliebtesten Restauranten. Unsere kleine Tafel — wir waren etwa 15 Personen — machte mir den Eindruck einer Insel im Meere in dem großen, leeren Saal, und trotz der vergoldeten Aufsätze mit Konfekt und der Blumenvasen hatte sie dennoch nichts behaglich Festliches. Wir setzten uns. Emil setzte sich neben mich und machte mir durch seine Ähnlichkeit mit Eduard, besonders im Ton der Stimme, jedesmal wenn er mich anredete, einen kleinen, angenehmen Schrecken. Wir würden gewiß recht hübsch und vertraulich miteinander geplaudert haben, wenn nicht auf der ganzen Versammlung eine gewisse bedrückende Schwere gelegen hätte, für die wir durchaus

keinen Grund wußten, und deren wir dennoch nicht Herr werden konnten.

Wie war ich froh, als ich zu Hause Bericht erstatten, beschreiben und mein mitgebrachtes Konfekt verteilen konnte. Ich kleidete mich um, gab noch eine am Vormittag versäumte Musikstunde nach und ging dann zu Hoffmanns, wo ich wieder die ganze Familie fand. In der Mitte des Zimmers stand auf zwei Stühlen ein Koffer. Karl packte und Wilhelmine lief umher, die Sachen zusammenzusuchen. Tante Minchen kam, als eben der Koffer geschlossen werden sollte, mit dem Brautschleier, den sie im Nebenzimmer noch gefunden hatte. Sie hielt ihn sanft zwischen beiden Händen. „Ach, danke schön, gib ihn her!" rief Wilhelmine, nahm ihn, wickelte ihn ohne weiteres über ihre Hand zusammen, hob den Deckel ein klein wenig auf und steckte den Schleier zu den braunen Trikots des Fidelio.

Als Abends der Wagen vor der Türe hielt und der Postillion mit Hilfe des Mädchens den Koffer hinuntergetragen hatte, nahm das junge Paar Abschied. Wilhelmine küßte mich, sah mich bedeutungsvoll an und sagte: „Bleibe mir gut."

„Gewiß!" erwiderte ich ihr fest die Hand drückend. Sie hat mir später oft Gelegenheit gegeben, mich über sie zu ärgern — ja mich ihrer zu schämen, sie hat uns viele Widerwärtigkeiten bereitet; aber ihre guten Eigenschaften, ihre mir so interessante, anziehende Persönlichkeit, ließen mich diese Schattenseiten immer wieder vergessen, und ich habe bis zu ihrem Tode mein Wort gehalten.

Der August [1823] war vorüber; der heißersehnte September hatte begonnen, in 14 Tagen durfte ich Eduard zurückerwarten. Da kam eines Tages Mathilde, mich zum Kaffee zu den Eltern einzuladen, weil die Mutter mancherlei mit mir zu beraten hätte.

Ich wurde von allen auffallend heiter und freundlich empfangen. Der Kaffeetisch war sorgfältig gedeckt und reichlich mit Kuchen besetzt. Als ich mit Augusten am Fenster plauderte, hielt eine Droschke vor der Türe. Ein blonder Kopf bog sich heraus und sah hinauf. „Ist das nicht Eduard?“ rief ich fast gelähmt vor Schrecken, lief mit den andern hinaus und sank, von einem Schwindel erfaßt, auf der obersten Stufe nieder. Eduard — denn er war es wirklich — nahm mich in seinen Arm und trug mich ins Zimmer zum Sofa.

„Na, da haben wir die Bescherung!“ rief die Mutter beängstigt. Ich erholte mich schnell und war überglücklich. Eduard hatte Wien mit den Italienern zugleich verlassen, seine Pflicht hielt ihn nicht länger dort, und so gab er die projektierte Reise nach dem Salzkammergut mit Freuden auf, um früher bei mir eintreffen zu können. Daß ich nicht böse darüber war, begreift man leicht. Als er mich des Abends nach Hause begleitete, waren die Meinen aufs Höchste überrascht, und sie fanden mit mir seine Haltung, sein Benehmen, sein ganzes Wesen diesmal wirklich freier, selbständiger und männlicher geworden.

Eduards Kontrakt war auf lange Jahre mit erhöhtem Gehalt, das von Jahr zu Jahr sich noch steigern sollte, erneut. Trotz seiner häufigen Beschäftigungen im

Theater und in fast allen Konzerten mußte Eduard doch immer noch Zeit zu finden, unsere künftige Wohnung zu besuchen und Maurer, Maler, Tischler zu beaufsichtigen. Jedes Stück Möbel, das nach seiner Bestellung angefertigt und hintransportiert wurde, begleitete er entweder feierlich oder nahm es wenigstens dort in Empfang. Er ging auch jetzt immer wie ein Kammerherr mit dem Schlüssel, wenn auch nicht am Rock, doch in der Rocktasche umher.

So rückte die Zeit, die uns auf immer verbinden sollte, näher und näher. Eduard hätte so gern den 13. Februar zu unserm Hochzeitstage gewählt, da aber Monsieur Palmier verhindert war, mußte er davon abstehen, so wurde der 11. dafür bestimmt.

Felix Mendelssohn hatte wieder eine allerliebste Oper geschrieben, die, wie schon die früheren, mit vollem Orchester aufgeführt werden sollte. Eduard und ich hatten Partien darin übernommen, durch tausend kleine Hindernisse konnte aber die Aufführung erst am 9. Februar, also zwei Tage vor unserer Hochzeit, stattfinden.

Die Zuhörer waren alle im großen Saale des Mendelssohnschen Hauses versammelt, und ich saß bebend vor Angst neben Eduard, in der vorderen Reihe der Singenden. Das königliche Orchester mit dem jungen Dirigenten Felix hinter uns, ein Auditorium von etwa 150 Personen vor uns.

Ein leises Gefühl, daß mein weißes Mullkleid und der blaßrosa Blütenkranz im Haar (ein Geschenk Eduards) mir gut standen, vor allem aber die Bestätigung dessen,

die Eduard mir zuflüsterte, gaben mir so viel Mut und Fassung, daß ich es wagte, mich frei umzusehen.

Wieviel seidene Roben, Brillanten, Orden und Sterne, wieviel Blumen, Spitzen, hübsche Gesichter und lange Nasen, und unter all den fremden Personen Lore, auf ihre Weise auch hübsch geputzt. Es rührte mich sehr, ich konnte es nicht lassen, ihr zuzunicken, und brachte die Ärmste dadurch in die peinlichste Verlegenheit. Monsieur Savary, Herzog von Rovigo, früher Adjutant Napoleons I, war wieder in Berlin und von Mendelssohns, da er ein enthusiastischer Musikfreund war, zu dem heutigen Abend eingeladen worden. Ich hatte ihn früher schon einmal dort gesehen und ihm, da ich von all den Scheußlichkeiten, welche er als Vertrauter Napoleons verübt, nichts gewußt, unbefangen einen ganzen Abend Mozart vorgesungen, mich über seine Freude daran mitgefreut, und ihn den Abend über recht gern gehabt. An meinem Zunicken und Lorens freundlicher Erwiderung merkte er, daß wir zueinander gehörten, beugte sich galant zu ihr nieder, um eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, natürlich französisch. O, diese unselige Sprache, welche Qualen hatte sie nicht schon über unser Haus gebracht; aber in diesem Augenblicke war das galante Benehmen des französischen Bösewichts, Lorens entsetztes, verzweiflungsvolles Umherblicken nach Hilfe, ihre Marter mir so grenzenlos komisch, daß ich das Lachen nicht verbergen konnte. Felixens Aufklopfen und der Anfang der Ouvertüre befreite sie.

Die Oper ging vortrefflich, man war entzückt; Eduards Dienerrolle, sowie mein Kammermädchen wur-

den mit Lob und Schmeicheleien überschüttet, und ich nahm zum letztenmal als Fräulein Therese Schlesinger diese Huldigungen mit Wohlbehagen hin. Beim Fortgehen versprachen Mendelssohns und wir uns gegenseitig, daß unser freundlicher Verkehr unbehindert und unverändert bleiben sollte, wie er bisher gewesen.

Der letzte Abend vor unserer Hochzeit war gekommen. Als ich von einigen Besorgungen müde nach Hause kam, fand ich Eduard, der schon lang auf mich gewartet hatte. Er trat mir glückselig entgegen, hatte auch zur Feier des Abends eine Flasche Champagner mitgebracht. Der Pfropfen knallte, der Wein schäumte, wir stießen an, gaben uns alle Mühe, aber es wollte mit der Unterhaltung gar nicht gehen. Eduard wie die andern waren ernst, ich vom vielen Umherlaufen sehr abgespannt, so daß er zeitig aufbrach. Beim Abschied reichte er Mutter die Hand und sagte: „Heute geh' ich zum letztenmal allein.“ Seine Worte durchbebten mich. Ich sah traurig wie zum Abschied all die Lieben an.

Als ich am andern Morgen erwachte, gingen Mutter und Mine schon mit leisen Tritten umher, zu ordnen und zu putzen. Ich sah mit Rührung ihr liebevolles Walten, faltete die Hände zu einem stillen Gebet und stand auf. Mir war sehr ernst und feierlich zumute, alles um mich her betrachtete ich nochmals wie zum Abschied und es wurde mir wieder ganz wehmütig dabei. Wir hatten uns das Wort gegeben, diesen Tag heiter zu feiern, uns gegenseitig nicht aufzuregen noch zu rühren. Ganz früh schon kamen meine beiden ältesten Freundinnen Naide und die kleine, dicke Nachbarin aus früheren Zeiten, Suschen,

die als Kind fast täglich in unserm Hause gewesen, alle Väter-, Mütter- und Tantenrollen in unsern selbstgedichteten Stücken hatte spielen müssen.

Beide stürzten weinend ins Zimmer. Da empfing Mine sie gleich mit dem Ruf: „Mädchen, weint nicht so, heute ist ein Freudentag!“ Dieser drollige Befehl tat eine vortreffliche Wirkung. Im ersten Augenblick standen sie wie verstummt, dann aber brachen beide in schallendes Gelächter aus, worin wir alle einstimmen mußten. Wir setzten uns zum Frühstück, sprachen von alten vergangenen Zeiten, wie Eduard zuerst in unser Haus gekommen, wieviel Hindernisse unserer Liebe gedroht, wie alle überwunden werden mußten, weil Gott uns für einander geschaffen, für einander bestimmt hatte. Von dieser beseligenden Gewißheit waren alle wie ich selbst überzeugt, und so saßen wir heiter und glücklich beieinander.

Mine ließ mir aber nicht länger Ruhe zum Plaudern. „Es ist Zeit, fange nur an, dich zu putzen, wer weiß, wie bald schon Gäste kommen.“ Ich ging mit Mutter ins Nebenzimmer, und während sie mir die Flechten machte, die Locken ordnete, sprach ich kein Wort; nur meine Tränen flossen. Sie war fertig, ich blieb unbeweglich sitzen; da küßte sie mich und sagte auch weinend: „So, nun hab' ich dir zum letztenmal das Haar gemacht.“ „Nein, nein!“ rief ich überwältigt von Schmerz, „du weißt ja, wie schlecht ich mir das Haar mache, — kommst zu mir — oft — sehr oft.“ Ich drückte meinen Kopf an ihre Brust und schluchzte. „Freilich, freilich, mein Herz!“ fiel sie ein, meine Auf-

regung beruhigend. „Es war eine rechte Torheit von mir, wir bleiben ja beisammen in einer Stadt.“

Da ging die Türe auf, Mutter ließ mich schnell los, ich trocknete meine Tränen, und Mathilde im weißseidenen Kleid, einen Rosenkranz im Haar, trat, von Minen, Loren und den beiden jungen Mädchen gefolgt, schön wie ein Engel ein. Sie reichte mir den Brautkranz, den ich lange mit Ehrfurcht betrachtete, bis sie mir ihn fortnahm und auf die Locken setzte. Nun zupfte die eine da, die andere dort, bald schien er zu tief, bald zu hoch; ich ließ sie gewähren, war wie in einem Traume weit weg, in einer wunderbaren Stimmung. Endlich stand ich im Brautstaate in dem prächtigen, weißen Atlaskleide, den Myrthenkranz auf dem Kopfe, einen frischen Strauß vor der Brust, verlegen da, und drehte mich nach allen Seiten, mich betrachten und bewundern zu lassen.

Jetzt kamen Wagen an Wagen angefahren. Eduards Schwester Auguste, unsere Freunde, entfernte Bekannte, und, was mich am meisten überraschte und freute, alle meine Schülerinnen, Frauen, Mädchen und Kinder. Unsere kleinen Zimmer waren gedrängt voll Menschen; auf allen Gesichtern las ich den Ausdruck warmer, herzlicher Teilnahme, und Mine ging strahlend vor Freude umher, während sie Schokolade präsentierte und die Glückwünsche wie Verheißungen mit dankbarer Rührung hinnahm.

Ein Wagen rollte heran. „Er ist es,“ riefen die Mädchen und drängten sich um mich. Ich ward bleich und faßte Fannys Hand, die mir auf die liebevollste

Weise zusprach. Eduard trat ein; er war ernst und fast ebenso befangen wie ich. Er reichte mir die Hand; Tante Minchen, die seine Verlegenheit bemerkte, rief lächelnd: „Nur fort, fort, laßt den Prediger nicht warten," warf mir den Schal um und trieb uns scherzend hinaus.

Durch die Haustüre zu kommen war auch keine Kleinigkeit, denn es standen hier eine Menge alter Weiber, Mädchen und Kinder. Als ich beim Einsteigen die lange Reihe von Wagen erblickte und alle Fenster von Leuten besetzt sah, schämte ich mich fast, daß um unsertwillen so viel Aufsehens war.

In der Sakristei empfingen uns die Eltern und alle Verwandten mit langen, förmlichen Glückwünschen, die mich nur noch verlegener machten. Wie wir so wartend standen, fühlte ich mit Schrecken, wie die erste, ja heilige Stimmung, die mich den ganzen Morgen über beherrscht hatte, immer mehr verschwand; ich gab mir die größte Mühe, aber immer wollte es nicht gelingen, sie wieder zurückzurufen. Durch das kleine Sakristeifenster konnte ich in die ganz von Menschen angefüllte Kirche sehen. Dies brachte mich auf den Gedanken, wer von unsern Bekannten wohl darunter sein möchte, und als der Prediger uns aufforderte, ihm zu folgen, wagte ich nicht aufzublicken, aus Furcht, irgend jemand zu erkennen.

Der Geistliche hatte seine Rede kaum begonnen, so hörte ich schon hinter mir schnauben — neben mir weinen. Ich glaubte etwas Rührendes versäumt zu haben, wiederholte hastig alles eben Gehörte, kam dadurch ganz aus dem Zusammenhang und wurde zerstreut. Nun bemerkte

ich auch noch in den Augen der mir Zunächststehenden Tränen, was mich beschämte, da ich nicht die geringste Neigung zum Weinen bei mir verspürte.

Ich hatte aber auch zu viel zu tun. Auf dem glatten Atlaskleide fühlte ich beständig den schweren Schal rutschen, zog ich ihn wieder in die Höhe, zerdrückte er den leichten Florbesatz um Taille und Ärmel. So hielt ich ihn krampfhaft mit beiden Händen fest, wobei mir einfiel, ob wohl jemand erkennen würde, daß es Fannys Schal sei, den sie mir geliehen, und hörte ordentlich wie eine sagte, sie fände es gar nicht hübsch, als Braut etwas Geliehenes zu tragen, was ich verteidigte und es gerade sehr hübsch fand, bei solcher Gelegenheit von einer lieben Freundin etwas bei sich zu haben.

Ich schalt meine Teilnahmlosigkeit, paßte jetzt sehr scharf auf, um nichts mehr zu versäumen, weil ich den Schluß der Rede nahe glaubte. Da fiel mir wieder mit Schrecken das verhängnisvolle „Ja!“ ein. Ich war überzeugt, daß ich es entweder gar nicht herausbringen oder fürchterlich schreien würde. Dem vorzubeugen übte ich tonlos immer fort „Ja! — Ja! — Ja!“

Da weckte mich plötzlich die Stimme des Predigers, der sich direkt an mich wandte und mir die Pflichten, die ich von nun an zu üben hätte, sehr eindringlich vorstellte. Er legte unsere Hände ineinander und die seine segnend darauf. Da durchrieselte mich's wie von einem heiligen Schauer; die ganze Größe und Gewalt des Augenblicks stand wieder mächtig vor meiner Seele, und ich gelobte die schönen, schweren Pflichten mit meinen besten Kräften treulich zu erfüllen.

Eltern, Verwandte, Freunde, alle drängten sich jetzt glückwünschend heran und begleiteten uns aus der Kirche. Es hatte indes zu regnen angefangen; der Weg über den Kirchhof war ganz schlüpfrig geworden; ein Windstoß riß mir den Kranz fast vom Kopfe, so daß ich ihn mit beiden Händen haltend, vom Sturme gejagt, zum Wagen laufen mußte. Viel schlimme Vorbedeutungen: — Regen im Brautkranz! — Der schlüpfrige Weg! — Der heulende Wind; und doch — O, ihr Abergläubischen! — Nach fünfzigjähriger Ehe rufe ich euch zu: Glaubt diesen Vorzeichen nicht, denn sie sind falsch!

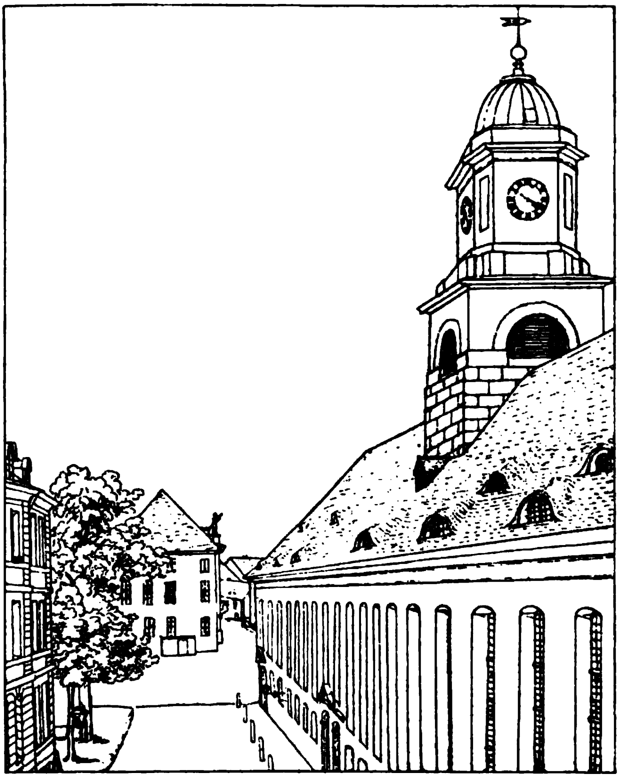
Aus der jungen Ehe

(1824—1844)

Berlin

(1824—1844)

Wie eine Königin im Märchen kam ich mir vor in meinem neuen Reich. Eduard hatte mein Fenster mit Blumenstöckchen besetzt, und wo ich hinsah, war eine neue reizende Überraschung für mich. Unser Wohnzimmer, blaßrosa mit durchsichtigen weißen Vorhängen, dem hübschen Teppich vor dem Sofa (ein Geschenk Mendelssohns) und all den spiegelblanken Möbeln, sah sehr freundlich aus. Jeder Schrank, den ich öffnete, roch würzig nach frischem Holze und erzählte durch ein eigentümliches Knarren und Rauschen, daß er noch sehr wenig benützt worden sei. Geschirr und Löffel glänzten, Tischzeug und andere Wäsche hatte eine gewisse Unschmiegsamkeit, die mit Wachstuch beschlagenen Fenstertritte dufteten stark nach Lack und klebten, so daß beim Herunternehmen eines Stuhles jedesmal ein leichter Knall erfolgte. Die in der warmen Mittagssonne jetzt weit aufgeblühten Hyazinthen und Maiblumen erfüllten das ganze Zimmer mit Wohlgeruch. So ging ich stolz in meinem Eigentum umher und ließ meinen Schlüsselbund fleißig klappern, am meisten bei dem Vorratsschrank, in welchem mir nie besessene Schätze aufgehäuft lagen: Schinken,



Blick auf die erste Wohnung

Wurst, ein Korb mit Eiern, viele gefüllte Gläser, Beutel und Düten, aus welchen ich, trotz meiner jetzigen Würde, gern eine Rosine oder Mandel naschte, wenn ich mich unbemerkt wußte.

Wie hübsch war es, Hausfrau zu sein, mit Dörthen zu beraten, was wir kochen wollten, um für Eduard das zu bereiten, was er gern aß. Er behauptete auch, ich

setze ihm jeden Mittag seine Lieblingsgerichte vor. Wie viel hatten wir uns zu sagen, gewaltsam rissen wir uns von den Mahlzeiten los, so lebhaft war die Unterhaltung. Nur wenn Besuch kam, da war Eduard immer noch derselbe einsilbige alte Brummbär, was mich um so mehr ärgerte, da ich jetzt erst wußte, wie sehr er Geselligkeit liebte. Die Freunde kehrten sich zwar nicht daran, sie kamen ungeladen, und selten verging ein Abend, an dem nicht der eine oder andere sich mit an den Teetisch setzte; und ward das Gespräch irgend anregend und interessant, so nahm niemand lebhafter Anteil daran als Eduard. Auf echte Berliner Weise ward geschrien und disputiert oft bis spät in die Nacht.

Auch ein hübsches Quartett fand sich nach und nach bei uns zusammen, wenn auch nicht von bedeutenden Stimmen, doch von sicher musikalischen Leuten, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein, unsere fein einstudierten Haydnschen Quartette Felix Mendelssohn und seinen kunstgeübten Eltern nicht nur vorzusingen, sondern sie erst damit bekannt zu machen.

Es war am 8. Januar 1825, vormittags gegen 12 Uhr, als ich wie in einem Traume ein Kinderstimmchen schreien hörte. — „Therese, lieber Spatz, das ist dein Kind," rief Mine mit so eindringlichem, erschütterndem Tone, daß er mir durch alle Nerven bebte und mich aus meiner Betäubung weckte. Ich hob matt den Kopf und blickte zu ihr auf, da stand sie an meinem

Lager, die gute, treue Seele, totenbleich, mit Tränen in den Augen, und nickte mir zu mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde. Eduards Mutter sagte sanft, indem sie mich küßte: „Na, meine liebe Tochter, sieh dir doch mal dein Töchterchen an.“ Sie reichte mir das Kind, das ganz gegen den Gebrauch der kleinen Neugeborenen mit großen, offenen Augen sich die Welt ansah; verschämt, zitternd hielt ich es in den Armen, und bis tief ins Innerste bewegt drückte ich mein kleines Mädchen an die Brust. Der Arzt gab nun noch mancherlei Vorschriften, ließ die Fenster verhängen, verbot jede Aufregung und nahm Eduard und dessen Mutter hinaus.

Jetzt war ich mit Minen allein, die meine Pflege ganz auf sich genommen, und während sie mit leisen Schritten im Zimmer umherging, lag ich in meinem gut durchwärmten Bette, in dem angenehmen Dämmerlichte mit dem wohligsten Behagen da. Ich sah, wie Mine ihr Bett für die Nacht nahe dem meinen aufschlug, wie sie ein Tischchen mit einem weißen Tuch überdeckte und allerhand Gläser und Tassen zurechtstellte, auch ein Gefäß mit dem Getränk für das Kind über die brennende Nachtlampe setzte, um es warm zu halten. Das alles beobachtete ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Eigentlich wäre diese Zeit wohl zu ernstem Nachdenken und Vorsätzen recht geeignet gewesen; aber weiß Gott, wie es kam, — ich glaube kindischere Gedanken hatten mein Lebtag mich nicht beschäftigt als gerade jetzt. Erst malte ich mir aus, was der oder jener Bekannte wohl sagen würde, wenn unsere Karte käme, und ob sie es hübsch fänden, daß es ein Mädchen sei. Dann, und das

beschäftigte mich sehr ernstlich, richtete ich in Gedanken meine ganze Toilette wieder her, beschloß mich von nun an auf das Reizendste zu kleiden, und war in meiner dunkeln Bettecke eitler und putzsüchtiger als jemals sonst zuvor.

Sobald Mine mit allen Vorkehrungen fertig war, rief sie die Kinderwärterin, eine alte, erfahrene Frau, die viele Jahre bei Tante Hoffmann in Dienst gestanden, fast all ihre Kinder gepflegt hatte, und uns von ihr auf das Dringendste empfohlen worden war.

Mit einem langen Glückwunsch für mich trat sie herein, betrachtete mit Kennermiene ihren kleinen Pflegling und setzte sich, ein blaues Strickzeug in der Hand, eine Brille auf der Nase, zur Wiege. Den einen Schuh streifte sie ab und stellte geschickt den unbedeckten Fuß so, daß sie leicht die Wiege in Gang bringen konnte. Bald fiel ihr das Strickzeug in den Schoß, der Kopf auf die Brust, sie war süß entschlummert.

Mine, die sich zu mir ans Bett gesetzt hatte, war auch nach wenig Augenblicken, ermüdet durch die Angst und Nachtwache, eingenickt. So gaben mir das tiefe Atmen der Schlummernden, das Halbdunkel, die Stille um mich her, die leise schaukelnde Bewegung der Wiege, ein Gefühl des süßesten Wohlbehagens und der Ruhe.

Das Rollen eines Wagens machte mich aufmerksam; er hielt vor der Türe, und bald darauf kam Mutter, von Eduard begleitet, herein. Sie war sehr bewegt, küßte, ehe ich es hindern konnte, meine Hand und nannte mich „ihr geliebtes liebes Kind“. Wie rührte mich ihre Zärtlichkeit, die ich noch niemals so verstanden hatte wie heute, und wie gönnte ich meinem lieben,

blassen Mutzelchen die Freude und den Stolz, Großmutter zu sein. Sie wollte noch vieles fragen, sich viel erzählen lassen, aber Eduard duldete es nicht und rief sie fort. So drückte sie mir schweigend die Hand, küßte mit großmütterlichem Entzücken die Kissen in der Wiege, denn das Kind war gar nicht herauszufinden, und ging leise hinaus.

Schon am dritten Tage ihres Lebens ward mein kleines Mädchen besungen. Eduard hatte ein Wiegenlied gedichtet und komponiert und sie darin bei dem Namen, den wir lange schon vorher für sie bestimmt hatten, Mariechen genannt.

Während er an meinem Bette sitzend das Lied mit leiser Stimme sang, merkte er wohl selbst erst, wie melancholisch es sei. Ich lehnte weinend meinen Kopf an seine Schulter, und auch er saß gedankenvoll da. Es klang etwas traurig Prophetisches aus dem Gedicht, und ich glaube, in diesem Augenblick war die erste Ahnung, das erste Gefühl von Elternsorge über uns beide gekommen.*)

Die schöne Zeit der Ruhe und des Wohlbefindens war vorüber, sobald mich der Arzt für wohl erklärte. Mine zog fort. Ich durfte wieder von einem Zimmer ins andere gehen, und meinem Haushalt vorstehen, aber ich war angegriffen nervös, und durch die alte Kinderfrau gekränkt und verletzt. Sie benutzte meine Unerfahrenheit sich des Kindes ganz zu bemächtigen, ich

*) Marie starb 1873, 9 Jahre vor ihrer Mutter, nach einem Leben voll schwerer Leiden und Enttäuschungen.

hielt mich für sehr überflüssig und wagte es kaum noch die Kleine auf den Arm zu nehmen, da sie fast regelmäßig bitterlich anfing zu weinen. Selbst daß ich sie nährte, gewann mir ihre Gunst nicht. Denn nach Vorschrift des Arztes mußte ich mich dabei streng an die von ihm bestimmte Zeit halten; die Kinderfrau dagegen, in ihrer selbständigen Weise, erklärte den Arzt für nicht recht gescheit, kehrte sich an nichts und kam mit ihrer Flasche voll süßen Fencheltees dem durstigen, kleinen Geschöpfchen wie ein rettender Engel. So fühlte ich mich schmerzlich aus meinen heiligsten Rechten verdrängt.

Es hätte auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Paar gegeben als uns, wenn nicht schon in den ersten Jahren unserer Ehe schwere Sorgen und Kummer um meine Lieben uns immermehr bedrückt hätten.

Unsere treue, liebe Mine hatte sich unglücklich verheiratet aus Aufopferung für Mutter und Lore, die sie dann hoffte unterstützen zu können. Heimberg, der Mine schon als Kommis in Hamburg angebetet hatte (derselbe, welcher damals bei dem unseligen Straßenkampfe zusammen mit Ludwig arretiert worden war), ein guter, aber zerfahrener Mensch voller Pläne, die unausführbar waren, sah sich nach mehreren verzweifelten Experimenten und Träumen von einer großen Erfindung nur zu bald auf Eduards Unterstützung angewiesen. Die Lage von Mutter und Lore war dadurch nur drückender statt besser. Die Not in Mines Haus wuchs von Monat zu Monat. Und als Mine Mutter eines zarten Mädchens wurde, war auch damit Leid statt Glück

eingekehrt. Sie starb im Wochenbett. Eduard und ich hielten ihre Hände bis zum letzten Atemzuge, Heimberg hatte den Jammer nicht ertragen können.

Auch Lore hatte in jenen Jahren ihren schweren Tribut an das Schicksal zu zahlen. Eine schöne aufkeimende Liebe wurde ihr roh zerschlagen durch das unselige Hineingreifen unberufener Hände. Ihr Übertritt zum Christentum steht mir als Markstein jener Tage in erschütternder Erinnerung.

In den beiden ersten Jahren hatte Eduard der Intendanz des Hoftheaters seine Berechtigung zu vierwöchentlichem Urlaub verkauft und damit den Rest unserer schönen Einrichtung bezahlt. Jetzt im dritten Sommer aber sehnten wir uns danach, einmal fern von allem Familienelend uns zu erfrischen. So überließen wir die Kinder der Pflege unserer alten Kinderfrau, der Oberaufsicht von Eduards und meiner Mutter und reisten, da wir sie gut behütet wußten, an einem schönen, heitern Sommertage ab.

Eduard hatte Freienwalde, einen romantisch gelegenen kleinen Badeort, sieben Stunden von Berlin, gewählt. Man hatte uns geraten nicht in dem großen Gasthause auf dem Bade sondern in der Mühle eine Wohnung zu suchen. Als wir an den bezeichneten Ort kamen, konnten wir uns nicht gleich entschließen ein gewöhnliches Haus für eine Mühle anzusehen und befragten, um sicher zu gehen, eine junge Dame, die lesend unter einem Baume saß.

„O weh, ich glaube sie memoriert eine Rolle!“

flüsterte mir Eduard zu, „das ist sicher die Liebhaberin einer hier durchziehenden Schauspielertruppe. Höflich grüßend trat er heran und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, ist dieses Haus dort die Mühle?“

Das junge Mädchen legte ihr Buch hin und antwortete mit melodischer Stimme und vollendetem „r“: „Ja, mein Herr, dort ist die Mühle.“

Eduard dankte, sie erwiderte seinen Gruß und nahm ihr Buch wieder. Es konnte kein Zweifel sein, in der Art, mit der sie die wenigen Worte, „Ja, mein Herr, dort ist die Mühle,“ sprach, lag ein ganzes Repertoir. Ihr Blick zeigte entschiedenes Talent für moderne Koketten, in dem Tone lag die Würde und Resignation einer Maria Stuart, und die Bewegung des Armes, mit der sie hinüber nach dem Hause wies, war durchaus klassisch — antik.

Ich freute mich und versprach mir vielen Spaß davon, aber Eduard meinte: „Die Misere könnte mir den Aufenthalt hier recht verbittern.“

„Ach bewahre!“ rief ich, „hier darf dich nichts stören; wir sind nur da, um recht vergnügt zu sein.“

„Und das wollen wir!“ sagte Eduard heiter, „komm, da ist das Haus, laß uns ein hübsches Stübchen suchen!“

Damit zog er mich hinein. Wir fanden ein freundliches Zimmer mit angenehmer Aussicht; das Essen wurde uns aus dem Gasthause des Bades geholt, Frühstück und Tee bereitete uns eine Frau, die die Aufwartung hatte, und wir lebten, ganz wie wir es uns vorgenommen, einsam und versteckt, schöne, wundervolle Tage.

Die Gegend war für uns Unverwöhnte wahrhaft

entzückend, das Wetter günstig, so schwelgten wir unter freiem Himmel, unter schattigen Bäumen, an plätschernden Bächen, im Mondenschein; an kleinen Seen mit ruhig dahingleitenden Schwänen — und vor allem, wir einmal allein! — ganz uns selbst überlassen. Wir gingen Hand in Hand, plaudernd, uns stets verstehend so durch und durch in jedem kaum ausgesprochenem Gedanken — ach, es war gar zu schön, zu schön! —

Und richtig! die Schauspielertruppe war auch da! In dem alten Wirtschaftsgebäude uns gerade gegenüber hatte sie ihr Theater aufgeschlagen, wohnte unter demselben Dache, das ganze Personal, männlich und weiblich in einem Raume, neben der Bühne. Sie schliefen auf einer Streu, bereiteten ihr dürftiges Mahl auf einem kleinen Herde des Hausflures und führten in ihren vier Pfählen ein armseliges Bettlerleben. Sobald sie hinaustraten, stolzierten sie gravitätisch unter den Bäumen umher, rezitierten Verse, trillerten Opernarien, lachten und scherzten mit den staunenden Bauernkindern und kamen mir recht lustig, Eduard aber sehr trübselig und jämmerlich vor.

Ein ältlicher Mann von Adel, wie die Aufwärterin erzählte, erregte mein ganzes Mitleid. Mit einem kleinen, geschwärzten Topf kam er täglich heraus, seine Kartoffeln in dem Teich zu waschen, und ich trat schnell vom Fenster zurück, wenn er so unpassend beschäftigt nachher kummervoll und gebückt bei uns vorüberging.

Vormittags hielt die Hitze uns im Zimmer, und wir hörten dann drüben eifrig probieren. Es bewegte mich sehr, als ich längst verklungene Melodien erkannte, Lieder

aus dem Donauweibchen, die Mutter mir, als ich noch Kind war, wer weiß wie oft, gesungen hatte. Die Aufwärterin hatte das höchste Interesse für diese Kunstleistungen, besuchte Proben und Darstellungen (für manche kleine Dienstleistungen hatte sie Erlaubnis dazu) und versicherte, sie wären zwar alle ausgezeichnet, aber die Frau des Direktors sei doch die beste, sie könne alle überschreien.

Mir zum Gefallen opferte Eduard einen Abend, wir gingen auch hinüber, um der Vorstellung eines Körnerschen Stückes Hedwig beizuwohnen. Die Künstler bemerkten uns bald, hatten durch die Aufwärterin erfahren, daß es ein Mitglied der Berliner Hofbühne sei, und so schien es mir, als ob sie nur für uns spielten.

Die ausdrucksvolle Wegweiserin mit dem Buche am ersten Morgen war als Hedwig gar nicht schlecht, wenn auch ihr Bestreben, in dieser einen Rolle all ihre Fähigkeiten zu zeigen, oft recht störend war. Rudolf, ein hübscher, schlanker junger Mann, spielte voll Feuer und Lebhaftigkeit. Beide hatten vortrefflich memoriert, der Ernst und Eifer, mit dem sie ihre Rollen darstellten, flößte mir Respekt ein, und von diesem Augenblick an wäre ich nicht mehr imstande gewesen, über irgend eine Ungeschicklichkeit zu lachen. Man fühlte es, sie gaben redlich ihr bestes, und mit ängstlicher Sorge begleitete ich jedes Wort, jede ihrer Bewegungen, als ob ich sie zu verantworten gehabt hätte. Meine Angst vor dem Schusse, der in dem engen Raum fürchterlich knallen mußte, schien mir Grund genug, vor dem Ende des Stückes fortgehen zu dürfen. Draußen in der frischen

Abendkühle unter freiem Himmel atmeten wir leichter und waren herzlich froh, diese künstliche, traurige Nachahmung der Menschen und ihrer Zustände los zu sein.

Am andern Morgen zog die Truppe fort, ein Bauernwagen enthielt ihren ganzen Reichtum, Dekoration, Garderobe und all ihren Privatbesitz. Die Direktorin mit zwei Auserwählten hatte das Recht, auf den Kisten und Ballen sitzend, zu fahren, die übrigen folgten zu Fuße. Lachend, plaudernd, munter grüßend und ihre Stöckchen schwenkend wanderten sie fort, voll Hoffnung, dem nächsten Orte zu.

Eduards Urlaub war zu Ende. Wir gingen gern zurück und nahmen einen großen Vorrat von freudiger Dankbarkeit für so glücklich verlebte Tage mit.

In den nächsten Jahren brachte ich die heißen Monate mit den Kindern immer in Pankow zu.

War der April vorüber, so hatten wir meist schon keine Ruhe mehr in der Stadt. Dort lebte ich fast ausschließlich mit den Kindern und fand täglich neuen Reiz an ihrer Entwicklung. Eduard benutzte jede freie Stunde, zu uns zu kommen. Ein paarmal überraschte er mich noch spät abends nach dem Theater. Er hatte den weiten Weg nicht gescheut, war zu Fuß in der Dunkelheit zu mir herausgewandert, klopfte an den Fensterladen und rief leise meinen Namen.

Ganz unleidlich war ihm jede Trennung von mir. Liebe, sehnsüchtige Briefe kamen nach unserm Pankow hinaus.



Pankow 1828 Aus Eduards Skizzenbuch

Den 6 t. [5 t.] May 1828.

Vor dem Schlafengehen noch ein paar Worte zu Dir, mein liebes Herzchen. Es ist hier gar zu erbärmlich in dem leeren, ausgeflogenen Neste und jede nicht gehörig genossene Stunde in den Tagen in Pankow und bey Dir habe ich schon gebüßt; jedesmal, das ich nach Hause komme, hoffe ich, es soll irgend etwas verrückt oder verändert sein, und jedesmal wundre ich mich, daß alles noch so langweilig und traurig auf der Stelle liegt, wo ich es gelassen, ich muß eilen, die [Reparatur=]Arbeiter in das Quartier zu bringen, damit ein Leben hineinkommt und ich ein Interesse daran wieder bekomme. Und nun die trostlose Aussicht für diese Woche alle Tage besetzt mit gehäuften Geschäften, morgen Vorstellung in Potsdam, Mittwoch Johann von Paris*), Donnerstag Felix [Mendelssohns] Musik, Freitag Vorstellung zu Schillers Denkmal**), alle Morgen Proben, dazu noch die für den Sonntag, wo ich den Papageno zu singen habe, kurz, ich sehe nur die Möglichkeit, auf ein paar schnell geraubte Stunden bey Dir zu sein. — Ich kann mich gar nicht entschließen, zu Bett zu gehn, obwohl es spät ist, es ist mir alles zuwider und doch ist es erst der erste einsame Tag; wie ein Hagestolz acht Tage lang leben kann, begreife ich nicht. Nun leb nur wohl für heut, ich schriebe Dir lieber noch ein paar Stunden lang, aber

*) Aus dem Frz. von Herclots; Musik von Boieldieu, Oper in 2 Akten; Eduard gab den Seneschall.

**) Wallensteins Lager; Eduard gab den Scharfschütz.

es ist doch wol besser, ich lege mich aufs Ohr. Du hast heut schönes Wetter gehabt und gewiß recht an mich gedacht und mich bedauert, Du weißt ja, wie mir ist, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit in Deine lieben Augen sehen kann; waren die Bälge artig? sie haben mir nicht entgegengerufen, als ich meine Thür heut aufschloß, glaubst Du wohl, daß ich darauf gehorcht habe? Fürst hat mich gefragt, ob ich nicht schon geweint hätte, ich habe ihm geantwortet, es könne wohl noch kommen. Nun gute Nacht, gute Nacht. Dein Eduard.

Im nächsten Sommer brachte Eduard die ganze Zeit seines Urlaubs bei uns draußen zu. Er schwelgte in der frischen Luft, spielte mit den Kindern, zeichnete emsig im Freien in sein braunes Skizzenbuch und war glücklich bei selbstgewählter Tätigkeit. Solgers philosophische Werke hatte er auf Tiecks Anraten dazu mitgenommen und arbeitete während der heißen Vormittagsstunden sehr fleißig darin. Auch ich freute mich, viel belehrende Aufschlüsse daraus zu empfangen. Des Sokrates Gespräche mit seinen Schülern, die ich früher einmal gelesen, hatten so großen Eindruck auf mich gemacht, wie viel mehr dachte ich müßte es die neuere Philosophie.

Eines Morgens — die Alte war mit den Kindern fortgegangen — benutzte ich die Ruhe und Stille im Hause, und setzte mich mit meiner Arbeit zu Eduard an sein Arbeitstischchen, das er sich ins Fenster gerückt hatte.

„So," sagte ich, „jetzt bitte, lies mir auch aus deinem Buche vor, ich bin so begierig zu hören."

„Ja, was soll ich da lesen," fragte Eduard, während er vor- und rückwärts blätterte.

„Ei, was du willst, nun fang an, sonst vergeht die Zeit, und die Kinder sind wieder da." Er suchte lange und las dann: „Der Mensch muß philosophieren, weil er ein vollständiges Selbstbewußtsein hat, in welchem er alle Zustände nach außen und innen erkennen kann, als ein erkennendes Wesen mit sich selbst eins ist, sich wiederum als solches erkennt und in allen möglichen Gestaltungen wieder als Ich empfindet."

Ich seufzte, wickelte mein unschuldiges Kinderstrümpfchen, an dem ich strickte, zusammen und stellte den Arbeitskorb unter den Tisch. Eduard fuhr fort:

„Dies Verfahren aber ist schon philosophieren. Es muß nun zwei Arten der menschlichen Erkenntnis geben. Die des gemeinen, unvollständigen Bewußtseins, und die des höheren und des wesentlichen . . ."

„Hör' auf," rief ich, „um Gotteswillen hör' auf; weißt du, ich glaube, Philosophie paßt gar nicht für mich." „Das habe ich lange gewußt," sagte er lachend und legte die Blätter fort.

Der Herbst trieb uns in die Stadt zu unsern Lieben, zu den alten Freunden. Von allen herzlich aufgenommen, fühlten wir uns bald wieder heimisch in den uns so liebgewordenen Verhältnissen.

Es war an einem Oktoberabend [1828], als sich bei Mendelssohns eine kleine Gesellschaft eingefunden hatte, die geladen war, um zum erstenmal etwas von Sebastian Bachs Passionsmusik kennen zu lernen.

Wir waren alle in höchster Spannung und Aufregung. Felix hatte dieses Wunderwerk, das gerade 100 Jahr versteckt gelegen, in Zelters oder vielmehr der Singakademie reichem Notenschatz entdeckt und ans Licht gezogen. Sein Entzücken, seine Bewunderung wuchs an jedem Tage der eingehendsten Beschäftigung mit der Partitur, und er konnte nicht widerstehen seinen Freunden diesen Genuß auch zu verschaffen. Die Familie war natürlich auf der Stelle bereit, alle Anstalten dazu zu treffen. Die Mutter schickte Einladungsbillets an etwa 12 musikalische Personen, die Schwestern schrieben Stimmen aus, so konnten wir bescheiden aber voll tiefsten Ernstes beginnen. Felix setzte sich bleich und erregt an den Flügel, wir Singenden umstanden ihn, so daß er uns immer im Auge haben und einhelfen konnte, was höchst notwendig war, denn es ging miserabel! Wir hatten nicht allein die Schwierigkeiten, diese Musik vom Blatt zu singen, auch die sehr unleserlich geschriebenen Noten und Text zu lesen war fast eine Unmöglichkeit, und trotzdem waren wir ganz erschüttert und wie in eine neue musikalische Welt versetzt.

Felix sprach abends viel von dem für einen Musiker höchsten Glücke, dieses Werk mit vollem Chor und Orchester einzustudieren und der Welt vorzuführen, hielt es aber für eine Unmöglichkeit bei all den vielen Hinderungen und Schwierigkeiten. Anders war es mit Eduard, der ganz entschieden und mit festem Entschluß auf dieses hohe, schöne Ziel losschritt. Er ging am nächsten Morgen zu Felix, ihm seinen Plan mitzuteilen, der schon vollständig ausgebildet war. Er verlangte von ihm, die Partitur

für die Aufführung faßlich einzurichten, während er ihm Orchester und Chor zu schaffen versprach. Er war so oft schon der Singakademie bei ihren Oratorien und Konzerten gefällig gewesen, daß er ohne Scheu auch ihre Teilnahme einmal für sich in Anspruch nehmen durfte. Ebenso war es mit dem königl. Orchester; nur den alten Zelter zu bewegen, seinem jungen Schüler einmal den Taktstock zu überlassen, hielt er für eine große Schwierigkeit.

Doch auch diese ward überwunden, Zelter willigte ein, ebenso mit Freuden die Singakademie und viele Dilettanten. Jetzt machte sich Mendelssohn an die Arbeit, die Vorbereitungen und Proben nahmen fast den ganzen Winter ein.

Indessen hatten Mendelssohns für einen auswärtigen Besuch von Verwandten eine große, glänzende Gesellschaft geladen, bei welcher wir nicht fehlen durften. So bot sich mir eine Gelegenheit, mein Brautkleid einmal anzuziehen.

Ich hatte wohl einmal mein Bedauern ausgesprochen, keine Kette oder sonst einen Schmuck zu besitzen, den ich am Gesellschaftsabend um den Hals tragen könnte. Ich gedachte dieser Äußerung aber gar nicht mehr und glaubte, auch Eduard hätte sie ganz unbeachtet gelassen. Man trug in damaliger Zeit viel Schmuck, Herren wie Damen. Auch Eduard hatte sich schon längst eine Tuchnadel von Brillanten gekauft, zu modernen eleganten Rollen sowohl als zu Konzerten benutzte er sie oft, und es machte mir immer Spaß, wenn ich weit von ihm im Konzertsaal unter all den Fremden saß, die Steinchen vom Schein des Kronleuchters wie Sternchen auf seiner Brust flimmern zu sehen.

Eben war ich an dem bestimmten Abend mit meiner Toilette fertig geworden und wollte mein einfaches Samthalsband, das ich gewöhnlich trug, umlegen, als Eduard eintrat.

„Nun sieh mich an, gefall ich dir?“ rief ich ihm entgegen.

„Gleich,“ antwortete er. Tritt erst einmal hier vor den Spiegel.

„Warum?“

„Komm nur her und mach die Augen zu.“

„Aber warum denn?“ ich trat vor den Spiegel und kniff die Augen fest zu.

„Du wirst doch wohl nicht schießen?“

„Nein, nein!“ lachte er.

Ich hörte, wie er etwas hervorzog, ein Papier raschelte und fiel zur Erde, dann fühlte ich es kühl auf meinem Nacken.

„Jetzt, rief er.“ Ich öffnete die Augen. Vier Reihen weißer, römischer Perlen, durch ein Brillantschloß gehalten, schmückten meinen Hals. Freudig erschrocken fragte ich:

„Wie kommst du zu so kostbarem Schmuck?“

„Du darfst ihn dreist tragen,“ erwiderte er. „Er steht dir übrigens gut!“

„Nein, sage mir, ist es deine — —“ Ich konnte nicht weiter sprechen, Tränen hinderten mich.

„Da lies!“ sagte er heiter, und reichte mir ein Blatt. Ich wischte mir die Augen und las:

Ein altes Kleinod wieder neu gefaßt,
Das längst beseff'ne wieder neu verwendet,
So wandelt und erneut man ohne Rast
Sich den Besitz, daß der Genuß nicht endet.

Nur was im tiefsten Herzen uns gehört,
Das braucht sich niemals anders zu gestalten,
Wo alte Liebe neue Freuden lehrt,
Wird Wert und Reiz sich immer gleich erhalten.

Ich sah ihn an — er umfaßte mich und wir standen schweigend aber selig beieinander.

„Der Wagen ist da!“ rief das Mädchen durch die Türe.

„Wir müssen fort,“ sagte Eduard und gab mir den Mantel um.

„Könnte ich die Verse doch auch an die Perlen hängen, damit alle Welt sie sähe!“

„Du eitles Ding!“ schalt er, „leg sie nur dahin und komme.“

Bald darauf rollte eine Kutsche mit zwei glücklichen Menschen darin durch die Straßen von Berlin.

Wie die Aufführung der Passion am 11. März 1829 zustande kam, wie Felix, der junge Musiker, den alten Meister Bach verstanden mit feinem Takte und richtigem Geschmack eine Auswahl der Musikstücke getroffen, sie instrumentiert, einstudiert und das Ganze geleitet hat, das alles ist in Eduards Erinnerungen an Mendelssohn*) genau geschildert; ich kann nur von dem Eindruck sprechen, den es auf mich wie auf alle Zuhörer gemacht hat, und der ewig unvergeßlich sein wird.

Die Partie des Jesus habe ich von den ausgezeichnetsten Sängern vortrefflich mit wärmster Hingebung vor-

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. 2. Aufl. Leipzig 1872. S. 48—68.

tragen gehört, bei Eduard aber war es anders. Es klang nicht, als ob er vorgeschriebene Noten sänge, es klang wie eine Offenbarung, eine Eingebung, die frommen Worte in Tönen ausgesprochen. So ernst erhaben und doch so unendlich rührend, daß man in aller Augen Tränen sah. Ich pries es als ein Glück für mich, wie für alle, an den Proben wie an der Aufführung teilnehmen zu dürfen. Wenn z. B. die Choräle ohne Begleitung von 400 Stimmen gesungen wie ein Hauch durch den großen Raum schwebten, Felix leise den Taktstock weglegte, Eduard bei der Hand nahm, mit ihm die Stufen hinunter und bis an das Ende des Saales ging, sie dort nebeneinander standen, mit verklärtem Lächeln und tränenfeuchten Augen den Tönen lauschten, mußte man die beiden jungen Freunde und Künstler lieben und verehren.

Die Wiederholung der Passion, die bald darauf [am 21. März] erfolgte, gelang ebenso vortrefflich, als die erste Aufführung und erregte dieselbe Begeisterung beim Publikum.

Zelter, der jetzt für das große Werk gewonnen und der eifrigste Beförderer desselben geworden, hatte einen Teil der Mitwirkenden wie eine große Gesellschaft zum Nachtessen geladen, von dem mir leider nur eine Dummheit von mir im Gedächtnis geblieben ist. Eduard wurde, als wir den Musiksaal verlassen wollten, von so viel bewundernden Ausrufen und dankbaren Händen aufgehalten, daß wir verspätet zu Zelter kamen und alle Gäste schon an den Tafeln sitzend fanden. Zelter, der in der Nähe der Türe wartend stand, führte Eduard

auf seinen Platz, während Doris mir zurief: „Therese, Sie sitzen bei Felix Mendelssohn.“ Dieser war aufgestanden und half mir, wie der Herr zu meiner linken Seite, mich hineinzuklemmen, denn es war sehr eng. Felix war in sprudelnder Laune, wir schwatzten und lachten viel miteinander, so daß ich den mit der Schüssel wartenden Diener nicht bemerkte, bis mein Nachbar zur Linken mich bat mir vorlegen zu dürfen; ebenso wollte er mich fortwährend überreden Wein zu trinken und mir einschenken, was ich verweigerte, bis die Gesundheit der Künstler ausgebracht wurde, an deren Anteil, wie er affektiert flüsterte, ich mich nicht ausschließen dürfe, worauf er sehr feierlich mit mir anstieß. Meinen weiten Spitzenärmel hielt er krampfhaft fest, „um ihn zu schützen!“ wie er behauptete, indem er sich angelegentlich zu mir bog; kurz, er belästigte mich so mit seiner Galanterie, daß ich mich zu Felix hinneigend fragte: „Sagen Sie mir doch, wer ist der dumme Kerl hier neben mir.“ Felix hielt einen Augenblick sein Taschentuch vor den Mund, dann flüsterte er: „Der dumme Kerl da neben Ihnen ist der berühmte Philosoph Hegel.“

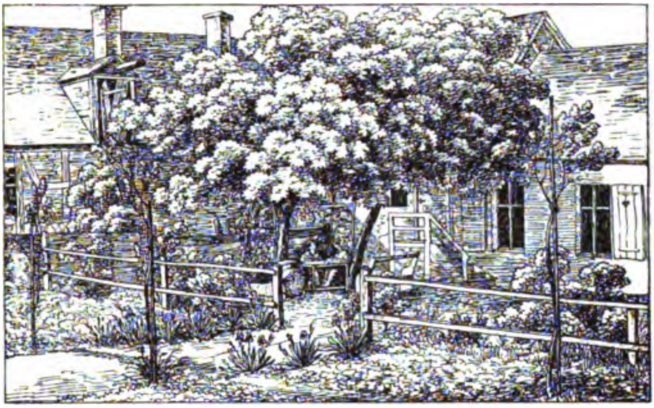
„Herr Gott,“ rief ich erschrocken, „wie komm ich denn aber auch zu dieser unpassenden Ehre, da steckt gewiß eine Malice von Doris dahinter.“

Das nächste Jahr [1829] sollte uns noch enger — auch äußerlich — mit Mendelssohns verbinden. Sie hatten schon seit längerer Zeit das Recksche Palais in der Leipzigerstraße gekauft und bezogen. Die Wohnungen zu beiden Seiten des großen Gartensaals dem Wohn-

haus gegenüber wollten sie jetzt abgeben. Rechts die etwas größere sollte für Hensel, der im Sommer aus Italien zurückgekehrt war, hergerichtet werden als Fannys junges Eheheim, die andere bot Mad. Mendelssohn, die alles Geschäftliche des Hauses leitete, Eduard zur Miete an. Mit Freuden ging er darauf ein und füllte auf der Stelle mit der peinlich gewissenhaften Frau einen Kontrakt aus.

Eduards schöner und großmütiger Plan, auch Mutter und Lore, unter deren gedrückter Lage mich Eduard oft mochte leiden sehen, in der kleinen Hofwohnung hinter Mendelssohns Haus mir in so lieber Weise unterzubringen, sollte nicht zur Ausführung kommen. Mutter hatte sich schon längere Zeit unwohl gefühlt, es aber nie eingestehen wollen; Lorens beängstigten Blicken und ihren dringenden Fragen konnte sie nicht mehr ausweichen. Der Arzt fand den Zustand für den Moment nicht gefährlich, aber keineswegs unbedenklich. Das Ende kam rascher heran, als eins von uns gedacht hatte. Und während ich selbst dem Augenblick entgegenging, wieder einem jungen Wesen das Leben zu geben, ist Mutter gestorben, ohne daß ich sie noch einmal in ihrer fernen Wohnung hatte sehen dürfen. Sanft und ruhig war sie entschlafen in der sicheren Zuversicht, auch ihre Lore fürs Leben versorgt zu wissen, da Eduard es ihr versprochen.

Ich erinnere mich noch deutlich jenes bewegten Vormittags. Eine große Kutsche kam über den Hof, hielt vor unserer Türe. Ich ging mit den Kindern hinunter, Eduard half Lore aussteigen und führte sie in unser Haus, wo sie fürs ganze Leben blieb.



Gartenwohnung bei Mendelssohns

Die Herbstsonne war so verlockend, daß Eduard uns an die Hand nahm und in den Garten führte. Die hohen, entlaubten Bäume, die welken Blätter am Boden, alles sprach traurig von Verfall, aber Eduards schöne Frömmigkeit, welche sich in diesem Moment wieder so deutlich aussprach, gab auch uns eine reine, schöne Stimmung. Heimberg hatte alle Besorgungen, welche solch ein Todesfall mit sich bringt, übernommen, gegen Abend ging Eduard zu ihm, um noch alles zu besprechen, bei der Bestattung trug er und Heimberg abwechselnd mit ein paar Männern der städtischen Gemeinde den Sarg, was mich unendlich rührte.

Viel Freude hatte Eduard jetzt beim Studium einer neuen Rolle des Faust in Spohrs Oper, welcher zum erstenmal in Berlin aufgeführt werden sollte. Die Partie war wie für ihn geschaffen, lag ihm bequem in der

Stimme und stand ihm im ganzen vortrefflich. Man gestattete ihm gern die Einrichtung der meisten Szenen, wodurch wir zum erstenmal sein Regietalent kennen lernten. Die Oper*) ging vorzüglich, die Aufführungen wurden oft wiederholt und waren Tagesgespräch der enthusiastischen Berliner. Aber die enthusiastischen Berlinerinnen gaben ihr Entzücken durch zierliche anonyme Billette an Eduard voll süßester Schmeicheleien Ausdruck. Mich empörte das, ihm aber, dem Tugendhaften, erschien es gar nicht so übel!

Die silberne Hochzeit der Mendelssohnschen Eltern sollte gefeiert werden. Wir wurden öfter zu den geheimen Zusammenkünften der Kinder eingeladen, um teil an den Beratungen zu nehmen. Felix, der sich jetzt in London aufhielt, hatte dort ein Liederspiel komponiert, zu dem sein Freund Klingemann den Text gedichtet hatte. Am Festabend sollte es auf einem erhöhten Theater mit Orchester aufgeführt werden**).

Die beiden Frauenrollen hatte er für seine Schwestern, den alten Schulzen für Hensel, die komische und wohl interessanteste Rolle für Eduard bestimmt. Einen Tenor und den notwendigen Chor zu schaffen, überließ er seiner Familie und uns. Da führte der Zufall einen jungen Juristen nach Berlin und zu Eduard. Seiner Tenorstimme zuliebe wollte er den jetzigen Beruf aufgeben und zum Theater gehen, „wenn der als sachverständig und

*) Erstaufführung: 14. Nov. 1829. Wiederholungen kurz hintereinander: 17., 22. Nov., 4., 8. Dez. 1829, 5. Jan. 1830.

**) Vgl. dazu: Eduards Erinnerungen a. a. O. S. 91—96.

wohlwollend bekannte Herr Devrient ihn dafür befähigt hielte und ihm mit Rat und Tat beistehen würde." Eduard prüfte ihn auf der Stelle, und die Prüfung fiel glänzend aus. Nicht nur die Stimme war außerordentlich schön auch die musikalische Ausbildung sehr lobenswert und das Talent unleugbar. Eduard forderte ihn auf in Mendelssohns Oper die Tenorpartie zu übernehmen, versprach sie sorgfältig mit ihm zu studieren und machte ihn darauf aufmerksam, wie günstig die Gelegenheit sei, sich dem ausgewähltesten Publikum gleich auf so vorteilhafte Weise zu präsentieren. Ganz beglückt ging der junge Mann bereitwillig auf alles ein, und der später in Berlin so gefeierte Sänger Mantius machte sein erstes Debut als Hermann in Mendelssohns Liederspiel. Auch zum Chor hatten sich bald Sänger und Sängerinnen bereitwillig gefunden, so war alles in bestem Gange und wir in höchster Spannung auf Felixens neuestes Werkchen.

Fanny wollte bei dem Ehrentage der Eltern auch nicht müßig bleiben; sie komponierte ein Festspiel, das Hensel gedichtet. Es stellte die grüne, die silberne und die goldene Hochzeit dar, drei Schwestern, welche das Glück der Liebe und Ehe schilderten. Den musikalischen Ausdruck zu schärfen und zu erhöhen, kündigten drei Herolde die Damen an, stimmten später mit in den Gesang ein, Gelegenheit bietend zu einem Sextett am Schlusse. Kaum war es fertig geschrieben, als Fanny mir die Stimme des ersten Soprans brachte: sie hätte „natürlich auf mich gerechnet", und ich nahm auch ganz arglos die Partie an. Sie war eilig und ging gleich

wieder; ich setzte mich, als sie fort war, ans Klavier. Die Komposition schien mir etwas schwerfällig gesucht, indessen mußte unser dreistimmiger Satz gut klingen. Ich freute mich darauf, nur eine Fermate jagte mir einen kleinen Schrecken ein; es war eine langsam aufsteigende Skala ohne Begleitung bis zum hohen B, dort sollte ich verweilen, bis das Orchester mit vollem Akkord einfiel und den einen schwindelnden Ton erlöste. Es war nicht leicht zu singen, aber ich hatte öfter schon dergleichen Kunststückchen gemacht, war immer glücklich davongekommen und hoffte es würde auch wieder so gehen. Ganz heiter setzte ich mich mit meinem Nähzeug zu den Kindern, da plötzlich fiel mir ein, daß ich nicht bloß zu singen haben würde, nein, daß ich auf einem erhöhten Theater stehen, mich bewegen, spielen sollte, während aller Augen auf mich gerichtet wären. — Das ging nicht an — unmöglich! Das konnte ich nicht! Ich fühlte mich von dem bloßen Gedanken wie gelähmt. Sobald Eduard nach Hause kam, besprach ich noch einmal die ganze Angelegenheit mit ihm, aber er redete nicht zu noch ab. Ich glaube, er hätte mich am liebsten still unter den Zuschauern gewußt.

Nach zwei qualvollen schlaflosen Nächten war mein Entschluß, zurückzutreten, gefaßt, und mit Angst und Zittern ging ich hinüber zu Fanny, ihn ihr mitzuteilen. Sie war sprachlos vor Schrecken, Rebekka heftig, Hensel empfindlich und ich ganz unglücklich. Da kam Felix aus England zurück, in schönster, eifrigster Festesstimmung. Gleich am ersten Abend — denn die Eltern durften nichts davon hören — spielte er bei uns sein Liederspiel, sang alle

Partien und entzückte uns durch sein reiches, schönes, anmutiges Talent. Welche Zartheit der Empfindung, wie viel Wärme, welch ein Humor waren in dem kleinen Stück vereint! Wir waren alle ganz davon hingenommen; dennoch genossen wir es nur mit halbem Herzen; Fanny dauerte mich schrecklich, und ich kam mir wie eine Verbrecherin vor. Wäre Felix nicht so freudig erregt gewesen, er hätte es merken müssen, wie ausweichend matt unsere Antworten auf alles waren, wenn er von Fannys Festspiel sprach, wie sehr er sich darauf freue, und sich scherzhaft die Erlaubnis ausbat, bei der Instrumentierung ein wenig nachhelfen zu dürfen. Es lag wie ein Alb auf uns, und Felixs' kindliche, harmlose Freude, mit welcher er Eduards Vorschläge über den Bau des kleinen Theaters, der Dekorationen, Proben usw. anhörte, verstärkte das Peinliche unserer Stimmung noch mehr.

Am nächsten Vormittag kam Felix, meine Partie von Fannys Festspiel in der Hand.

„Ach Gott, ich weiß schon, was Sie wollen," rief ich ihm entgegen, „aber ich kann nicht, ich kann wahrhaftig nicht singen, so weh es mir auch tut."

„Daß Sie sich ängstigen," erwiderte er, „sehr ängstigen, weiß ich, denn ich kenne Sie lange genug, aber ich weiß auch, daß Angst und Aufregung niemals Ihrer Stimme Abbruch tun oder sie schwankend machen, ja, Sie selbst haben mir schon gesagt, daß Sie dann eigentlich am besten singen."

„Ach, Sie denken jetzt durch Schmeicheln mich zu bewegen, und daß es gerade bei mir —"

„Das denke ich nicht," fiel er ein, „aber Sie wissen,

daß wenn Sie nicht singen, Fanny die Freude, ihre Eltern an dem Tage zu überraschen, ganz aufgeben muß, was nicht allein ihr und Hensel, sondern auch mir, dem Bevorzugten, so weh tut, daß ich gern gleich zurücktreten möchte, wenn ich es der Eltern wegen tun dürfte. Die Lust an dem ganzen schönen Fest wäre uns allen gestört, und durch Sie gestört, die stets so warmen Anteil an allem, was uns begegnet ist, genommen hat, das können Sie nicht und das wollen Sie auch nicht," sagte er lebhaft. Er war so liebenswürdig, warm und bewegt, seine Gründe so überzeugend, daß mir die Kraft fehlte, länger zu widerstehen. Ich nahm die Noten aus seiner Hand und sagte fast weinend: „Ich will singen, aber ich bin ganz wütend auf Sie." Er lachte hell auf, nickte mir zu und lief fort, die frohe Botschaft den Geschwistern zu verkünden. Von jetzt an hatte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Lag der kleine Gustav auf meinem Schoß, so sang ich nicht wie sonst vom schwarzen und weißen Schaf, sondern ich sang von Lotoskelchen; oft erschreckte ich das arme Würmchen durch ein lang gehaltenes hohes B, und ich schämte mich recht, wenn er ein kleines „Lümpchen" zog.

Zu alledem kamen nun noch Toilettensorgen, kurz, mir war ganz widerwärtig zumute, bis wir anfingen, zu probieren, erst mit Klavier, dann mit Orchester. Mit Felix zu musizieren war ein Genuß, der für alle Angst und Not hinlänglich Ersatz bot; für mich noch besonders, Eduard als Regisseur tätig zu sehen, der die Fähigkeiten der Dilettanten so geschickt zu benutzen verstand, daß diese kleine Oper wirklich ganz allerliebst ineinander-

griff, und keine der vielen kleinen Nuancen und feinen Wirkungen verloren ging. Viel Spaß brachte Hensels unglaublicher Mangel an musikalischem Talent. Felix, der diese Schwäche bei ihm kannte, hatte die ganze Partie des Schulzen deshalb auf einen einzigen Ton gesetzt; aber auch diesen einzigen Ton traf er trotz allen Übens niemals. Zum Glück hatte er Humor genug, stets mit in unser Lachen einzustimmen.

Der Tag der silbernen Hochzeit, der 22. Dezember [1829], kam. Wir gingen morgens hinüber zu gratulieren und taten sehr unbefangen, als Fanny die Eltern im Namen aller Kinder bat sich abends 8 Uhr in den blauen Saal zu verfügen, um einer kleinen Festlichkeit beizuwohnen.

Die Zeit ward mir unendlich lang, mit jeder Stunde fühlte ich mich elender und glaubte den Abend nicht erleben zu können. Endlich schlug es 6; ich ging zu Fanny hinüber in das Schlafzimmer der Eltern, das zur Garderobe für uns hergerichtet war. Fanny in weißer Seide mit Gold gestickt, einem langen, golddurchwirkten Schleier, von einem goldenen Kranz gehalten, nahm sich sehr stattlich aus. Rebekka auch in weißer Seide mit Silberstickerei und vielen Diamanten sah ganz reizend aus. Ich in meinem Brautkleide, das überall mit Rosen geschmückt war, einen vollen Rosenkranz in den Locken; der ganze Blumenschatz aus meines Schwiegervaters Laden war für mich geplündert worden. So warteten wir auf das Zeichen zum Beginn. Felix kam erregt und feierlich. „Es ist so weit," sagte er, betrachtete uns auf Fannys Wunsch, äußerte sich sehr befriedigt und schritt voran. Wir folgten ihm. Ich — als ob ich zum Schaffot ginge.

Der Ritornell war vorüber, der Vorhang von beiden Seiten auseinandergezogen, die Herolde traten auf, dann wir einzeln. Im Fluge übersah ich den hellerleuchteten, ganz mit Gästen gefüllten Saal, vornen in erster Reihe die Eltern. Ich sang mein Solosätzchen, lehnte, wie es auf den Proben angeordnet war, meinen Kopf auf Fannys Schulter und umfaßte sie. „Sehr gut," flüsterte sie. Unser Terzett nahm sich, glaube ich, gut aus, aber noch hatte ich das Schlimmste zu überstehen, die Fermate. Mir Mut zu holen, blickte ich hinunter zu Felix, der saß, ich glaube von meiner Angst angesteckt, mit zusammengepreßten Lippen, die Augen fest auf mich gerichtet, da.

Nun begann die B-dur-Kletterei; ich kam mir vor wie der Seiltänzer Kolter. Felixens Dirigentenstäbchen, das er in der gehobenen Hand hielt, war meine Balancierstange, an der ich mich festgehalten und gestützt fühlte. So kam ich glücklich oben an. Ein kaum bemerkbares Nicken und das ihm eigene befriedigte Lächeln zeigten mir, daß es gut gewesen, und ich hätte gerne Hurra geschrien; ich tat es aber nicht, sondern benahm mich anständig und sang mit heller Stimme und frohem Herzen unser Schlußsextett mit.

Wir wurden lebhaft beklatscht, hervorgerufen, was auch geschehen wäre, wenn es ganz schlecht ausgefallen wäre. Uns aber machte es doch Vergnügen, und seelenfroh stiegen wir die kleine, wacklige Treppe hinunter und liefen in die Garderobe, uns zum Liederspiele umzukleiden. Bald standen Fanny als derbe Pächterin, Rebekka als Lisbeth allerliebst vor mir. Ich hatte auch einen Bauernrock und Mieder an, aber meinen Rosen-

kranz aufbehalten, da es ein Fest zur Feier des Schulzen im Dorfe gab.

Felix kam, um uns zu holen, und führte die vortreffliche Altistin, Fräulein Blanc, zu uns, die gleich mir im Bauernchor mitsang. Jetzt ging ich munter und guter Dinge auf meinen Posten, Felix auf den seinen an das Dirigierpult, Fanny und Rebekka hinauf auf die Bühne.

Die Oper ging vortrefflich und enthusiasmierte das Publikum, welches die Musikstücke immer durch Beifall unterbrach. Das kleine nächtliche Duett zwischen Kauz und Hermann ward von Eduard und Mantius aber auch ganz vorzüglich vorgetragen. Das Orchester leise, zart wie ein Hauch, die beiden Sänger flüsternd und doch so präzis jeden Ton und jedes Wort bringend, daß die Zuhörer nicht anders konnten, als stürmisch da capo zu verlangen. Jetzt kam die Reihe an uns. Fräulein Blanc und ich, jede einen Blumenstrauß in der Hand, gingen, ein reizendes zweistimmiges Solosätzchen singend, dem Frauenchor voran; diesem folgten ebenso die Männer. Als wir vorkamen, hörte ich, wie Frau Mendelssohn leise und zärtlich meinen Namen rief.

Frisch, warm und lebhaft schloß das Ganze und brachte — natürlich besonders bei den Eltern — die schönste, bewegteste Stimmung hervor.

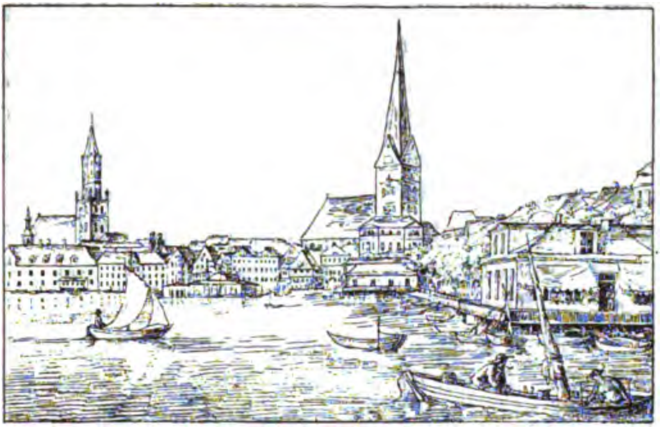
Wie viele genußreiche und schöne Stunden wurden uns durch die liebe, kleine Oper noch zu teil. Rebekka überließ mir gern nach der Festvorstellung die Partie der Lisbeth, da sie ihr sehr unbequem und zu hoch lag. So hatte ich die Freude, die Eltern recht vertraut damit zu machen; so oft es sich irgend tun ließ, mußten wir

ihnen daraus vorsingen, und wir empfanden wieder, welch ein Vergnügen besonderer Art es ist, sich mit wirklich innerlichen Kunstwerken so eingehend zu beschäftigen. So oft wir daraus sangen, und das geschah sehr oft, fanden wir neue, pikante und feingefühlte Momente, denen nachzuspüren Genuß war.

Daß Felix uns immer selbst auf dem Flügel begleitete, gab unserm Singen noch besondern Reiz. Er hatte seine feststehenden kleinen Späße, die er immer wiederholte, ehe wir zu musizieren anfingen. Erst neckte er mich wegen meiner Angst, gab dann die Tempi der verschiedenen Nummern, die wir zum Singen gewählt hatten, im allerlangsamsten Maße an, weil ich ihn leise gebeten hatte „nur nicht wieder gar zu toll!“ — lachte, sah mich an, um mich auch zum Lachen zu bringen, was ihm denn auch gelang, und machte durch diese kleinen Koketterien, die ihm so allerliebst standen, die ganze Damengesellschaft auf mich eifersüchtig. Hatte er einmal zu akkompagnieren angefangen, dann begleitete er entzückend feurig, lebhaft und doch so zart, nachgebend, daß es eine Lust war, mit ihm zu singen.

Felix rüstete sich zu einer größeren Reise, zu langdauernder Abwesenheit vom Hause. Da bat ich ihn mir nur ein Musikstück aus dem Liederspiel für Klavier zu komponieren, damit ich auch später allein mich daran erfreuen und der schönen Festzeit erinnern könnte. Er versprach es, da er aber immer nichts brachte, glaubte ich, er habe es vergessen, und mochte nicht erinnern.

Eines Morgens kam er, befangen, verlegen, wie er



Alsterbassin in Hamburg

oft war, wenn er am wenigsten Grund dazu hatte. Er reichte mir ein einfach grün gebundenes Notenbuch; ich öffnete, es war von seiner Hand zierlich klein und doch so deutlich geschrieben: ein Klavierauszug der ganzen Oper, Ouverture und Zwischenmusik, sogar zu vier Händen arrangiert. Ich war so verdutzt, so erschrocken, daß ich mich entsetzlich dumm benahm, und er es schwerlich merken konnte, welche Freude, welchen Eindruck dieses kostbare Geschenk mir machte.

„Es ist Ihr Eigentum," sagte er, „und nur wer Ihre Erlaubnis dazu eingeholt hat, darf etwas daraus abschreiben." Der liebe Felix! Mit pedantischer Strenge, die mich ganz beschämte, erlaubte er es selbst seiner Familie nicht eher, als bis sie mich darum befragt hatte.

Emil, der schon mehrere Jahre mit der vortrefflichen Schauspielerin Doris Böhler verheiratet war,

hatte mit seiner Frau ein Engagement in Hamburg angenommen, und beide waren von dem angenehmen, frischen Leben sowohl, als von dem ausgezeichneten Ensemble des dortigen Theaters ganz entzückt. Das alles auch kennen zu lernen, beschloß Eduard, seinen diesjährigen Urlaub zu einer größeren Reise zu verwenden, schrieb um Gastrollen — die teure Reise zu ermöglichen — an den Direktor des Hamburger Theaters und bat Emil um seine Vermittlung bei dieser Angelegenheit.

Bald darauf erhielt Eduard einen Antrag auf drei Gastrollen für den Monat Mai [1830]. Die Jahreszeit war für den Theaterbesuch noch günstig. Die Kinder wußten wir unter Lorens Aufsicht gut versorgt. So machten wir voll freudiger Erwartung unsere Reisevorbereitung. Ich fühlte mich in fieberhafter Aufregung, ebenso durch den Gedanken beängstigt, so lange vom Hause entfernt zu sein, als voll Lust und Ungeduld, die Heimat und all die lieben Plätze meiner frühsten Kindheit wiederzusehen.

Mendelssohns hatten versprochen sich täglich um Lore und die Kinder zu kümmern. Der alte Herr Mendelssohn gab uns einen Empfehlungsbrief an seinen besten Freund, Salomon Heine. Und so auf alle Weise wohl versorgt, nahmen wir eines Abends ½9 Uhr Abschied vom Hause. In einer Droschke fuhren wir nach der Post und auf dieser kleinen Strecke war mir schon so weh ums Herz, daß ich immer umkehren zu müssen meinte. Im Posthofe angelangt, wurden wir in die Passagierstube gewiesen, wo sich nach und nach eine Menge Herren versammelten; ich saß sehr beklommen unter ihnen, kam mir aber doch sehr wichtig vor. Der

Wagen wurde gepackt, die große Uhr in der Mitte des Hofs schlug $^3/_4$ und der Kondukteur trat ins Zimmer mit den Worten: „Meine Herrschaften, die mit der Schnellpost nach Hamburg fahren, haben Sie die Güte, sich einzusetzen.“ Die Herren erhoben sich, einige mit ungeheuren Tabacksbeuteln auf der Brust, andere mit langen Pfeifen in der Tasche. Na, dachte ich, wenn die alle mitfahren, werde ich gut eingeräuchert werden. Mir schlug das Herz gewaltig vor Angst, doch ließ ich mir nichts merken. Wir wurden nach der Nummer aufgerufen und setzten uns ein, ich in die Ecke, Eduard neben mich, außerdem noch vier Herren, die ich nicht sehen konnte, denn es war stockfinster, zwei Herren stiegen zum Kondukteur ins Kabriolet, die andern in den Beiwagen, und nun gings fort.

Draußen vor dem Tor fing der Kerl an zu fahren, daß mir Hören und Sehen verging, mir wurde ganz übel, und ich würgte voll Verzweiflung Pfeffernüßchen, Ingber, Schokoladen und eine Brotrinde hinunter. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, wurde müde und legte meinen Kopf getrost auf Eduards Schulter. Ich schlief ein und träumte gleich, unser Felix stände mit einem sehr glücklichen Gesicht neben mir, denn ich steckte ihm ein buntes Band auf seinen Strohhut. So verging die erste Nacht leidlich gut. Der Morgen graute, als ich fröstelnd erwachte. Um mich her schlief alles; ein häßlicher Anblick! Die Köpfe der Schlafenden ohne Stützpunkt baumelten hin und her, Mützen, Kopftücher waren verschoben, das Haar zerzaust, ich mußte fortsehen zum Fenster hinaus, und freute mich, als die Sonne höher stieg, daß

alles heller und belebt wurde. Wir fuhren lärmend über das schlechte Steinpflaster eines kleinen Städtchens und hielten vor dem Posthause still. Das weckte die Schläfer, sie rückten ihre Kleider, Kopfbedeckungen zurecht, setzten sich aufrecht, und schienen mir jetzt recht verständige, ordentliche Leute. Wir stiegen aus, um zu frühstücken. Im einfachen Gastzimmer stand ein langer Tisch mit rot und weiß kariertem Tuch bedeckt, ringsum saubere Tassen, in der Mitte hochaufgetürmt Schüsseln mit verschiedenem Gebäck, Zuckerdosen und frische Butter, alles äußerst bescheiden aber sehr einladend. Die große, stattliche Wirtin, von einer Magd gefolgt, brachte den Kaffee und wünschte so freundlich guten Morgen, daß man meinte, er könne nach solchem Wunsche gar nicht anders als gut werden.

Die erste Hälfte des Tages war es auch wirklich. Obgleich wir nichts eigentlich Bemerkenswertes sahen, freute ich mich so viel neue Dörfer und Städtchen kennen zu lernen, und die Bekanntschaft war damals vertraulicher als jetzt, denn wir kamen oft durch so enge Straßen, daß wir bis ins innerste der Stuben sehen und den erstaunten Kindern ein Bonbon oder ein Stückchen Zucker hineinwerfen konnten. Dann amüsierten mich die riesigen Schlüssel, Brezeln und Barbierbecken, an Stangen weit hinausgehängt, und erregten zugleich allemal meine Besorgnis, der Postillon möchte mit dem Kopfe daran hängen bleiben, wenn er so rasch darunter fortfuhr. Viel Spaß machten uns an den Wirtshäusern die Schilder mit gemalten Männern in gelben Hosen, die so glückselig auf ein überschäumendes Glas Bier hinwiesen, das sie weit überragte.

So kam der zweite Abend, und wir dachten nicht eben gern daran, noch eine ganze Nacht und beinahe einen halben Tag unterwegs sein zu müssen. Einige Stunden auf gutem Wege ging es rasch fort, bis wir an dänisches Gebiet kamen. Dieses Stückchen Land lag mitten in der Zivilisation im Urzustande da. Wer über diese Strecke, ohne den Hals zu brechen, fortkam, konnte von Glück sagen. Völlig ungebahnte, holperige Wege ließen die hohen, schweren Postwagen von einer Seite zur andern schwanken, so daß ich mich krampfhaft an den Gurten der Seitenwände anklammerte, und das war noch nicht das Schlimmste. Gerade als es zu dunkeln anfing, mußten wir einen Steindamm passieren, der im Sommer erträglich, im Frühjahr aber höchst gefahrbringend war; die alljährlichen Überschwemmungen hatten auch jetzt wieder den Damm mit den zu beiden Seiten liegenden Wiesen zu einer großen Wasserfläche gemacht. Weder Stangen, noch irgend eine Art von Umzäunung bezeichneten die Straße, die zum Glück wenigstens Postillon und Pferde genau genug kannten, um vorsichtig tastend uns darüber wegzubringen. Die Passagiere schimpften über die Willkür eines Einzelnen, der so viel Tausenden diese gefährliche Zumutung machen durfte. Eduard saß ernst mit zusammengepreßten Lippen da, und wie mir zumute war, kann ich gar nicht schildern. Kaum hatten wir diese Wassersnot überstanden, so kam eine neue, für mich nicht geringere. Die armen, ermüdeten Pferde mußten jetzt noch eine lange, lange Strecke den schweren Wagen durch den grundlos tiefen Sand mühselig fortschleppen, was sie natürlich nur mit

Anstrengung aller Kräfte, keuchend und nur durch unaufhörliches Peitschen angetrieben, bewerkstelligen konnten. Die Herren stiegen aus, die Last ein wenig zu erleichtern, ich blieb auf Eduards Zureden im Wagen und verwünschte meine Reiselust.

Von der nächsten Station mit frischen Pferden, auf guter Straße, ging es flott vorwärts. Ich saß höchst angegriffen und verstimmt in einer Ecke und guckte gedankenlos zum Fenster hinaus. Die Gegend ward hübscher, freundlicher; saubere Häuser mit eng aneinandergerückten, blanken Fenstern, schneeweißen Vorhängen, einen blühenden Nelkenstock auf dem Fensterbrett. Vor der Türe zierliche Gärten, die kleinen Beete mit Buchs eingefaßt, alles, alles erregte meine wärmste Teilnahme. Ich saß wie festgebannt, und mir war, als hätte ich dies alles früher einmal im Traum gesehen. An einer Tafel stand H a m. Ich las das Wort halblaut, setzte unbewußt H o r n hinzu — auf einmal wußte ich, woher der Eindruck kam, den diese beide Worte auf mich machten. An jenem Schreckenstage, an welchem die Franzosen von den Dänen heimlich nach Hamburg gebracht waren, hatte ich die Namen dieser beiden Vorstädte Ham und Horn als von den Feinden schon besetzt öfter nennen hören, und die Angst, das Entsetzen, welches damals alle dabei äußerten, hatte sich mir tief eingeprägt.

Ein Mädchen stand auf der Straße, wusch mit einem Pinsel, der seitwärts an einem Stock befestigt war, die Fenster, und wie sie oft in den neben ihr stehenden Eimer tauchte, das Wasser reichlich herunterlief, schrie ich auf einmal:

„Ja, ja, so ist es, so hab ich es als Kind gesehen, so haben sie mich oft bespritzt.“ Tränen stürzten mir aus den Augen. Eduard hielt meine Hand, sehr beglückt und gerührt über meine Freude, aber auch die Reisegefährten — größtenteils Hamburger — betrachteten teilnehmend und mit Stolz ihre Vaterstadt, die ihnen durch mich heute wieder neu und interessant erschien. Ein unbeschreibliches Gefühl der vertrautesten Zugehörigkeit überschlich mich; jetzt wußte ich, was Heimat sei.

Mit Peitschenknallen und Rufen fuhren wir durch das Gedränge der Stadt bis zum Posthofe; hier setzte mich Eduard in eine Droschke, während er das Gepäck besorgte. Der Lastträger, welcher unsern Koffer hinausgebracht hatte, blieb am Wagen stehen und hielt die Türe offen, um Eduard zu erwarten. Der kam, wollte einsteigen, hatte noch etwas vergessen und lief schnell wieder zurück ins Postgebäude. „De junge Herr is to hill*), Madame,“ sagte der Mann kopfschüttelnd und mit einem etwas spöttischen Lächeln.

Welch ein Leben und Treiben in den Straßen, was gab es alles zu sehen und zu hören; die breiten, kräftigen Gestalten, mit dem raschen Gang, als ob jeder langsame Schritt gleich Verluste brächte, dazu das Ausrufen, nicht mehr so melodisch und eigentümlich wie in meiner Jugend, aber doch bunt und frisch durcheinander. Die liebe, grobe plattdeutsche Sprache, alles, alles entzückte mich, und Eduard schien ebenso erregt und froh wie ich selbst.

Emil hatte ganz in der Nähe seiner Wohnung,

*) Hamburger Ausdruck für „rasch“.

dem Theater gegenüber, in einem Hotel ein Zimmer für uns bestellt; dort empfing er uns sehr freundlich und herzlich. Während wir ein klein wenig unsern Anzug ordneten, wartete er unten im Speisesaal und führte uns dann gleich zu seiner Familie. Mit ausgebreiteten Armen und etwas theatralisch bewegter Stimme, aber trotzdem unendlich freundlich, kam Doris uns auf der Treppe entgegen. In ihrem ebenso traulichen wie eleganten Wohnzimmer fanden wir die Kinder, zwei allerliebste kleine Mädchen, die ich mir schnell durch eine mitgebrachte Tüte gewann.

Bei Tisch erfuhren wir, der Onkel Louis sei auch auf Gastrollen in Hamburg; in acht Tagen, zwischen Eduards erster und zweiter Rolle, war dessen letztes Auftreten angesetzt. Eduard hielt wohl mit Recht das für nicht günstig für ihn, da es jedenfalls eine sehr starke Aufforderung an das Publikum sei, zu vergleichen zwischen dem weltberühmten alten und dem jungen Künstler gleichen Namens.

Am nächsten Morgen holte uns Emil mit zwei Freunden ab, um uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Wir gingen zuerst nach dem Baumhause, setzten uns in ein Boot und fuhren in den Hafen, eine lange, schmale Wasserstraße zwischen riesigen Schiffen, die wie eine hohe Häuserreihe eng aneinander lagen. Hier sah man alle Nationen, hörte das muntere Schwatzen oder Singen der Engländer, Russen, Portugiesen, Holländer, alles bunt durcheinander, und hoch auf den Mastbäumen die Schiffsjungen in roten Jacken, wie kleine Äffchen, die Kunststücke machen. Beim Nachhausegehen wurde ich ganz stolz durch Eduards Ausrufe des Entzückens über

meine alte, liebe Vaterstadt. Wohin man aber auch sah, überall erblickte man Sauberkeit, Fleiß, Tüchtigkeit und Wohlhabenheit.

Unsere Empfehlungsbriefe hatten wir abgesendet und gleich tags darauf einen Besuch des jungen Herrn Heine empfangen, der uns sehr verbindlich im Namen seines Vaters für den nächsten Mittag auf dessen Landsitz zu Tische lud. Sein Vater würde sich erlauben, uns zur bestimmten Stunde in seiner Equipage holen zu lassen. Um sechs Uhr, der Dinerzeit des alten Bankiers, hielt ein höchst eleganter Wagen, Kutscher und Bediente in sehr nobler Livree, vor unserer Türe. Mein Anzug — ein weißes Mullkleid, mein Brautkleid darunter — ward sowohl von Emil als von Doren sehr streng geprüft und gebilligt.

Der Kutscher fuhr mit so bewundernswürdiger Geschicklichkeit, daß selbst ich ohne alle Angst draußen ankam. An der Elbe neben dem bekannten Rainville lag die Besitzung Heines, mit derselben berühmtschönen Aussicht, wie jenes. Der kleine, dicke, alte Mann mit weißen Haaren begrüßte uns sehr freundlich, schüttelte uns herzlich die Hände und sagte: „Wenn ich Ihnen irgend etwas nützen kann, soll es mit Freuden geschehen, denn Sie sind mir von meinem besten Freunde Abraham Mendelssohn empfohlen worden, als ob Sie seine eigenen Kinder wären.“ Er bat uns ihm in den Garten zu folgen, wo wir eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft fanden, die trotz aller Ungezwungenheit des Benehmens doch eine gewisse steife Förmlichkeit zeigte, welche mir auffiel. Eine junge, hübsche Frau, seine jüngste Tochter, die ein-

zige, welche sich von diesem Wesen freigemacht hatte, näherte sich mir freundlich, und wir plauderten, während wir in den schönen Alleen auf- und abgingen, den Blick auf die herrliche, breite Elbe, bis endlich um sieben Uhr der Diener uns zum Essen rief.

Salomon Heine führte mich, Eduard die junge, hübsche Frau. Das Innere des Hauses machte einen überaus behaglichen Eindruck, es war von so gediegener Eleganz, daß man sie zuerst gar nicht merkte, alles sah nur bequem und wohnlich aus. Der Speisesaal, gleich im untern Stock, bot außer dem reich mit Silbergeschirr besetzten Buffet und vielen Dienern in Livreen nichts Bemerkenswertes. Die Unterhaltung bei Tisch mißfiel mir, da sie sich meist um die Delikatessen drehte, die eben aufgetragen und verzehrt wurden. Uns, die wir nicht Gourmants waren, entstand daraus die doppelte Beschwerde, so viele Leckerbissen durch das Aufzählen und Preisen derselben fast dreifach genießen zu müssen. In einiger Entfernung mir gegenüber saß ein Herr, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil er mich mit zugekniffenen, zwinkernden Augen maß, dann geringschätzig und gleichgültig fortsah. Der Ausdruck seines Gesichts dabei machte mir die Empfindung, als ob ich zu anständig aussähe, um von ihm berücksichtigt zu werden.

„Wer ist der Herr dort drüben?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Kennen Sie den nicht? — Das ist ja mein Neffe Heinrich, der Dichter“ und die Hand vor den Mund legend flüsterte er „die Kanaille“.

Jetzt begriff ich die natürliche Antipathie zwischen

uns beiden. Ich ward aufmerksamer auf das, was er sprach, und hörte, wie er mit blasiertem, halb spöttischem, halb klagendem Tone von seiner Armut sprach, die ihm größere Reisen versage. Da rief der Onkel (von dem man wußte, daß er den Neffen großmütig unterstütze): „Ei, Heinrich, du brauchst doch nicht zu klagen. Wenn dir's an Geld fehlt, gehst du zu einigen guten Freunden ins Haus, drohst ihnen: Ich mache euch in meinem nächsten Buche so lächerlich, daß kein ordentlicher Mensch mehr mit euch umgehen kann, oder du blamierst einen Edelmann! Du hast ja Mittel genug in Händen." — Der Dichter kniff die Augen zu und erwiderte scharf:

„Er hatte mich angegriffen mit Knoblauchessen und den alten Ammenmährchen; ich mußte ihn vernichten."

So gutmütig der alte Mann, so freundlich er auch sein konnte, hatte er doch oft etwas zu rücksichtslos Durchfahrendes.

Einem kleinen jüdischen Professor (Mathematiker), der sehr vornehm verwöhnt tat, über auserlesene Weine und Leckerbissen sprach, als ob sie ihm ganz gewohnte Kost seien, sich überhaupt recht anmaßend benahm, rief der Alte so laut, daß alle es am Tische hören mußten, zu:

„Wie sich doch die Zeiten ändern, mein lieber Professor! Wissen Sie noch, wie wir beide als ein Paar arme Judenjungens nach Hamburg kamen?" Er lachte sehr vergnüglich dabei.

„Hm!" brummte höchst unangenehm berührt der Professor.

„Wie?" fuhr Heine mich anstoßend fort, „Sie können sich nicht darauf besinnen? Ich weiß es noch wie

heute, wir hatten beide zerrissene Schuhe an, und die Strümpfe waren gewiß nicht besser; — ach," sagte er, sich halb zu mir wendend, „und wenn wir so des Sonnabends bei braven, guten Leuten einen Freitisch bekamen, das war eine Freude und schmeckte! Für die ganze Woche habe ich mich vollgestopft." Der Professor, dem nichts anderes übrig blieb, stimmte lachend ein.

Das Diner war zu Ende. Mehrere aus der Gesellschaft entfernten sich, darunter der Dichter, dem es nicht recht wohl in der Nähe des Onkels war.

Zum Kaffee gingen wir hinauf in die wohnlichsten und freundlichsten Räume, die ich je gesehen. Eduard, der schon unten mit einigen Herren ein lebhaftes Gespräch begonnen hatte, setzte es oben eben so eifrig fort. Heine, der die ganze Zeit über schon mit sichtlichem Vergnügen das Interesse beobachtet hatte, welches alle, die in Eduards Nähe standen, an seiner Unterhaltung nahmen, platzte auf einmal im allerjüdischsten Jargon los.

„Bei Gott — gebildet!"

Dieser Ausruf der Verwunderung zeigte eben so sehr seine freundliche Teilnahme für Eduard als es deutlich bewies, welche Meinung er von der Bildung eines Schauspielers im allgemeinen hatte.

Auf Bitten der Gesellschaft sang Eduard die Arie des Barbiers mit außerordentlichstem Beifall, dann mit mir einige Duette. Eine Dame, welche in Hamburg für eine brillante Sängerin galt, es in der Tat auch war, nahm, sowie Eduard den Platz am Klavier verlassen hatte, ihn eiligst ein und sang mehrere Koloraturarien mit großer Fertigkeit, eine nach der andern. Heine hörte

ein Weilchen geduldig zu, dann kam er zu mir und sagte leise: „Gehen Sie hin und singen Sie, das ist mir lieber als all das Geschnörkel da.“ Ich zeigte erschrocken auf die Dame, legte die Finger auf die Lippen und machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß ich das nicht könne.

„Ei was!“ rief er auf einmal laut, nahm meinen Arm, zog mich zum Klavier, und sagte zu der Sängerin, die eben wieder ein neues Blatt auflegte: „Bitte, stehen Sie mal auf, und lassen Sie die kleine Frau dahin.“ Die Sängerin, ebenso rot und verlegen wie ich, stand rasch auf, und ging, gewiß äußerst empört, ins Nebenzimmer, wo sie von einem Kreis Damen und der liebenswürdigen Tochter des Hausherrn aufs freundlichste empfangen wurde.

Mir blieb nichts übrig als zu singen, erst allein, dann mit Eduard, zur lebhaftesten Freude des alten Mannes.

Emil wie seine Freunde blieben gleich unermüdet und eifrig, uns mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Das Theater, besonders das Schauspiel, hatte durch sein vortreffliches, rasches Zusammenspiel uns den schönsten Eindruck gemacht. Von dem Reiz der Gegend, von dem Wohlstand der Dörfer waren wir entzückt, die Delikatessen und die Mannigfaltigkeit der Speisen in den Restaurationen hatten wir mit Staunen genossen, in dem erleuchteten Alsterpavillon des Abends geschwärmt, und waren eben im Begriff, zum Schluß all dieser Herrlichkeiten noch in ein Frühstückslokal zu gehen, als uns der Onkel Louis mit seiner jungen (dritten) Frau begegnete.

Sie, die Tochter eines armen Schusters, die ihre früheste Jugend in einer Kellerwohnung zugebracht hatte, war jetzt die Frau eines der gefeiertsten und berühmtesten Künstlers. Der gute, leichtgläubige Mann hoffte, was ihr an Bildung und Erziehung fehle, würde Dankbarkeit und Liebe ersetzen. Allein, er merkte bald, wie sehr er sich getäuscht. Mit weiblichem Takt wußte sie sich schnell äußeres Benehmen und scheinbar Bildung anzueignen, aber von Dankbarkeit oder Liebe wußte sie nichts. Schmerzlich getäuscht, kränklich, mißmutig, verstand er es gar nicht, ihr auf irgend eine Weise Respekt einzuflößen; sie beherrschte ihn vollständig, und selbst seine Kunstreisen, die früher so belebend und erfrischend auf ihn gewirkt hatten, waren durch ihre Begleitung ihm vollständig verleidet. Er hatte nicht den Mut, sie zurückzulassen, sie schwelgte in seinen Ehren, genoß alle Annehmlichkeiten, die dem berühmten Mann geboten wurden, und kümmerte sich wenig darum, wie weh ihm dabei ums Herz war. Das alles wußten wir und brachten nur mühsam ein Gespräch zustande. Auf ihre Frage, wohin wir gehen wollten, nannte ihr Emil die Restauration. „O gehen Sie nicht dorthin," sagte sie mit affektierter Vornehmheit, „Sie werden dort alles schlecht finden, es riecht nach Teer, der Wein ist mittelmäßig, die Austern nicht zu genießen; ich habe meine braten lassen, und trotzdem konnte ich sie nicht essen." Unwillkürlich sah ich den Onkel dabei an; er warf ihr einen Blick zu, so ausdrucksvoll wie nur er es imstande war: so voll Geringschätzung und Trauer zugleich, daß es mich tief bewegte.

Onkel Louis gab seine letzte Gastrolle; er spielte den Müller in Der Müller und sein Kind von Raupach, Emil und Doris den Müllerburschen und seine Braut. Genug des Anziehenden für uns, und wie ein paar Gymnasiasten, welche die Zeit nicht erwarten können, liefen wir ins Theater. Das Stück machte mir einen furchtbaren Eindruck, mehr zermalmend als erschütternd. Der Onkel gab den hektischen, mißtrauisch-geizigen Alten so naturgetreu, mit so erschreckender Wahrheit, daß man es kaum ertragen hätte, wenn nicht Emil und seine Frau durch ihr anmutiges Spiel, durch die Poesie, welche beide dem Liebespaar zu verleihen wußten, mildernd und versöhnend gewirkt hätten. Es war uns ein höchst genußreicher, unvergeßlicher Abend, und mit Erstaunen beobachteten wir, wie das Publikum für die feinsten, rührendsten Momente Emils weder Verständnis noch Teilnahme zeigte. Wieder stimmten wir überein, wie viel Schuld das Publikum an dem Verderben der besten, feinsten Künstler trägt. Sich von dem Wege der Wahrheit und des Schönen nicht ablenken zu lassen, dazu gehört ein Charakter so fest und sicher, wie man ihn selten findet. Emil besaß ihn leider nicht, und der Verdruß, von der Mittelmäßigkeit sich in der Gunst und dem Beifall des Publikums so oft überflügelt zu sehen, trieb ihn wohl zuerst, seine schöne, edle, maßvolle Spielweise aufzugeben.

Die ruhige Vergnügungszeit war vorüber, Eduards erste Probe auf den folgenden Tag festgesetzt, und wir im Grunde recht froh, endlich die Spannung loszuwerden. Er trat [am 10. Mai 1830] als Barbier auf, eine Rolle,

die er oft auch in der Fremde mit günstigem Erfolg gespielt, die er außerdem vom Meister Lablache gesehen, dem er viele seiner kleinen Nuancen abgelauscht hatte. Ich konnte also eigentlich ganz sicher sein, und dennoch, als abends das Ritornell seiner Arie begann, war mir gerade, als müßte ich davonlaufen. Er kam, frisch und lebhaft, die Stimme klang vortrefflich, meine Angst war verschwunden, das Publikum wie elektrisiert, applaudierte, rief stürmisch von allen Seiten da capo, und Eduard wiederholte die Arie italienisch. Zufällig streifte mein Blick den ersten Rang, da sah ich den kleinen, dicken Salomon Heine in seiner Loge hochaufgerichtet stehen, den Ausdruck der stolzesten Befriedigung im Gesicht, grüßte er vornehm lächelnd in die neben und gegenüberliegende Loge die Bekannten und nahm die Huldigungen, welche seinem Schützling gezollt wurden, gnädig an. Der Abend ging glänzend vorüber, am liebsten hätte ich gleich Loren ihr Teil von meiner Freude gegeben; aber ich konnte nicht fort, denn Emils feierten so vergnügt und froh mit Punsch und Kuchen den glücklich überstandenen Anfang, daß ich undankbar geschienen hätte, wollte ich nicht von Herzen daran teilnehmen.

Die beiden folgenden Rollen Don Juan [22. Mai] und Orest [12. Mai] hatten einen ehrenden, aber kühleren Erfolg; Gluck war eine gar zu schwere, unverdauliche Kost für Hamburger Kunstmagen. Eduard hatte oft Gelegenheit später in Berlin den Orest mit Madame Milder (Iphigenie) zu singen*) und eine tiefe Wirkung

*) Glucks Iphiginie in Tauris: 26. Jan., 18. Febr. 1831, 20. Juni, 3. Juli 1833.

mit seiner Leistung zu erzielen. Der alte Mendelssohn sagte ihm abends nach einer Vorstellung dieser Rolle, Eduard sei der erste Orest, der ihn an den unvergeßlichen Talma lebhaft erinnert habe.

Der damalige Direktor des Theaters, F. L. Schmidt, hatte so viel Interesse an Eduards Talent wie an seinem künstlerischen Streben genommen, daß er uns zu Ehren noch ein großes Abschiedsdiner gab. Sophie Schröder, welche zum Besuch ihrer jüngsten Tochter gerade in Hamburg verweilte, war auch zu diesem Mittag geladen, und ich war außer mir vor Freude, die bedeutende Künstlerin nun in der Nähe zu sehen. Wir hatten uns mit Emils pünktlich zur bestimmten Stunde in des Direktors Haus eingefunden. Der alte Herr war ein feiner, angenehmer Wirt, sein Sohn, ein junger Arzt, lebhaft, unterhaltend, die Gesellschaft, die wir schon versammelt fanden, nicht groß, aber gewählt. Wir warteten mit dem Beginn des Diners nur noch auf Mad. Schröder und ihre Tochter.

Endlich erschollen draußen laute Begrüßungen und Entschuldigungen. Die Türe ging auf, die lang Erwartete trat ein. Ach, welch ein Anblick! — Die ziemlich kleine, breite Gestalt in brennend roten Flor gehüllt oder leider nicht gehüllt! Ihr Gesicht mit den geschminkten Wangen sah vor dem unerbittlich strengen Sonnenlicht fast grob und gewöhnlich aus. Erschrocken und beschämt zog ich mich hinter Doris zurück, aber Mad. Schröder hatte Eduard begrüßt und mich gesehen, kam mir herzlich die Hand reichend auf mich zu, fragte nach meinem Befinden, nach den Kindern, und als sie bei meiner Antwort Tränen in meinen Augen bemerkte, ward ihr Ton

so innig warm, der Blick, mit welchem sie mich betrachtete, so tief, so gut, daß diese wenigen Minuten hinreichten, ihr mein Herz wieder zuzuwenden. Hätte ich ihr in diesem Augenblick ein anderes Kleid anziehen und die geschminkten Wangen waschen dürfen, ich würde sie geliebt haben wie früher.

Mehrere Jahre später sah ich Sophie Schröder wieder, im einfach dunkeln, seidenen Anzug, verständig und gut, ganz ihrem Alter gemäß plaudernd, dabei von so jugendlich glühendem Enthusiasmus für ihre Kunst, daß ich wieder entzückt von ihr war wie in meiner Kindheit. Ihr Urteil über Eduard, den sie als Marc Anton in Julius Cäsar gesehen hatte, und von dem sie behauptete, er sei jetzt der einzig vollendete Redner in Deutschland, machte sie mir nicht weniger lieb.

Die Unterhaltung bei Tisch war lebhaft und hübsch; Frau Schröder freilich sprach nur Theatergeschichten und meist Emil zugewendet, der ihr gegenübersaß. Er machte sich ebenso niedlich vor ihr, als sie mit ihm kokettierte. Nach dem Essen zog mich Dore zum Fenster und sagte mit ihrem pikanten Lächeln: „Hast du wohl bemerkt, wie Emil bemüht war der Schröder zu gefallen? Er war ganz Süßigkeit, vollständig Schäfer aus Geßners Idyllen; ja, ja, einer so berühmten Künstlerin zu gefallen, ist nützlicher als du vielleicht meinst. Eduard dagegen," sagte sie lachend, „war gerade das Gegenteil seines Bruders; er schien es förmlich darauf abzusehen, die arme Frau zu ärgern."

„Hast du's auch bemerkt?" fiel ich ihr rasch ins Wort. — „Freilich, er bestritt ja alles, was sie sagte."

„Nun," meinte Dore, „sie sprach auch ziemlich konfuses Zeug, aber ich glaube darum nicht, daß dieser Mittag bestimmt sei, die alte Frau zu erziehen. Sag' einmal, ich habe mich eben schon besonnen, welchen von den beiden Brüdern du wählen würdest, wenn du noch frei wärest?"

„Keinen von beiden, wenn sie immer so wären, wie sie sich heute gezeigt haben."

Der Tag unserer Abreise war festgesetzt, aber bevor wir uns zur Heimreise rüsteten, hatte ich meinem Gefühl nach noch eine heilige Verpflichtung zu erfüllen: Die Gespielen meiner frühesten Jugend aufzusuchen. Und es gelang mir nach langem Umfragen, sie wirklich endlich ausfindig zu machen.

Da stand ich wie vor langen, langen Jahren in dem einfach sauberen Zimmer; über dem Sopha hing noch derselbe alte Herr mit dem gepuderten Haar, dem Spitzenjabot, der kleinen, goldnen Tabaksdose zwischen den Fingern, und sah mich ebenso freundlich lächelnd an wie damals, als ich noch ein Kind war. Auf dem Fensterbrett in den roten Blumentöpfchen mit goldnen Löwenköpfen, ganz wie früher, standen Resedastöcke und erfüllten wieder das Zimmer mit ihrem lieblichen Duft. Da ging die Türe auf, die beiden alten Leute kamen mit den Töchtern Polly und Bertha in höchster Erregung herein. Die Mutter lief auf mich zu, preßte mich schluchzend an sich und rief ein über das andremal: „Therese, mein Goldkind, wie lieb, daß du gekommen bist." Und wie sie nun anfing von Minen, Vater,

Mutter und Ludwig, von allen meinen geliebtesten Menschen zu erzählen, da wurde mir ganz warm und heimisch ums Herz, und ich mußte ihnen versprechen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde Eduard zu ihnen zu bringen.

Mir zu Liebe war er gern dazu bereit, und war so liebenswürdig freundlich dort, daß ich mit der beglückenden Empfindung Abschied nahm, auch ihnen eine angenehme Erinnerung an unser Wiedersehen zurückgelassen zu haben.

Zurückgekehrt mußten wir gleich zu Mendelssohns und erzählen. Sie ließen mit Fragen nicht nach, und der verwunderte Ausruf des alten Salomon Heine, „Bei Gott, gebildet,“ der die größte Heiterkeit erregte, blieb noch Jahr und Tag sprichwörtlich im Mendelssohnschen Hause.

Was uns die Freude des Wiedersehens gleich recht gründlich störte, war Lorens Nachricht, daß Eduard sich in den nächsten Tagen wieder zu einer Reise rüsten müsse. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte die Kaiserin von Rußland, seine Lieblingstochter, zu einem ungestörten Familienbeisammensein auf dem Lande eingeladen und dazu Fischbach in Schlesien vorgeschlagen. Die Kaiserin willigte darein und bestimmte den Monat Juni zu dieser Zusammenkunft. Der König ließ alle Anstalten zur Aufnahme des sehnlichst erwarteten Gastes treffen und, um der hohen Frau außer dem traulichen Beisammensein mit den Ihrigen und der reizenden Natur auch Kunstgenüsse zu bieten, befahl er seine vier ersten Sänger Stümer, Bader, Zieschе und Eduard aufzufordern, ihn nach Schlesien zu begleiten. Henriette Sonntag, die gerade im Begriff stand nach England zu



Lomnitz

gehen, ward auch so freundlich dazu eingeladen, daß sie ihre englische Reise bis auf spätere Zeit verschob und bereitwillig der königlichen Einladung folgte. So leid es uns tat, die Eindrücke von Hamburg und allem dort Erlebten nicht zusammen noch einmal im Erzählen durchzugenießen, so mußten wir doch zugestehen, daß nicht leicht ein verlockenderes Anerbieten als eben diese Reise kommen konnte. Unter solchen günstigen Verhältnissen das Riesengebirge kennen zu lernen, die königliche Familie mit ihrer Umgebung so in nächster Nähe beobachten zu dürfen, war für einen jungen dramatischen Künstler ebenso interessant als lehrreich.

Während Lore und ich eifrig beschäftigt waren, Eduards Wäsche und Garderobe instand zu setzen, mehrere vergilbte weiße Halsbinden waschen und bügeln zu lassen, wählte und prüfte er mit den drei andern Sängern Musikstücke, meist vierstimmige Gesänge ohne Begleitung.

Viel Schwierigkeit machte das Finden einer kleinen Oper, welche der König am meisten wünschte. Nach langem Suchen schien Adolf und Klara von Dalleyrac [Text von Herclots] für diese Gelegenheit und diese Kräfte am geeignetsten. Die Partie der Klara wurde Fräulein Sonntag zugeschickt, ein junger Klavierspieler zum Begleiten und Dirigieren der Oper eingeladen, Kostüme eingepackt, zwei Theaterdiener mit Reisegeld versehen, und nach all diesen Vorbereitungen fuhren die vier Künstler in offenem Wagen mit Extra-Postpferden an einem hellen Junimorgen zum Tore hinaus. Einiges aus Eduards Briefen*) mag ihn selbst erzählen lassen.

Schloß Lomnitz, 6. Juni 1830.

Endlich, liebe Therese, komme ich dazu, Dir ein paar Zeilen zu senden, so viel, so unendlich viel hätte ich Dir zu sagen, zu erzählen. Eine Menge Unannehmlichkeiten, Verdrießliches, Lästiges, Alles habe ich Dir gleich schreiben wollen, als die ersten 1½ Tage der Reise mir in tiefster Seele zuwider waren, vorzüglich und eigentlich wohl, weil ich Deine Reisegesellschaft mit meiner jetzigen vertauscht hatte; doch — davon mündlich. — Nachher aber, als die blauen Streifen des Riesengebirges am Horizont erschienen, habe ich so viel, so unbändig viel Schönes erlebt, daß ich ein Lump wäre, wollt' ich nun noch von Lumpigem reden.

Der liebe Gott hat das alles hier recht eigentlich unmenschlich schön gemacht. Ich möchte Dich hier auf dem Blatt so gern Fuß für Fuß von einer

*) Die Stellen sind vom Herausgeber, nicht von Therese selbst dem Briefwechsel entnommen.

Gegend zur andern führen, Dir beschreiben, wie so nach und nach alles schöner und größer wurde, von Liegnitz an, dann bei Goldberg, wo man ins Gebirge hineinfährt, und nun möchte ich Dir die Straße beschreiben von Goldberg nach Hirschberg, wie die Berge immer höher, die Täler immer tiefer und breiter wurden, die Berge anfingen, übereinander zu steigen, als wollten sie über der vorderen Schulter uns angaffen, wie nun bei jeder Krümmung des Weges neue Thäler sich öffneten, neue Berge hervorwuchsen. Anfangs sah das Gebirge noch immer so aus, wie ich es auf Bildern gesehn, und wie es mir immer nicht gefallen wollte, die ersten Höhen sind so seltsam streifenweis theils bewaldet, theils mit buntblühender theils grüner Saat bedeckt, und die Linien dieser Felder laufen dann so den eigentlichen Umrissen der Berge entgegen, daß das Auge verwirrt wird. Manchmal sieht es aus, als hätte eine Kinderhand die Höhen willkürlich bunt bepinselt. Doch Du hattest Recht zu sagen, daß die Bilder, welche ich früher gesehen, schlecht wären, wenn auch dieser Charakter des streifenweis bebauten Erdreiches den Bergen selbst bis unter die Koppe eigen bleibt, so ist doch alles so schön, so groß, so mächtig, so — ach Wischiwaschi — was fasele ich daher, beschreiben will ich zu Haus, wenn ich Dir jeden Berg plastisch darstellen kann, wie er liegt usw., Du kennst ja meine Art — aber, Therese, hätte ich doch nur eine halbe Stunde Dich bei mir gehabt, als wir nach einem herrlichen Gewitternachmittag, der der Gegend den höchsten Glanz verlieh,

auf eine Höhe kamen, und ich nichts ahnend, vor das Wirtshaus hinaus auf eine Felsenplatte trat und nun — mir war, als bekäme ich einen Schlag mit einem Schmiedehammer auf die Brust — die ganze schöne Bergkette mit der Schneekoppe vor mir lag, mit allen niedrigeren Bergen, Wäldern, blinkenden Dörfern und Schlössern die Gegend sich bis unter meine Füße lagerte, groß, groß, mächtig, und doch so lieb, so freundlich, als wenn ein Vater sein Kind bei der Hand zum Weihnachtstische führt: Du, du, was kann der liebe Gott alles. — Der Blick von der Nollendorfer Höhe hinab, von dem ich Dir oft gesagt, ist lange nicht so schön als dieser hier, unvergleichlich nicht. Dazu stiegen wieder die Dünste vom Gewitterregen aus den Thälern langsam in Wolken auf, verhüllten bald einzelne Berge, lagerten sich um ihre Scheitel, bis die Abendsonne die Nebel alle aufgerollt hatte, und in vollem goldnen Zauberschein das Bild vor uns blieb, — hätte ich Dich nur gehabt, nur Dich, mein Herz, ich habe immer und immer, ja, ich glaube noch öfter, unbändige Sehnsucht nach Deinem stillen Blicke, mit dem Du etwas Schönes betrachtest, und ich bin so entsetzlich allein, ja viel, viel schlimmer als das. Genug, wir fuhren durch Hirschberg nach dem S c h l o s s e L o m n i t z, immer durch die schönste Landschaft. Es dunkelte, der Nebel stieg — da erschien es ringsum auf den hohen Spitzen der Berge wie glühende Sterne; es waren Freudenfeuer der Kaiserin zu Ehren, welche gegen Abend angekommen war.

Hier im Schlosse sind wir höchst anständig aufgenommen. Graf Redern wohnt mit uns im alten Schlosse, das neue bewohnt der Gutsherr Baron von Roth selbst. Unsre Zimmer liegen so schön, als man es sich nur denken kann. Aus jedem Fenster eine andere und schönere Aussicht, die Schneekoppe gerade vor uns. Auf meinen Vorschlag werden wir heut Abend 10 Uhr nach Fischbach fahren, der Kaiserin eine Nachtmusik zu bringen. Ich habe dazu heute früh in einer eiligen Stunde ein Gedicht gemacht zu vorhandener vierstimmiger Musik. Hier gilt es, aus dem Stegreif fechten. Sogar italienische Worte zu einem Ständchen hab' ich zusammengereimt. Man muß sich überall versuchen. Jetzt muß ich mich anziehen, die Pferde sind schon da. Wünsche uns gutes Gelingen! Bald mehr.

Den 7ten.

Es ist Alles glücklich von Statten gegangen. Als der Hof von der Abendtafel aufstand, welche in einem in vier Tagen auf einem Wiesenstück beim Schlosse erbauten Saale gehalten wurde, erstiegen wir von außen einen Altan und pfiffen los, drei vierstimmige Lieder. Die Thüren zum Altan waren geöffnet, die Damen näherten sich, darauf trat die Kaiserin, trotz des fern am Riesengebirge donnernden Gewitters und des leichten Sprühregens, in die Thür, „sehr erfreut über die angenehme Surprise, usw.," steife Complimente, der König kommt. „Wird der Regen den schönen Stimmen nicht schaden? — wo wir wohnen — wann wir angekommen usw.," kurzum,

genau wie ein Thorschreiber! Die Prinzen wundern sich über mein Dichtertalent, allerhand Rühmliches; Graf Redern sehr erfreut über die gute Aufnahme unsrer Serenade, versichert mich, daß ich persönlich meines Gedichtes wegen den größten succès gehabt habe. (Er hatte schon Mittags eine Abschrift den Prinzen gezeigt.) Der Kronprinz tritt mich auch an, ich wehre mich gegen den Titel eines Dichters, er versichert, das Gedicht sey charmant, exzellent, und so fort. — Hast Du nun genug? — Wenn Du alles dies gehörig herausputzest, einen Ring oder Dose hinzulegst, so kannst Du das erste Auftreten eines jungen Dichters sehr anschaulich schildern.

Das Schönste kam nach, wir fuhren durch die Nacht zurück, und während auf einer Seite die spitzen rauhen Falkenberge vom Mond erhellt waren, blitzte es über dem Riesengebirge, daß ich fast blind vom Zusehen wurde. Wenn wir morgen nicht an den Hof müssen, wollen wir nach Warmbrunn fahren. Bedaure nur nicht, daß über diese Gebirgsreise der Eindruck Hamburgs bei mir zu sehr wird geschwächt werden, es war da auch schön und ganz anders, und dann warst Du bei mir. Nun morgen kommt die Sonntag, dann bin ich nicht mehr allein. Ich sehe Dein Gesicht in diesem Augenblick. Könntest Du mir wol das Herzeleid anthun und weil ich fern bin, an mir zweifeln? — — Zwei Blätter habe ich schon gezeichnet, ich möchte noch 100 machen, einmal weil es so viel Schönes hier giebt, und dann um doch eine Mitteilung

mit Dir zu haben, ich erkläre Dir in Gedanken alles während des Zeichnens. — Nun gute Nacht. Morgen mehr. Dein Eduard.

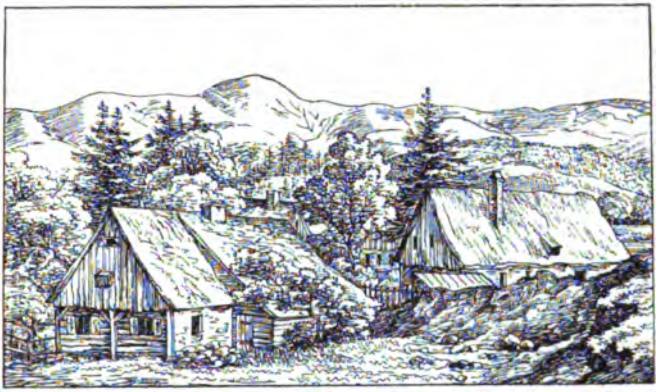
In einem zweiten Brief schreibt Eduard:

— — — Gestern hatten wir unsre erste Soirée bei Hofe, ich sang mit großem Erfolge das Lied des Kauz von Felix, zur Erklärung der Situation und des Charakters hatte ich ein paar Worte Recitativ davor gemacht, welche sehr gut thaten. Die Composition hat Aufmerksamkeit erregt, und ich versäumte natürlich nicht, von Felix überhaupt zu reden, erst heut wieder mit dem General Witzleben, bekanntlich der musikalischen Autorität in unserm Staate. — — Der König ist überaus freundlich und munter, auch er hat mich über meine lumpigen Verse angeredet, er sagte, sie machten mir große Ehre, fragte auch nach meinem Zeichnen, von dem er, Gott weiß woher, erfahren hat, kurz der Hof beehrt mich sehr mit seiner Aufmerksamkeit. Du bist gewiß böse, daß ich Dir diese hochbelobten Verse noch nicht geschickt habe, das thue ich aus Politik; so lange Du das Zeug nicht gelesen hast, denkst Du Dir wirklich etwas darunter. Heut Abend ist denn endlich die langersehnte, hochgefeierte Sonntag angelangt, sie wohnt auch hier im Schlosse, hatte sich aber schon niedergelegt als wir zurückkamen. Wenn sie viel zu Haus ist, was ich indeß kaum glaube, wird ihre Anwesenheit wohl einen etwas anständigeren Ton bei uns einführen und dazu sei ihr Eingang gesegnet.

Den 13ten.

Wir werden wohl den 16., 17. oder 18ten abreisen; es ist noch alles unbestimmt. Heute oder morgen Abend führen wir Adolph und Klara auf. Meine Kostüme für das Stück waren vergessen worden einzupacken, so bin ich heute früh mit 4 Pferden nach Hirschberg geflogen, habe dort Alarm geschlagen und es wird wohl noch Alles bis heute Abend zusammengeworfen werden. Die Sonntag hat wirklich einen besseren Ton in unser Haus gebracht, sie ist sehr angenehm und geniert gar nicht. Wir machen viele schöne Spaziergänge und Fahrten zusammen und haben viel Wunderschönes gesehen, wenn wir nur noch zwei Tage für die Wasserfälle und die Koppe finden können. Nun leb wohl, küsse die Kinder, ich muß zur Probe hinunter. Bald bin ich wieder bei Dir, wie will ich mich dann letzen, wie wundersüß wird mir die Ruhe unsers Hauses sein.

Eduard war zurückgekehrt munter und frisch. Er erzählte viel von der einfach väterlichen Weise des Königs, von der vornehmen Grazie der Kaiserin, von den Witzen und Späßen der Prinzen. Was mich aber am meisten interessierte, war das Geheimnis, welches Henriette Sonntag ihm anvertraut hatte, daß sie nämlich schon seit längerer Zeit mit dem Grafen Rossi vermählt sei, Familienverhältnisse halber diese Verbindung aber noch geheim halten müsse. Sie fühle sich wie von einer schweren Last befreit, sagte sie Eduard unter Tränen, einen Menschen gefunden zu haben, dem sie ohne Scheu von dieser für sie wichtigsten Begebenheit ihres Lebens sprechen könnte.



Fischbach

In damaliger Zeit hatte man, besonders Frauen, noch kein so reges Interesse für Politik. Erst die neue große Zeit regte bei allen die Teilnahme dafür an; im Mendelssohnschen Hause war es anders. Die Familie hatte viele Jahre in Paris gelebt. Da war es natürlich, daß sie von den Unruhen dort [der Julirevolution] aufs lebhafteste ergriffen wurde. Alle Morgen, wenn Madame Mendelssohn ganz früh ihre Gartenpromenade machte, klopfte sie mit dem großen, grünen Fächer an Eduards Fenster, setzte sich auf die Bank, die dicht darunter stand und las ihm, sobald er geöffnet hatte, das Wichtigste aus den französischen Zeitungen, die sie täglich erhielten, vor; die ausgebrochene Revolution, die Ernennung Louis Philipps zum König, alles, alles aufs detaillierteste. Zuweilen kam auch der alte Herr Mendelssohn dazu; ich sah dann alle drei eifrigst politisierend, debattierend und gestikulierend in den schönen Baumalleen auf und abgehen, so daß ich oftmals die Kinder

schicken mußte, den Vater zu erinnern, daß es Zeit sei, auf die Probe zu gehen. Ich hielt mich diesen politischen Gesprächen, die leider auch die hübschen Abende einnahmen, ganz fern und bemerkte mit Bedauern, wie die Verschiedenheit der Ansichten auch hier — zwar immer in den Grenzen der Höflichkeit und der Schicklichkeit — Streit und Mißstimmung erzeugten; desto willkommener war mir der allabendliche Besuch Alexanders von Humboldt mit seinen Begleitern. Herr Mendelssohn hatte ihm zur Erbauung eines kleinen Magnethäuschens einen Platz in seinem großen, schönen Park gegeben zu astronomischen Beobachtungen. Die Größe des Gartens schützte die Magnetnadel vor der Erschütterung durch Wagengerassel und Straßenlärm. Spät abends, wenn das Wetter irgend günstig, kam der alte Meister mit seinen Jüngern in den Gartensaal und verweilte noch ein wenig im liebenswürdigsten Geplauder in unserm Kreise. Der junge Dr. Dirichlet, die Hauptstütze Humbolds bei diesen Beobachtungen, zündete, sobald Humbold das Zeichen gab, mit Hilfe Rebekkas, eine kleine Blendlaterne an. Die Herren empfahlen sich, und wir sahen das wandelnde Lichtchen in dem dunkeln Garten, bis es hinter den Büschen verschwand.

Als ich Rebekka einmal sagte, der junge Astronom habe wieder ganz neue Entdeckungen in den Augensternen am Rebekkahimmel gemacht, tat sie zwar sehr böse, hörte es aber doch nicht ungern, und daß ich recht prophezeit hatte, zeigte die Verlobungskarte von Rebekka Mendelssohn mit dem Dr. Le-jeune-Dirichlet, die wir später erhielten.

So anregend und schön das vertrauliche, ungenierte Zusammensein mit Mendelssohns und ihrem interessanten Kreise auch war, wir sahen täglich mehr ein, daß wir es aufgeben mußten. Die Wohnung war zu ungesund und unbequem für eine Familie mit vier Kindern. Es war zu ebener Erde, ohne Keller darunter, die Fenster, dicht mit Wein umrankt, ließen keinen Sonnenstrahl ein, und es war uns oft, als ob wir Moderluft atmeten.

Mendelssohns waren verständig genug, alle unsere Gründe einzusehen, und Hensels Geständnis, daß für ihn nichts erwünschter als diese Veränderung kommen könnte, da er vergebens sich um ein passendes Atelier bemüht habe, erleichterte uns den Gedanken des Fortziehens noch mehr.

Wir fanden in der Markgrafenstraße 102 [jetzt 103] unser neues Heim. Es war in keinem schönen Haus, „du darfst es ja nicht mit Mendelssohns Palais vergleichen," hatte Eduard etwas kleinlaut gesagt, als er mich zum erstenmal hinführte. Und als wir über den holprigen, schmalen Hof gingen, wo an der einen Seite hochaufgetürmt frisch gehobelte Bretter eine Tischlerwerkstatt vermuten ließen, auf der andern Seite bleiche Kindergesichter mit struppigen Haaren aus den ärmlichen Wohnungen neugierig auf uns niederblickten, mußte ich mich arg zusammennehmen, meine Beklommenheit nicht merken zu lassen. Ich kann aber nicht beschreiben, welche Überraschung mir wurde, als Eduard mich auf den Balkon führte.

Ich sah hinunter in den Garten voll Büsche und Blumen, die eine Seite von einer Weinwand begrenzt, deren Trauben sich schon färbten. Eine herrliche, weit überhängende Traueresche beschattete eine runde, höchst

einladende grüne Bank. Das Gärtchen — unser Eigentum — zwar sehr klein, erschien doch nicht so, weil die niedrige Umzäunung den Blick frei hinüberschweifen ließ in den weit sich ausdehnenden Garten unsers Wirtes. Es war ein Aufenthalt so friedlich, still, als könne es hier kein Ungemach, keine Sorgen geben. Wie gering erschien mir jetzt das Recksche Palais samt Kutscher und Bedienten. Die untern Zimmer waren klein und beschränkt, dagegen war ich erstaunt, im obern Stockwerk einen großen Salon von vier Fenster Länge zu finden, welche alle die Aussicht in den Garten hatten. Dies sollte Eduards Arbeitszimmer werden und uns als Gesellschafts- und Musikzimmer dienen. Daß die obere Etage nur aus leichtem Fachwerk bestand und dem Winde erlaubte, da sie von allen Seiten ganz frei stand, wo es ihm beliebte, durch die dünnen Wände einzudringen, beachteten wir weiter nicht. Wir waren jung und wollten um solcher Kleinigkeiten willen unsere Freude an all dem Schönen nicht grämlich verkürzen.

Und was haben wir hier alles erlebt! Schweren Kummer und unendliche Freude, wie vielen Verdruß und Kränkung, wie viel Anerkennung und Ehre! Aber alles, was uns traf, trugen und genossen wir zusammen, und es knüpfte uns nur noch fester aneinander.

Im Hause Ludwig Rellstabs, mit dem und dessen liebenswürdiger Frau wir gern und vertraut verkehrten, hatten wir auch einen jungen Musiker, Wilhelm Taubert, kennen gelernt, der ganz in unserer Nähe wohnte. Er war der Sohn unbemittelter Eltern und hatte sowohl seine wissenschaftliche als musikalische

Bildung einem vornehmen Gönner zu danken. Das muntere, liebenswürdige Wesen, die hingebende Zärtlichkeit für Eduard, besonders aber das sehr bedeutende musikalische Talent des jungen Mannes machten ihn uns bald lieb und wert, so daß, als er einstmals klagte, kein ruhiges Arbeitsplätzchen im elterlichen Hause zu haben, Eduard ihn aufforderte, sein Arbeitszimmer, das geräumig genug sei, ungeniert mit ihm zu teilen. Voll Freude nahm Taubert das Anerbieten an, und schon am nächsten Morgen lief er mit Notenpapier und allem, was er bedurfte, die Treppe hinauf, setzte sich behaglich an das Tischchen, das wir für ihn in eins der Fenster zurechtgestellt hatten, und unser grüner Saal war bald die freundliche Werkstatt zweier fleißiger, ernst strebender Künstler.

Hier schrieb Eduard in diesen und den folgenden Jahren Hans Heiling, Das graue Männlein, Die Gunst des Augenblicks und Die Verirrungen, deren Werden und Inslebentreten uns eine Fülle reicher Freuden schenkte.

Taubert komponierte — meiner Meinung nach — hier seine schönsten Lieder, mehrere Klavierstücke und Eduards Operntexte Der Zigeuner und Die Kirmes. Oftmals ward ich aus der Küche oder von den Kindern fortgeholt, um ein eben vollendetes Musikstück zu singen, und sie nannten mich deshalb scherzend die „Katze", an der das Gift probiert würde.

Unser freundschaftliches Verhältnis zu Mendelssohns war innerlich unverändert geblieben, nach außen freilich hatte es sich durch die Umstände sehr verändert, denn während sonst eine Frage, ein Spaß, ein musi-

kalischer Einfall uns schnell zu einander trieb, sahen wir uns jetzt oft monatelang nicht und dann niemals unvorbereitet. Nicht nur die weite Entfernung machte die öfteren Besuche unmöglich, auch die heranwachsenden Kinder nahmen uns täglich mehr in Anspruch. Wir lasen, sangen, spielten mit ihnen und sahen mit freudiger Genugtuung den außerordentlich günstigen Erfolg dieser Beschäftigung mit ihnen.

Felix Mendelssohn war sehr viel in der Fremde, doch fanden wir in seinen Briefen stets dieselbe unveränderte liebenswürdige Zugehörigkeit für uns. Wir hatten ihm ein paar von Tauberts Liedern geschickt. Er schrieb ihm, wie sehr sie ihm gefielen, und nannte mit freundlichstem Eingehen und echt künstlerischem Verständnis die Stellen, welche ihm die liebsten geworden. Taubert, ganz beglückt dadurch, antwortete in seiner warmen, herzlichen Weise. So hatten wir unsere lieben jungen Freunde auch zu Freunden gemacht.

Nicht gar lange danach kam Mendelssohn zum Besuch der Eltern nach Berlin, und so wurde er bei uns auch persönlich mit Taubert bekannt. Auf unsern Wunsch setzte er sich ans Klavier und phantasierte nach seiner alten, hinreißenden Weise. Er verflocht die Melodien der Taubertschen Lieder so unbemerkt hinein, daß wir anfangs es kaum erkannten, dann aber brachte er sie immer deutlicher, immer bestimmter, bis er zuletzt mit dem einfachsten der beiden Lieder seine Phantasie schloß. Taubert reichte ihm stumm die Hand, er konnte vor Bewegung und Rührung nicht sprechen.

Der Frühling [1831] kam, die laue Luft, die ersten Knospen, der Gesang der Vögel lockte die naturschwärmenden Berliner hinaus ins Freie, und auch wir schmiedeten tausend schöne Reisepläne, die leider immer an unserer Sparsamkeit scheiterten. Vor allem andern war es die Einladung zu lieben Freunden Tauberts auf dem Lande, der wir gar zu gerne gefolgt wären. Er selbst hatte mehrere Sommer schon dort glückliche Stunden verlebt, sich neue Arbeitslust und Frische geholt. Daß Tauberts Freunde auch unsere werden mußten, verstand sich ganz von selbst. So waren wir mit der liebenswürdigen Familie des Oberamtmanns Cromer in Egeln bei Magdeburg schon ebenso vertraut, wie sie mit uns, ohne daß wir uns je gesehen hatten.

Wir sannen hin und her, da kam Eduard der glückliche Gedanke, sich an den Direktor des Magdeburger Theaters um ein Gastspiel zu wenden. Wir hatten wenig Hoffnung, aber er wagte den Versuch, und schneller, als wir es irgend erwarteten, kam eine sehr günstige Antwort mit der Zusage auf vier Rollen im Juni, die alle Kosten hinlänglich deckten. Unter Tauberts Schutz, Lorens Oberaufsicht und der Pflege zweier braven Mädchen konnten wir unbesorgt die Kinder zu Hause lassen und froh die Reise antreten.

Magdeburg in seiner eigentümlichen Bauart, in der Hauptstraße die Etagen so wunderlich übereinander vorgerückt, das echt kaufmännische Treiben und Leben war amüsant und hübsch.

Wie natürlich lag die Sorge um das Gelingen des Gastspiels wie ein Alb auf uns, und wir waren froh, als

der Abend seines ersten Auftretens [4. Juni 1831] herangekommen war. Leider überfielen mich so heftige Zahnschmerzen, daß es mir unmöglich war, der Aufführung beizuwohnen. Ich hoffte auf die nächsten Vorstellungen, die rasch hintereinander folgten, da aber das Übel keineswegs sich gebessert hatte, mußte ich Eduards dringenden Bitten, der mich für den Besuch auf dem Lande recht frisch haben wollte, nachgeben und geduldig im Zimmer aushalten.

Glücklicherweise verweilte ein Hamburger Kaufmann, ein Freund Emils, auch gerade in Magdeburg. Er hatte sich uns vorgestellt und versprach, als er meinen Kummer sah, mir getreulich von Eduards Darstellungen Bericht zu erstatten, und wirklich kam der freundliche Mann schon nach dem ersten Akt des Barbier atemlos gelaufen, mir zu erzählen, daß stürmisch applaudiert und gerufen worden sei.

Wir hatten unsere Abreise gleich auf den ersten Morgen nach Beendigung des Gastspiels festgesetzt, konnten aber dem Wunsch des Freundes aus Hamburg nicht entgegensein, einen Tag zuzugeben. Er versprach uns die interessante Bekanntschaft eines noch jungen Mannes, der, wie so viele, ein Opfer jener scheußlichen Zeit des Belauerns und Anklagens für jedes unbedachte, jugendlich-freisinnige Wort geworden war. Sieben Jahre hatte er in strengster Festungshaft zugebracht. In seiner Vaterstadt in Thüringen war er so geachtet gewesen, daß man ihn bei der nächsten Wahl zum Bürgermeister hatte ernennen wollen. Die Stelle war nun längst besetzt, seine Braut, vor seiner Haft frisch und blühend, jetzt ein vergrämtes, alterndes Mädchen.

Die Zeit seiner Gefangenschaft war um, in wenig

Tagen durfte er das Gefängnis verlassen, das gab ihm die Berechtigung — aber doch noch in Begleitung eines Gefangenwärters — hinaus in die Stadt zu gehen.

Wir saßen im Hotel am elegant servierten Kaffeetisch des Hamburgers, als es klopfte, und ein Herr von ruhigem, angenehmem Äußern eintrat; ich war erstaunt, keine Spur von Aufregung oder Zorn bei ihm zu finden. Er sprach leise, langsam und überlegt, kurz, machte mir gar nicht den gewünschten grausigen Eindruck.

Als ich beim Nachhausegehen dies gegen Eduard äußerte, sagte er: „Er war sieben Jahr gefangen, denke dir die Länge eines einzigen Jahres, wie vielem Zorn, Grimm und Tränen kann er da Luft gemacht haben, der Arme, zu jahrelangem Schweigen verdammt. Wo soll die Stimme da Kraft und das Sprechen Geläufigkeit herhaben?" Den ganzen Abend verbrachten wir in tiefster Bewegung und Teilnahme mit den vielen auf diese Weise vernichteten schönsten jugendlichen Kräften und Hoffnungen. Eduard glühte vor Erregung; wie hatte ich ihn lieb in solchen Momenten!

„Ach, nun ist's ja vorbei," sagte ich, „denke lieber, wie er jetzt seinen kleinen Koffer packt, zum letztenmal sich die Gefängnistüre hinter ihm schließt, er hingeht, ein Billet zu lösen, in den Postwagen steigt, hinausfährt, ein freier Mensch, Wiesen, Felder und Wälder wieder sieht, immer näher der Heimat kommt, all die lieben Orte und zuletzt die lieben Menschen wieder sieht, unverändert — ein bißchen älter, das schadet nichts! Das ist so schön, so wundervoll, das muß kaum zu ertragen sein!"

Am frühen Morgen des nächsten Tages machten wir uns auf den Weg nach Egeln. Ich atmete auf, als wir glücklich durch die letzte bombenfeste Wölbung hindurchgefahren waren, und Magdeburg im goldnen Sonnenduft hinter uns lag. Mir war bis dahin immer bang gewesen, das schwere Fallgitter würde zufallen und uns auf Lebenszeit einsperren. Mit neuer Lust genossen wir die Freiheit in der üppigen, reichen Natur.

Wir kamen zeitig auf dem Gute an. Auf des Kutschers Peitschenknallen ward das schwere Hoftor geöffnet, ein Knecht stand grüßend daneben. Wir fuhren über den weiten Hof, der an beiden Seiten von Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen, viel ländliche Kostbarkeiten zeigte, als einen großen Düngerhaufen, eine Entenpfütze, unzählige Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Puten und zwei schöne, stolze Pfauen. Vor dem Herrenhaus, das in seiner großen Ausdehnung recht stattlich aussah, aber nicht das Geringste von architektonischer Schönheit zeigte, hielten wir.

Die ganze Familie empfing uns vor der Türe so herzlich zutraulich, als wären wir schon jahrelang einander bekannt. Nach einem vortrefflichen Frühstück, das schon bereit stand, mußten wir gleich an den Flügel, denn Taubert hatte ihnen so viel von unsern Duetten geschrieben, daß sie keine Zeit verlieren wollten, „dieses Kunstgenusses teilhaftig zu werden".

Die beiden sehr liebenswürdigen Töchter waren musikalisch und besaßen eine auserwählte Notensammlung. Die Eltern, wenn auch selbst nicht ausübend, hatten eine große Kenntnis der besten Musik, und das unbeirrte,

selbständige, wenngleich höchst bescheidene Urteil aller über Kompositionen wie über Gedichte setzte uns in Verwunderung. Wir waren ebenso gierig, ihnen vorzusingen, als sie es waren, uns zuzuhören. Unvergeßlich ist es mir geblieben, wie der stattliche, große Oberamtmann uns am Flügel gegenüberstand, um uns, zugleich aber auch durch das Fenster den Hof, beobachten zu können. Sein wettergebräuntes Gesicht trug den Ausdruck innigsten Behagens, und als wir das kleine, zweistimmige Lied von Silcher „Du gibst mir also nicht dein Herz“ sangen, das uns immer recht von Herzen kam, und wir den Schluß langsam und leise verklingen ließen, hatte der alte, kräftige Mann Tränen im Auge und war so bewegt, daß wir selbst ganz davon ergriffen wurden. Da — wischte er rasch mit der Hand die Tränen fort, sein Gesicht bekam einen sehr zornigen Ausdruck, er lief zum Fenster, riß es auf und rief mit donnernder Stimme etwas hinaus, das wir nicht verstanden; die Frau aber sagte lachend: „Ja, ja, Papa! Das kommt davon, wenn du um diese Zeit im Zimmer bist. So lange wir verheiratet sind, ist das noch nicht vorgekommen.“

Die große Glocke über der Eingangstüre läutete. Es war zwölf Uhr und Mittagszeit. Wir gingen in den anstoßenden, etwas dunklen Speisesaal, wo eine lange Tafel, mit schönen Blumen und Früchten geschmückt, gedeckt war. Die Tischgenossen sammelten sich, der zweite Sohn des Amtmanns war vom Vorwerk hereingekommen, zwei jüngere Kinder aus der Schule. Bald darauf traten mit respektvollem Gruße der Inspektor, drei junge Praktikanten und zuletzt die hübsche Haushälterin ein. Das

Essen war auserlesen, der Wein, die Früchte vorzüglich, die Unterhaltung munter und ungezwungen.

Unsern Plan, noch am nämlichen Abend weiter zu reisen, mußten wir, ihren dringenden Bitten folgend, aufgeben und taten es gern. So benutzten wir die langen Nachmittagsstunden, uns auf der großen, bedeutenden Domäne umzusehen. Eduard begleitete die Herren nach dem Vorwerke, indessen ging ich mit den Frauen durch den großen, schönen Garten an dem Fischteich vorüber nach den Wirtschaftsgebäuden. Welche Ordnung, welche Reichtümer waren da aufgehäuft, und doch wie sparsam ward alles — auch das Geringste benutzt und verwendet.

Der Beruf des Landwirtes schien mir heute der natürlichste, erhebendste und beneidenswerteste. Ich sprach abends dem Amtmann mein Entzücken darüber aus. „Kann es denn etwas Beglückenderes geben als so im steten Verkehr mit der Natur zu leben?" rief ich fast ärgerlich über sein Kopfschütteln.

„Gewiß nicht!" antwortete der Oberamtmann, „lebten wir auch nur mit der Natur, aber daß wir von ihr und durch sie leben müssen, das ist das Traurige, da hört die Poesie auf. Während Sie den vollen, reinen Genuß haben, berechne ich nur den Nutzen, was dieses und jenes eintragen kann. Vorhin z. B. mußte ich fast das Lachen unterdrücken bei Ihrem Entzücken über die schönen, üppigen Farnkräuter, weil ich in demselben Augenblick mich besonnen hatte, wann ich wohl am besten den Knecht hinausschicken könnte, sie auszurotten."

„Auszurotten?" fragte ich ganz entsetzt.

„Die Wurzeln der Farnkräuter greifen unter dem Boden weit um sich, verschlingen sich und tun den nützlichen Pflanzen Schaden, indem sie ihnen Nahrung und Kraft entziehen."

„Ach, wie tut mir das leid, nun werde ich bei den schönen, malerischen Blättern immer nur an die abscheulichen Wurzeln denken."

„Nein," sagte der Amtmann sehr liebenswürdig, „das darf Ihre Freude nicht stören, genießen Sie ungetrübt die Schönheiten der Pflanzen und Blüten, und überlassen Sie mir die Sorge und Mühen; dagegen will ich mich an Ihrem Gesang ergötzen und mich auch weiter nicht darum kümmern, wie viel herbe, bittere Stunden solch ein Künstlerleben mit sich bringt."

Am folgenden Nachmittag nahmen wir Abschied von den prächtigen Menschen, die uns in den wenigen Stunden so lieb und wert geworden waren.

Die acht Tage, welche wir im Harz zubrachten, waren eine Kette der unvergeßlichsten, schönsten Stunden. Die Rückreise machten wir über Dessau, das wir gern kennen lernen, und wo wir ein paar liebe Bekannte besuchen wollten.

Trotz meiner Vorliebe für kleine Städte konnte ich Dessau keinen Geschmack abgewinnen. Mir kam es langweilig und spießbürgerlich vor. Freilich war es die prosaischste Stunde des ganzen Tages, in welcher wir hineinfuhren, mittags, wo die Sonne grell und glühend in allen Straßen und auf allen Plätzen lag.

Nach dem Essen suchten wir die Witwe des damals so beliebten Liederdichters Wilhelm Müller auf. Wie

bewegte mich ihr Anblick. Wir hatten die hübsche, junge, etwas übermütige Frau kennen gelernt, als sie auf der Hochzeitsreise mit ihrem liebenswürdigen Mann durch Berlin kam und in all den Kreisen, wo wir mit ihr zusammentrafen, mit etwas übertriebenem Enthusiasmus — was in Berlin leicht geschieht — aufgenommen wurde. Jetzt, wo der geliebte Mann ihr früh und rasch durch den Tod entrissen war, lebte sie still in beschränkten Verhältnissen, eine alternde, bescheidene Frau. Sie brachte uns ihre Kinder, ein Mädchen und einen etwas jüngeren schönen Knaben mit vielversprechendem Gesicht, das Wort gehalten hat. Max Müller zählte sehr jung schon zu den Berühmtheiten der Oxforder Universität.

Kaum von der Reise zurückgekehrt, erhielt Eduard einen Brief von seinem Bruder Karl aus Hannover, der uns in einige Aufregung versetzte. Er schrieb: „Unser Kapellmeister Marschner hat dein Gedicht Hans Heiling gelesen und sich äußerst günstig darüber ausgesprochen. Mir scheint, als wünsche er den Text zu haben, und ich meine, es wäre recht glücklich für dich, wenn so ein ausgezeichneter Musiker die Oper komponierte. Das würde schnell deinen Namen rühmlich bekannt machen."

Obgleich Eduard Marschners Lob seines Gedichtes nur für eine Höflichkeit gegen Karl hielt, so antwortete er doch auf der Stelle und war nicht wenig überrascht, als schon nach einigen Tagen ein Brief von Marschner kam, der uns alle in die freudigste Stimmung versetzte. Er lautete:

Sehr verehrter Herr!

Mit großer Freude habe ich von Ihrem Herrn Bruder erfahren, daß Sie der Verfasser des Hans Heiling sind. Ihr Vertrauen ist mir höchst schmeichelhaft, und ich werde es zu rechtfertigen streben. Der Stoff ist ebenso neu als ergiebig, und ich staune, mit welch dichterischer Kraft und Bühnenkenntnis Sie ihn zur Oper benutzten.

Ich fühle schon jetzt — obgleich ich noch nichts thun als das Gedicht lesen konnte — wie es mich ergreift, und mir Ideen und Melodien zuströmen. Darauf stütze ich die Hoffnung, daß ich nicht zu weit hinter Ihnen bleiben werde, obwohl ich mir nicht verberge, daß die Aufgabe eine höchst schwierige ist. Leider sind meiner Berufsgeschäfte so viel, daß ich mich nur selten meiner Phantasie und der Arbeit widmen kann, doch das ist ja der allgemeine Fluch deutscher Componisten, daß Vaterland und Regierungen nichts für sie thun und sie gezwungen sind, nach mit Frohndiensten überhäuften Anstellungen zu greifen, um ihr Dasein zu fristen! Gebäre Deutschland auch zehn Spontinis; nicht einer von ihnen würde einen König von Preußen finden. — Von Ihrem Herrn Bruder höre ich, daß am 3ten August mein Templer in Berlin gegeben werden soll, gestehe aber offen, daß ich nicht recht daran glaube, da mir von Direktionswegen noch keine Sylbe darüber zugekommen ist, obwohl ich Graf Redern ersucht habe, es möglichst so zu arrangieren, daß ich wie Rieß, Weber und Spohr mein Werk selbst zur Aufführung bringen dürfe . . . . . .

Der bittere, gereizte Ton des Briefes tat uns weh, aber war er nicht ganz begreiflich und gewaltsam hervorgerufen? — Einem Künstler von solcher Auszeichnung, der Opern wie Die Falkersbraut, den Vampyr und nun gar den Templer und Jüdin geschrieben hatte, so rücksichtslos und geringschätzig zu begegnen, das mußte auch den ruhigsten, bescheidensten Mann empören.

Eduard teilte sein und Marschners Unternehmen gleich nach den ersten miteinander gewechselten Briefen dem Grafen Redern mit, der diese Eröffnung mit freundlichstem Entgegenkommen aufnahm. Er versprach, die Oper, sobald sie vollendet sei, auf der Königlichen Hofbühne zur Aufführung zu bringen und freue sich, Gelegenheit zu haben, den beiden Künstlern zu zeigen, wie hoch er ihre Talente schätze.

Mit fröhlichem Mut und Eifer gingen nun beide an die Arbeit, denn auch Eduard fand noch vieles im Texte zu ändern und zu bessern.

Am 3. August [1831] zu des Königs Geburtstag sollte wirklich der Templer zur Aufführung kommen. Die Rollen wurden ausgeteilt, die Proben angesetzt, ohne daß der Komponist von der Direktion eine Silbe erfuhr oder gar zum Einstudieren und Dirigieren seiner Oper eingeladen wurde.

Eduard, der die höchst interessante Aufgabe des Templers darzustellen hatte, wandte sich nun mit den eingehendsten Fragen und Vorschlägen an Marschner, aber nicht nur für sich; mit gleicher Wärme und Teilnahme nahm er sich des ganzen Ensembles an, und der Erfolg krönte seine Bemühung. Der Beifall des Publi-

kums war stürmisch, ich selbst war tief erschüttert. Die Poesie des Stoffes (nach Walter Skotts Ivanhon), der Reiz der Melodien, die Gewalt der ganzen Komposition, die vortreffliche Instrumentierung — alles, alles machte die hinreißendste Wirkung. Der „Templer" galt — nach dem Urteil aller — für Eduards beste Rolle, und diesmal waren es nicht nur die Sachverständigen, er riß das ganze Publikum zum enthusiastischen Beifall hin.

Niemand als ein Künstler, oder wer ihm so im Innersten nahe steht, kann sich eine Vorstellung von der Seligkeit solcher Stunden machen. Wir fühlten uns wie der Erde entrückt, voll Jubel mit Tränen der Rührung im Auge. Schade, daß diese gehobene Stimmung von so kurzer Dauer ist, daß Neid und Gott weiß welche Erbärmlichkeiten so schnell bereit sind, alles herabzuziehen. Wenn es Eduard persönlich auch dieses Mal nicht traf, so schmerzte es ihn darum nicht weniger, Marschners Meisterwerk, das die höchste Bewunderung verdient hätte, von der Kritik mit der gewöhnlichen geringschätzigen Art behandelt und beurteilt zu sehen. Eduard, wie alle Kunstfreunde, waren empört, und das Publikum, das sich dem böswilligen Einfluß entzog, drängte auf Wiederholung der Oper; auch der König wie der Hof, die bei der ersten Aufführung nicht anwesend waren, verlangten danach.

Eduard fühlte — wie nach einer solchen Anstrengung ganz natürlich — die Stimme angegriffen, weniger durch die gesanglich schwierige Aufgabe, als durch die furchtbare Erregung nervös gereizt. Er bat um acht Tage Ruhe, sich gänzlich wiederherzustellen; es ward ihm gewährt.

Die Frist war um, die Oper angesetzt, und der An=

drang ungewöhnlich, aber noch fand Eduard sich solcher Aufgabe nicht gewachsen. Er schrieb es dem Grafen, der wollte von längerem Hinausschieben nichts wissen und antwortete spaßend: Es sei ihm längst bekannt, daß Eduard stets die höchsten Anforderungen an sich stelle, er möge den Enthusiasmus des Publikums nicht erkalten lassen und mit gutem Vertrauen an das schöne Werk gehen, das ihm so viel ehrende Anerkennung, den Zuhörern einen so großen künstlerischen Genuß bereitet habe. Der Hof sei aufs äußerste gespannt, das Opernhaus bis auf den letzten Platz ausverkauft, kurz, er tat alles, um Eduard zu überreden, und der — hoffend, daß wieder, wie schon oft, der Abend der Stimme günstiger sein werde — fuhr all unsern Bitten und Warnungen entgegen um fünf Uhr ins Theater. Voll bangster Sorge folgten wir ihm später. Von Szene zu Szene verlor er die Singstimme mehr — das trieb ihn zu so energischem Sprechen und Spiel, daß man den Gesang kaum vermißte. Er feierte an diesem Abend den höchsten Triumph seiner Künstlerschaft — aber völlig ton- und stimmlos fuhr er nach der Vorstellung mit uns nach Hause. Sehr aufgeregt nahm er nur ein warmes Getränk und legte sich nieder.

Mit Bangen erwarteten wir den Morgen. Dieselbe Stimmlosigkeit, all die oft bewährten Hausmittel sowie Ruhe und Schweigen veränderten nichts. Wir schickten zum Arzt, er wandte vergebens sanfte und energische Mittel, strenge Diät, gänzliches Schweigen an — vergebens! Volle vier Wochen dauerte dieser beängstigende Zustand, ohne auch nur im geringsten nachzulassen.

Wir lebten still und einsam. Voll Teilnahme, nach

ihm zu fragen, kamen die Freunde oft, gingen aber bald wieder traurig fort, wenn sie immer denselben Bescheid erhielten. Bleischwer lag die Sorge um Eduards Beruf, um unsere Existenz und die Zukunft der Kinder auf uns. Eduard prüfte, ob seine literarische Fähigkeit wohl ausreichend sei, uns zu erhalten. Ich dachte daran, wieder Musikunterricht zu geben, Lore wollte Handarbeit machen. Es war eine Zeit der schwersten Sorge und so rührend, wenn wir an jedem Morgen oben über uns die Stimmgabel aufschlagen, Eduard den Ton probieren hörten, der wieder und immer wieder versagte — bis endlich eines Morgens die kleine Stimmgabel wieder klang — ich wieder horchte, und es mir wie ein glühend süßer Stich durchs Herz fuhr, als ich Eduards Stimme, wenn auch schwach, doch rein und wohlklingend wieder hörte. Wie ich die Treppe hinauf zu ihm ins Zimmer kam, weiß ich nicht, denn ich war außer mir, und der grüne Saal war Zeuge eines unbeschreiblich glücklichen Augenblicks. Von nun an, durch geschicktes, vorsichtiges Üben unterstützt, ward die Skala immer sicherer, reiner, und nach siebenwöchentlicher Unterbrechung konnte sich Eduard wieder zum Dienste melden.

Unterdessen war auch der Heiling fertig geworden, Marschner schickte den größten Teil der Partitur. Wir ließen gleich Taubert rufen, der eiligst kam, an den Flügel stürzte, die Partitur auflegte und mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit nicht allein die undeutlich geschriebenen Noten las und spielte, sondern auch alle Partien sang, ohne daß auch nur ein Wort des Textes

mangelte. Wir machten uns gleich daran, unter seiner Leitung einzelne Szenen einzustudieren. Es waren schöne, genußreiche Abende, an welchen wir die Musik des genialen Komponisten einem gewählten Kreise von Freunden und Bekannten vortrugen. Unter diesen befand sich auch Felix Mendelssohn, der gerade in Berlin anwesend, sowie Otto Nicolai, der Komponist der „Lustigen Weiber".

Unsere Proben gelangen vorzüglich, da wir alle von gleicher Lust und gleichem Eifer beseelt waren. Die in Berlin so hochgefeierte Sängerin von Schätzel sang die Königin, Mantius den Konrad, Eduard den Heiling, ich die Anna, ein hübscher Chor von Dilettanten nahm bereitwilligst teil. Unsere entzückten Zuhörer besprachen in allen Kreisen den Eindruck der neuen Oper von Marschner, alles war begierig zu sehen. Umsonst! Das neu geschaffene Werk blieb unbenutzt, ungehört drei volle Jahre liegen. Welch ein Nachteil für die Schöpfer dieses Werkes daraus entstand, ist leicht einzusehen. Alle größeren Bühnen Deutschlands verlangten nach der Oper, aber der Komponist durfte sie keiner geben, denn Berlin hatte das Vorrecht. Schmerzlicher noch als der pekuniäre Verlust war beiden Künstlern, daß ihnen die Gelegenheit genommen war, ihre Arbeit zu prüfen und daraus lernen zu können.

Woher alle Hindernisse kamen, wußte die ganze Stadt. Daß Spontini den bedeutenden, überragenden Rivalen Marschner fürchtete, war wohl bekannt, aber trotz aller Empörung, die sein Benehmen hervorrief, hatte keiner den Mut, dieser Macht entgegenzutreten.



Aquarell-Titelblatt, von Eduard für Thereses Album gezeichnet — Zu Weihnachten 1832

Wir wären sehr undankbar gewesen, wenn wir unser jetziges Leben nicht als höchst bevorzugt hätten anerkennen und preisen wollen. Der Kreis anregender, interessanter Bekannter hatte sich wesentlich vergrößert, ohne daß die Zahl herzlich lieber Freunde abgenommen hätte. Unser Gärtchen bot, so lange die Jahreszeit es erlaubte, viel heiter-gesellige Stunden. Wir tranken unter der weit überhängenden Trauuresche den Tee, plauderten lebhaft oder sangen vierstimmige Lieder oft noch spät draußen im Mondenschein und freuten uns über die zahlreichen bescheidenen Zuhörer auf dem Hofe und in der Tischlerwerkstätte.

Da plötzlich erkrankten zwei unserer Kinder am Scharlachfieber. Felix kam leicht und glücklich davon, während das arme Annchen alle Qualen dieser heimtückischen Krankheit erleiden mußte. Sie war längere Zeit ganz taub, aber sie genaß, und wir konnten nach acht Wochen der größten Sorgfalt die Kinder wieder zueinander bringen. Mit dankbarem Herzen und süßer Schokolade feierten wir froh und vergnügt das Genesungsfest. Am lustigsten von allen war der kleine Gustav, und um so tiefer erschütterte uns die grausame Gewalt des Scharlachfiebers, das, nachdem schon alle Zweifel und Bangen von uns gewichen waren, uns in kaum sieben Tagen den blühenden Knaben entriß.

Im grünen Saal oben am Fenster standen Lore und ich; weinend blickten wir hinaus in den Garten, wo wir den lieben Jungen so gern umherspringen sahen, wenn die langen, blonden Locken ihm über das frische Gesichtchen fielen — und warteten auf Tauberts und

Eduards Rückkehr, die das liebliche Geschöpfchen zu seiner letzten Ruhestätte gebracht hatten.

Im Hause eines Künstlers gestaltet das Leben sich sehr verschieden von dem anderer Stände. Was hier Zerstreuung und Vergnügen, ist dort ernste Beschäftigung und Pflicht. Da wir nun die wärmsten Teilnehmer an Eduards Tätigkeit waren, so wurde auch bald nach dem Tode des süßen Kindes wieder musiziert und gelesen, und wir fühlten, daß all diese Dinge unserer Trauer keinen Abbruch taten.

Etwa 14 Tage nach dem Tode unsers Gustav [April 1832] fand ein Morgenkonzert im kleinen Saale der Singakademie unter Zelters Leitung statt, bei welchem Eduard mitzuwirken versprochen hatte. Er wählte zwei Löwesche Balladen — Herr Oluff und Des Goldschmieds Töchterlein — von Taubert begleitet, die stets den allertiefsten Eindruck gemacht hatten. Um 11 Uhr fuhr ich mit Eduard hin, und um nicht unter den vielen fremden und bekannten Menschen zu sitzen, ging ich hinauf zur kleinen Gallerie, wo ich unbemerkt und fast allein war.

In der Pause war es mir aufgefallen, wie sehr Zelter gealtert hatte, und wie bleich er aussah; da hörte ich schwere Tritte hinter mir, einen Stuhl heranziehen — es war Zelter!

„Ich habe Sie von unten erkannt und mich gefreut, Sie hier zu sehen, es zeigt mir, daß die Kunst Ihnen ernst ist. Man kann mit dem tiefsten Weh im Herzen sich doch des Schönen freuen.“ Er nahm meine Hand

und hielt sie, dann sagte er mit bebenden Lippen: „Ich habe auch mein Liebstes auf Erden verloren — Goethe ist tot!“

„Ich weiß es,“ erwiderte ich sehr bewegt, „und habe bei der Nachricht gleich an Ihren Schmerz gedacht.“ Er nickte mir freundlich zu, schüttelte meine Hand und ging, denn die Musik hatte wieder angefangen. Ich habe meinen alten, lieben Lehrer nicht wieder gesehen.

Er starb 14 Tage danach. Unendlich betrübt lief ich zu Doris, die zwar alle Besuche abgewiesen, mich aber gleich hereinrief. Sie gefiel mir sehr in ihrem tiefen Ernst und der ruhigen, schönen Trauer. Sie mußte mir viel von dem Dahingeschiedenen erzählen und nahm oft mit feuchten Augen lächelnd ihr Tuch, meine Tränen zu trocknen. Es war ganz die alte, mütterliche Art, die sie stets gegen mich gehabt.

„Der Vater war unwohl,“ sagte sie, aber doch nicht so, daß es ihm nicht gestattet hätte, außer dem Bett zu sein und sich zu beschäftigen. Nur eines Abends — es mögen etwa zehn Tage her sein — klagte er ungewöhnlich und gab mir willig nach, als ich ihn bat sich niederzulegen. Ich zündete sein Licht an, reichte ihm den Arm und führte ihn. Als wir durch den Salon zu seinem Schlafzimmer gingen, blieb er vor Goethes Büste stehen, nahm mir das Licht ab, beleuchtete den Kopf und sagte, indem er sich respektvoll verbeugte, in seiner alten, humoristischen Weise: „Exzellenz hatten natürlich den Vortritt; aber ich folge bald nach.“

Er hatte recht gesprochen, er starb am 15. Mai 1832.

Endlich wurde der Tag der Aufführung des Heiling festgesetzt. Auf Eduards besonders dringenden Wunsch wurde Marschner vom Grafen zum Einstudieren und Dirigieren der Oper eingeladen. Die Reise von Hannover, sowie der längere Aufenthalt in Berlin würden das keineswegs glänzende Honorar verzehrt haben. Dies veranlaßte Eduard ihm unser bescheidenes Haus anzubieten, und Marschner ging zu unserer Freude darauf ein.

Nach Verlauf mehrerer Tage schellte es mittags an unserer Haustüre, ein untersetzter, ziemlich korpulenter Mann mit einem freundlichen Gesicht, um dessen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte, sagte, indem er Eduard die Hand reichte: „Ich bin Marschner und werde bei Ihnen wohnen.“ Eduard führte ihn in das für ihn gastlich hergerichtete Zimmer im untern Stock. Die Kinder trugen seine Sachen hinein und waren nach 10 Minuten aufs innigste mit ihm befreundet.

Es waren schöne Tage, die wir mit dem geistvollen, munteren Mann verlebten. An jedem Morgen ging Eduard mit ihm zu den Proben, während ich voll Spannung auf ihre Rückkehr wartete. Ein Mittag ist mir lebhaft im Gedächtnis geblieben; es war ein schwüler, heißer Tag. Eduard, des weiten Weges gewohnt, legte ihn ohne Beschwerden durch die glühenden, staubigen Straßen Berlins zurück, aber Marschner! der arme Marschner! glühend-rot und aufgelöst vor Schweiß kam er ins Zimmer, übertrieb, um rechten Effekt zu machen, seine Zerrüttung und sagte, als wir, statt ihn zu bedauern, ihn auslachten, mit furchtbar bekümmerter Miene: „Ja, wer ersetzt mir nun mein wohlerworbenes hannöversches Fett!“

Der Abend der Aufführung [24. Mai 1833]*) kam. Wie uns allen zumute war, kann sich jeder denken, der ähnliches erlebt. Die Vorstellung ging brillant. Der Heiling lag sehr gut in Eduards Stimme. Der Anteil war sichtlich ein sehr warmer, aber der laute Ausdruck dafür schien uns allen beeinflußt. Erst als Marschner fort war, ein anderer Kapellmeister dirigierte, fand die Oper den Beifall, den sie verdiente.

Aber Eduard und Marschner waren gute Freunde geworden, sie hatten noch beim Abschied Brüderschaft getrunken!

Im August gingen wir nach Dresden zu Emils, wie wir es ihnen im Frühjahr bei ihrem Gastspiel in Berlin hatten versprechen müssen. Wir machten zusammen Ausflüge in die reizende Umgegend, bewunderten die vielen, reichen Kunstschätze; was uns aber am meisten anzog, waren die Abende bei Tieck.

Eduard hatte ihn gleich wieder aufgesucht, erzählte von den höchst anregenden Gesprächen mit ihm und freute sich mir wie Emils für den Abend eine Einladung bringen zu können. Wir fanden schon einen ziemlich großen Kreis der Gesellschaft, als wir eintraten. Die Gräfin Finkenstein, welche schon seit Jahren dem hochgefeierten aber unbemittelten Dichter wie seiner Familie ihr Haus gastlich geöffnet hatte, blieb nach dem Tode von dessen Frau ihrer uneigennützigen Bewunderung des Dichters getreu, ihm und den Töchtern bis zum Lebensende die auf-

*) Weitere Aufführungen in diesem Jahr: 28., 31. Mai, 18. Juni, 6., 15. November.

opferndste Freundin; und wie man auch in Dresden hier und da über sie spötteln hörte, mir machte die magere, alternde, unschöne Frau in ihrer jugendlichen Begeisterung neben dem armen, von der Gicht ganz krumm gezogenen Mann, der uns so freundlich begrüßte, einen rührenden Eindruck.

Die Vorlesung — eines der Shakespeareschen Heinriche — wirkte nicht so gewaltig auf mich, als ich erwartet hatte. Er machte die Intensionen des Dichters sowie die Schilderung der Charaktere klar und deutlich, alles schien mir verständig doch nach meinem Begriff nicht schön. Er, der den Schauspielern beständig Natur und Einfachheit predigte, las alle pathetischen Momente affektiert. Es war gewiß nicht seine Absicht, aber sein schwaches, unbedeutendes Organ machte diesen Eindruck, sobald er die Stimme erhob und anstrengte. Dazu kam, was mir fast unangenehm war, daß er Frauenrollen in der Fistel las, was von vornherein jeden ernsten, würdigen Ausdruck unmöglich machte.

Am nächsten Abend las er auf Eduards Wunsch ein Hollbergisches Lustspiel Der Mann, der keine Zeit hat. Freilich in der ganzen Ausdehnung und Breite, aber sein feiner Humor wußte überall pikante Nuancen zu finden. Die Gräfin, der unmöglich die hundertmal gehörten Späße noch spaßhaft sein konnten, lachte zur Ermunterung des Auditoriums immer voraus, und als sie mich einmal bei einem kleinen, hübschen Moment von ihm vor mich hinlachen sah, nickte sie mir so glückselig zu, daß mir die Tränen in die Augen traten.

Eduards erstes dramatisches Werk, das 5aktige Schauspiel Das Graue Männlein, kam am 23. Januar 1834 zum erstenmal auf die Bühne. Eduard hatte so viel Interessantes aus dem XVI. Jahrhundert gelesen und sich so ganz in die Zeitumstände hineingelebt, daß sich ihm der Stoff leicht und rasch dramatisch gestaltete. Ich, sowie unsere Freunde, waren sehr davon eingenommen und ermutigten ihn es gleich dem Grafen Redern zu bringen. Zu unserer Freude hatte er es bald gelesen und zur Aufführung angenommen. Er forderte Eduard auf seine Vorschläge zur Besetzung der Rollen zu machen, und diese waren derart, daß wir des günstigsten Erfolges sicher sein konnten. Es wurde tüchtig probiert, jeder Wunsch in Hinsicht auf Dekoration und Kostüm ihm gewährt, und so rückte der bedeutungsvolle Abend*) heran. Feierlich reichte mir Eduard seine eiskalte Hand, als er sehr zeitig ins Theater ging, um noch einmal alles zu revidieren. Später folgte ich ihm, saß mit fest zusammengepreßten Händen in höchster Spannung in meiner Loge, freute mich, als nach und nach das Haus sich immer mehr füllte, bis vor Beginn des Stückes der König Friedrich Wilhelm III mit der Fürstin Liegnitz, seiner Gemahlin, ihre Plätze einnahmen.

Der Vorhang ging auf. Die mittelalterliche Straße mit dem Brunnen, zu dem Steinstufen führten, gab gleich den Eindruck der Zeit. Diethelm (Herr Grua) und der Bürger spielten einfach und eindringlich. Herr Lemm, der Bürgermeister, wirkte, wie immer, durch seine

*) 23. Januar 1834. Wiederholungen: 26., 27. Januar, 3., 16. Februar, 2. April, 10. Juni.

imposante Gestalt, den Adel seiner Züge und seines Spiels. Charlotte von Hagn, Magdalena, wenn ihr auch in den größeren, ernsteren Momenten Innigkeit fehlte, so nahm sie doch durch ihre Anmut und Schönheit jeden für sich ein. Eduard, als Graues Männlein, überraschte mich, obgleich ich durch Überhören und Proben schon vorbereitet war, in jedem Moment. Er gab den verfolgten, verachteten Greis, der die Torheit und den Aberglauben des Volkes so schlau zu benutzen verstand, so überzeugend wahr, daß man es natürlich fand, ihn als den allgemein Gefürchteten in der Stadt anzusehen. Alles Ungemach, das ihn zuletzt trifft, ist wohl verdient und dennoch fühlt man das tiefste Mitleiden mit dem Armen. Mir war, als ob meine Sinne an dem Abend doppelt wären, ich verlor keinen Moment der Darstellung und beobachtete doch scharf das Publikum. Das schien sehr befriedigt, obgleich es, wie immer, rückhaltend und prüfend war, aber nicht allzulang, da brach ein stürmischer Applaus los, der mir die Tränen in die Augen trieb, ich dachte an Eduard und fühlte, wie auch seine Gedanken zu mir hinaufflogen.

Nach der Vorstellung kam Graf Redern sehr froh zu Eduard, ihm den Dank und das wärmste Lob des Königs zu bringen, der ihm aufgetragen habe, gleich zum nächsten Abend das Stück wieder anzusetzen.

So war Eduard auch als dramatischer Schriftsteller glücklich in die Öffentlichkeit getreten, und wir genossen es mit der innigsten Dankbarkeit und Freude.

Eine Idee, welche Eduard lange mit sich herumgetragen, gewann immer mehr und mehr Gestalt, so

daß er sich von ihrer Ausführung gar nicht mehr los-
machen konnte.

Es war der Plan, einen Schauspieler-Verein
zu gründen. Er teilte ihn uns und Taubert eines Abends
mit, und wir alle waren sowohl von der Idee wie von
seiner Begeisterung ergriffen. „Maler und Dichter haben
Vereine," sagte er, „und ihre Werke gedeihen in einzelner
Abgeschlossenheit, sie können ihre Arbeit ruhig beschauen,
bis die Erregung des Schaffens vorüber ist, und besonnen
wie vor einem fremden Werke stehen, prüfen und lernen.
Wir können nur empfinden, was wir schaffen, und wissen
nie, ob das, was einer gewollt, ganz zur Anschauung
und Geltung gekommen ist. Wenn wir uns so vereinigen,
um den Ernst in der Kunst aufrecht zu halten, wenn die
Verschiedenheiten der Ansichten freundlich ausgeglichen
werden, da muß ja kleinlicher Neid und Selbstsucht in
der reinen Luft der Begeisterung schwinden!"

Er war glühend rot geworden, als er so zu uns
sprach und bebte vor Erregung, die sich uns allen mit-
teilte. Taubert sprang auf, umschlang ihn mit Tränen
im Auge, küßte ihn und rief: „Das führe aus! Das
bist du wieder, ganz du, du Prachtkerl!"

„Deine Idee ist sehr schön," sagte ich, „aber glaubst
du wirklich Schauspieler zu finden, die sich gern und
willig von ihren Kollegen oder, was noch mehr ist, vor
ihren Kollegen beurteilen und tadeln lassen werden? Ich
fürchte, du wirst der einzige unter ihnen sein." „So,
meinst du, ich solle den Plan aufgeben," sagte Eduard
etwas heftig.

„Das nicht, versuche es, aber wundere und ärgere

dich nicht, wenn du mißverstanden und belächelt wirst!" Eduard beschloß gleich am andern Tage zu Lemm, einem sehr ernsten, tüchtigen Künstler, und zu Louis Schneider, einem intelligenten, frisch unternehmenden Mann, zu gehen, ihnen sein Vorhaben mitzuteilen und sich ihre Ansicht darüber zu erbitten.

Voll Spannung saß Taubert am nächsten Morgen bei uns, Eduards Rückkehr zu erwarten, als wir stark schellen, rasche Tritte auf der Treppe hörten, und Eduard mit dem Rufe „ätsch, ätsch, du hast dich gründlich blamiert!" eintrat. „Die Herren sind Feuer und Flamme für die Sache und so voll Eifer, daß sie gleich bei den Kollegen Teilnehmer werben wollen, sie sind des besten Erfolges gewiß. Ich soll eine Aufforderung schreiben, welche die Förderung und den Nutzen eines solchen Vereins schildert, und diese Aufforderung soll sämtlichen Mitgliedern des Königlichen Theaters zugeschickt werden."

Er machte sich gleich an die Arbeit, saß bis spät in der Nacht, las mir den Aufsatz vor, änderte, besserte und schrieb ihn dann von mir diktiert ins Reine.*) Am andern Morgen wanderte der Theaterdiener mit dem verhängnisvollen Blatte durch die Stadt und brachte wirklich zu unserer aller Freude nicht nur sehr viele sondern die Unterschriften der ersten Künstler mit. Nun sollte keine Zeit verloren werden, und gleich am nächsten Montag

---

*) Abgedruckt im Almanach für Freunde der Schauspielkunst aus d. J. 1836. Her. v. L. Wolff, Berlin 1837. S. 126—139. Vergl. dazu Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Neu-Ausgabe. Berlin 1905. Bd. I S. VI f., XII f., Bd. II S. 437—439.

[17. Dezember 1834] um 3 Uhr ward die erste Zusammenkunft angesetzt. In festlicher, feierlicher Stimmung richtete ich unsern grünen Saal mit Eduard zum Empfange der Herren ein und zählte im untern Zimmer mit Lore, wieviel Personen wir die Treppe hinauflaufen hörten.

Die Hauptaufgabe des Vereins war, sich einander offen und frei — wenngleich rücksichtsvoll und schonend — die ungeschminkte Wahrheit über dargestellte Rollen mitzuteilen. Sie versprachen zu dem Zwecke, wenn irgend möglich, jeder größeren Aufgabe des Kollegen im Theater beizuwohnen, um ihm das Resultat ihrer Beobachtungen gleich am nächsten Vereinstage mitzuteilen. Die Kritik des einen mußte natürlich die Zustimmung oder den Widerspruch des andern hervorrufen, und diese Debatte hielt Eduard gerade für das Förderndste und Belehrendste.

Auch über die Aussprache verschiedener Wörter, besonders der Fremdwörter, sollte ernstlich beraten werden und eine Vereinigung gesucht. Eduard schrieb deshalb an Tieck, mit dem er den freundlichen Verkehr erhielt, und der alte Herr ging voll Interesse auf die Sache ein. Das Vorlesen neuer beachtenswerter Schriften brachte ihnen auch viel schöne, anregende Stunden, kurz, alles, was Eduard von dem Verein gewünscht und gehofft hatte, war erfüllt, über alle seine und unsere Erwartung geglückt. Zwei volle Jahre dauerte dies schöne Künstlerverhältnis und stand in vollster Blüte.

In jene Zeit fiel Seydelmanns erstes Auftreten in Berlin. Es erregte große Sensation und brachte viel lebhafte Besprechungen im Bühnenverein hervor. Eduard war voll der größten Teilnahme und Spannung, und

auch ich muß gestehen, daß ich mit dem höchsten Interesse seinen Darstellungen folgte. Wenn auch Eduard und ich beide ganz übereinstimmend fanden, daß er sich weniger um die Intensionen des Dichters kümmerte, als sich und seiner besonderen Begabung brillante Rollen zu schaffen, so war er doch konsequent in der Durchführung dessen, was er sich vorgenommen hatte. Das alte Sprichwort: „Ende gut, alles gut" paßte gar nicht für ihn, er suchte stets beim ersten Auftreten in einer Rolle zu frappieren und einzunehmen. Daß im Verlauf des Stückes die Spannung nachließ und matter wurde, bemerkten gewiß außer uns noch viele, keiner aber hatte den Mut, dieser Autorität gegenüber es sich oder gar andern einzugestehen.

Eduard bildete sich ein, daß auch solch ein Meister ernste Teilnahme für die Förderung der Kunst haben müsse und lud ihn ein der nächsten Versammlung des Vereins beizuwohnen. Seydelmann nahm es sehr freundlich an und kam. Sein bloßes Erscheinen wirkte auf alle die Kollegen außer Eduard und Louis Schneider fast lähmend; zaghaft und beängstigt brachten sie ihr Urteil über die Aufführung des vergangenen Abends hervor. Er ging sehr befriedigt fort.

Tags darauf machte er uns einen Besuch. Die Unterhaltung, die sich natürlich nur um künstlerische Gegenstände drehte, war lebhaft und hübsch, und es tat uns allen leid, als Eduard, nach der Uhr sehend, schnell aufsprang, zu einer Probe zu gehen. Seydelmann bat um Erlaubnis, noch ein wenig verweilen zu dürfen, was Eduard ersichtlich freute. Ich suchte das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. Seydelmann, der den Ton unserer Unterhaltung jetzt ver-

ändert hatte, merkte bald, daß seine Huldigungen mir mißfielen und lenkte mit großem Geschick sein Gespräch auf Eduard, lobte seine Noblesse, das feine Verständnis jeder von ihm dargestellten Rolle, wie er hoffe seine Freundschaft sich zu erwerben, die er gewiß zu verdienen sich bestreben werde. Tags darauf machte Eduard ihm seinen Gegenbesuch und kam gerötet vor Freude zurück. „Ich habe eine herrliche Stunde mit Seydelmann verlebt," rief er mir zu. „Wie ist es beglückend, in dem Beruf, der mir der höchste scheint, einen so gleichgestimmten Künstler zu finden!"

„So, hast du den gefunden?" fragte ich.

„Er hofft, wie ich, von unserm Zusammenwirken viel, jeder auf seine Weise. Mit vereinten Kräften, sagte er, wollten wir den Kollegen ein Beispiel aufopfernder Hingebung sein und ihnen zu beweisen suchen, daß es des größten Künstlers nicht unwürdig sei, kleine Nebenrollen zu übernehmen, wenn es dem Ganzen, dem Ensemble, zugute kommt."

„Sehr hübsch gesprochen," sagte ich, „und er wird es gewiß ganz lobenswert finden, wenn du gleich mit den Nebenrollen den Anfang machst."

„Therese!" rief Eduard erzürnt. „Selbst der ruhige Lemm," fuhr er eifrig fort, „ist ganz von ihm eingenommen und hofft das beste für unser Institut von ihm."

Ich konnte mich nicht mehr bezwingen und rief: „Wie ist es nur möglich, daß ihr vernünftigen Männer euch so täuschen lassen könnt. Ich traue ihm nicht über den Weg."

Eduard stand auf und verließ hastig das Zimmer. Ach, wie kam ich mir so schlecht neben ihm vor!

Am nächsten Montag schon kam Eduard von der Probe sehr still und traurig zu mir ins Zimmer. Er reichte mir ein Zeitungsblatt, das Lemm ihm gegeben; es enthielt eine Schilderung des Schauspielervereins, sehr hübsch geschrieben; unter dem Schein der Anerkennung und Bewunderung aber blickte in jeder Zeile Ironie und Bosheit durch. Eduards eifriges Streben, den Stand zu veredeln, das Bemühen aller Mitglieder, sich gebildet zu zeigen, die Weihe, welche den ganzen Raum erfüllte und über alle ausgebreitet war, das bescheidene Tischchen in der Ecke, worauf eine Flasche Wasser, Gläser und Zucker stand, um die etwa aufgeregten Gemüter gleich abkühlen und beruhigen zu können; das alles war pikant und amüsant gezeichnet, doch der Spott über das Ganze war unverkennbar.

„Seydelmann schreibt so gut, wie er spricht," sagte ich.

„Du meinst auch, daß er es ist?" fragte Eduard.

„Wer könnte es anders sein, er war bisher der einzige Gast in euerm Verein."

„Lemm hält ihn auch für den Schreiber des Artikels. Ich glaube, ich bin ihm ein wenig im Wege. Wie er früher die Rivalität des Onkels Ludwig scheute und deshalb alle Aufforderungen, in Berlin zu gastieren, zurückwies, ja selbst nach dessen Tode die Zeit der Trauer und Vergötterung des genialen Künstlers vorübergehen ließ so tritt ihm jetzt, freilich auf ganz andere Weise, der Neffe in den Weg. Er ist sehr ehrgeizig, bemüht sich ruhelos um die Gunst der ausgezeichneten Männer der Wissenschaft und findet nun zu seinem Erstaunen und Verdruß mich ganz heimisch in diesen Kreisen. Es ist eine Schwäche, die man einem bedeutenden Menschen nachsehen muß."

„Nein,“ sagte ich, „diese Ansicht kann ich nicht teilen, dem Unbedeutenden würde ich es verzeihen, wenn er sich bemühte, etwas zu erreichen, der Bedeutende braucht solche Mittel nicht.“

Eduard in seiner Güte fuhr fort bei jeder Gelegenheit für Seydelmanns Engagement in Berlin zu wirken, was denn auch wirklich 1838 zustande kam. Wie viel Kränkungen, Verdächtigungen und Widerwärtigkeiten Eduard durch diesen edlen Freund bereitet wurden, ist gar nicht zu sagen, und meine Antipathie gegen ihn war gewiß berechtigt. Trotzdem kann ich nicht leugnen, daß ich ungern eine Vorstellung versäumte, in welcher er beschäftigt war, obgleich ich seine kleinen Künste ihm schon abgemerkt hatte und ziemlich genau vorher wußte, wann ein Aufschrei oder ein Flüstern kommen würde. Interessant aber war er immer.

Trotz jenes Zwischenfalls war der Schauspieler-Verein wieder ruhig und ernst vorwärts gegangen, da kam von einer Seite, von welcher man es am wenigsten erwarten konnte, der erste Bruch in das Gebäude, und unaufhaltsam stürzte es zusammen. Lemm, der sonst so ernste, ruhige Mann, durch eine erbärmliche Empfindlichkeit gereizt, zeigte seinen Austritt an und benahm sich außerdem falsch und treulos gegen Eduard. Dieser mit Recht empört darüber, schwieg dennoch der guten Sache wegen und versuchte alles, dies Zerwürfnis auszugleichen — umsonst! Lemm blieb unbewegt, und viele andere, die wohl nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet, der lästigen Arbeit und Erziehung loszuwerden, schieden mit ihm aus.

„Bald wird der Verein auch zu meinen schönen Träumen gehören,“ sagte Eduard. „Wie lange wird das kleine Häuflein noch zusammenhalten?“

Und es hielt nicht lange mehr. Der ernste Geist, das Vertrauen war gewichen. Bald kam Eduard und Schneider nur noch — halb aus Ironie — eine Zeitlang zusammen, dann aber fehlte ihnen doch auch der rechte Humor dazu. Sie packten die Akten zusammen, sagten sich als Vereinsmitglieder Lebewohl!, reichten sich die Hand und gingen betrübt voneinander. Fünf Jahre hatte der Verein gedauert, eine längere Zeit, als man gewöhnlich solchen Unternehmungen zutraut.

Erwähnen muß ich noch, daß eben zur gleichen Zeit, als der Schauspielerverein bestand, Eduard auch den Entwurf einer größeren Novelle faßte, die den Stand, das Leben und die Kunst des Schauspielers zum Gegenstand hatte. Eduard hat jahrelang daran gearbeitet, ohne sie indessen zum Abschluß zu bringen. Nach allem zu schließen, was er uns oft daraus vorgelesen hat, ist es sehr zu bedauern, daß ihm Muße und Lust fehlten, ein Werk zu vollenden, zu dem er Kenntnisse und alle sachlichen Vorbedingungen mitbrachte wie wohl wenige.

Unser geselliges Leben gestaltete sich in jeder Beziehung immer reicher und schöner. Eduard hatte sich den vertrauten Umgang vieler ausgezeichneten Männer zu erwerben gewußt. Da nun seine Abende durch Beschäftigung im Theater meistens besetzt waren, bestimmten wir den Sonnabend, an welchem nicht gespielt wurde, um alle 14 Tage die Freunde ungezwungen bei uns zu

sehen. Die Stammgäste waren Dr. Häring (Willibald Alexis), Taubert und Mendelssohn, so oft er in Berlin anwesend war, Kapellmeister Hiller, Nicolai u. a. Die Abende fanden so viel Beifall und wurden sosehr besucht, daß ich oft beängstigt mit Goethe rief:

> Ach die Not ist groß!
> Die ich rief, die Geister,
> Werd ich nun nicht los!

Der Frühling kam mir zu Hilfe, alles rüstete sich, das heiße Berlin zu verlassen, um im Freien Erholung zu suchen.

Dr. Häring hatte schon in den ersten Frühlingstagen [1835] seine, durch vieles Arbeiten überreizten Nerven in frischer Seeluft herzustellen gesucht, und kam schon nach 14 Tagen zurück, da eine notwendige Arbeit ihn rief. Er fühlte sich durch den kurzen Aufenthalt in Heringsdorf so gekräftigt, erfrischt und voll Arbeitslust, schilderte das einsame Fischerdorf, die Großartigkeit der See, den herrlichen Buchenwald, kurz alles mit so dichterisch schönen Farben, daß bei Eduard schon der Entschluß feststand, mit uns allen dies Paradies aufzusuchen. Dr. Häring erbot sich gleich an den Inspektor zu schreiben, der von Herrn v. Bülow, dem Grundbesitzer, beauftragt war, für die Verwaltung des Dorfes zu sorgen, uns das eine der vier massiven Häuser, welche es damals nur gab, zu mieten.

Kaum waren 8 Tage vergangen, so kam Dr. Häring mit der Antwort des Inspektors, die so günstig ausfiel, daß sie uns in einen wahren Freudenrausch versetzte. Der geniale Dichter war in allen praktischen Dingen sehr

pedantisch, worüber er von mir oft geneckt wurde. Daß wir die vollständige, wenn auch sehr einfache Einrichtung der Zimmer wie der Küche dort finden würden und nur Betten, Wäsche und Silberzeug mitzunehmen hätten, erklärte er mir zu wiederholten Malen und kam, als wir schon mit Einpacken beschäftigt waren, ganz eifrig gelaufen, mir dies wie eine ganz neue Sache noch einmal einzuschärfen.

Wir hatten uns einen möglichst geräumigen Wagen bestellt, in dem wir trotz seiner Breite mit Loren, den Kindern und dem Kindermädchen sehr eingeengt aber voll froher Erwartung dahinfuhren. In Neustadt-Eberswalde und dann noch einmal in Schwedt mußten wir nach damaliger, entsetzlich langsamer Verkehrsart ein Nachtlager machen.

Mittags des zweiten Tages in Stettin angelangt, machten wir uns nach dem Essen gleich auf den Weg, unsere Einkäufe in Lebensmitteln zu machen; der Kaufmann ließ sie am nächsten Morgen gleich zum Dampfschiff besorgen. Wir hatten morgens uns tüchtig zu tummeln, um rechtzeitig im Hafen zu sein. Wie gefiel mir das Treiben auf dem Schiff, die kommenden Passagiere, die verschiedenen Hotelbediensteten mit Koffern und Reisesäcken, alles war munter und ich die Munterste von allen.

Das Schiff glitt, ohne zu schwanken und zu schaukeln, leicht über die Wasserfläche dahin, da, plötzlich erfaßte mich ein Schwindel. Der Wind hatte sich erhoben, Eduard führte mich zur Bank, die rings um den Rand des Schiffes lief; in dem jämmerlichsten Zustand, den man sich denken kann, hätte ich gern alles Reisen verwünscht, wenn es mir nicht auch dazu an Kraft gefehlt hätte.

In Swinemünde fanden wir die liebenswürdige Familie Krause, der wir durch Dr. Häring empfohlen waren, schon am Hafenplatz unserer wartend.

Als ich mich an Frau Krausens Teetisch von der widerwärtigen Seekrankheit einigermaßen erholt hatte, kletterten wir auf den für uns bestimmten kleinen Wagen und fuhren, beladen mit vielen Leckerbissen, welche die unermüdlich sorglichen Krauses uns aufgepackt hatten, dem ersehnten Heringsdorfe zu.

Die Fahrt durch den Wald, durch den tiefen, trockenen Sand ging unserer Ungeduld viel zu langsam, da, endlich hörten wir — worauf wir lange schon gelauscht hatten — das metallene ferne Brausen des Meeres. Jetzt noch die letzte Strecke, durch immer dürftiger werdende Föhren, dann eine kleine Neigung des Weges hinab, und vor uns lag in ihrer ganzen Großartigkeit und Majestät die See.

Stumm, mit Tränen im Auge, saßen wir andächtig bei dem unvergeßlichen Schauspiel. Die Sonne senkte sich und warf breite Goldstreifen auf den glatten Wasserspiegel, rötliche Wolken schwebten darüber, nur am Ufer kräuselte der Nachtwind kleine Schaumwellen. Auf dem festgespülten, nassen Strande, das eine Rad fast immer im Wasser, ging die Fahrt rasch vorwärts, über tausend kleine Muscheln, Steinchen und Seetang.

Unser Haus nahm sich ganz stattlich aus, alle Fenster standen offen, ein gutes Zeugnis für die Sorglichkeit der alten Fischersfrau, die jetzt Kastellanin dieses Häuschens war. Mit Schrecken fiel uns plötzlich ein, wie Häring uns gesagt hatte, daß es damals, als er herkam, im ganzen Ort noch keinen Tropfen süßen Wassers gegeben

hätte; es mußte aus einem entfernten Dorfe geholt werden, unendlich beschwerlich und hindernd für jeden Haushalt. Aber auch diese Angst war unnütz.

Frau Pahl, die uns sehr freundlich empfing, hatte für alles gesorgt. Wir fanden Wasser, Feuer, Milch und Brot. Wir alle waren ermüdet und angegriffen von der Reise, legten uns zeitig nieder, konnten aber lange nicht einschlafen. Das wunderbare Rauschen und Brausen der See hatte, in den ersten Nächten wenigstens, etwas allzuaufregendes.

Der köstliche, helle Morgen lockte uns früh hinunter an den Strand. Ringsum Einsamkeit und Stille, wir waren noch fast die einzigen Gäste. Der Badekarren war weit hinausgeschoben in die See. Die Fischer waren ausgefahren auf den Fang, die Frauen in der Wirtschaft oder mit Flicken der Netze beschäftigt, nur die Fischerkinder spielten hier leise und bescheiden mit Muscheln und Sand. Entzückt genossen wir diese beruhigende Stille, durch nichts unterbrochen als das sanfte Plätschern der anschlagenden Strandwellen.

Leider ließ das schöne Wetter uns schon nach wenig Tagen im Stich, heftiger Wind, Regen und dadurch unerträgliche Kälte stellten sich ein, dazu ward Lore sehr krank, so daß sie im Bette bleiben mußte, und wir den Arzt aus Swinemünde holen ließen. Wir machten Feuer im Ofen, die Kinder holten Reiser und vom Sturm abgebrochene Äste, die in der Nähe des Hauses lagen, alles ward in den Ofen gesteckt, nützte aber nicht viel. Der kleine Holzvorrat mußte für die Küche bleiben, da es sehr schwierig war, neues zu erlangen. Da machte ich den Vorschlag, uns draußen warm zu laufen. Das Kindermädchen



Heringsdorf

setzte ich an Lorens Bett, wir packten uns warm ein und gingen einer Savoyardenfamilie ähnlich zum Haus hinaus, wo gleich ein so heftiger Sturm uns faßte, daß wir uns aneinander halten mußten, um nicht umgerissen zu werden. Im Walde war es besser, der Regen ließ nach, eine Viertelstunde schien sogar die Sonne und lag hell blinkend auf den nassen Blättern und Gräsern, die Kinder suchten sich Beeren, die spärlich anfingen zu reifen, und mühsam arbeiteten wir uns durch das nasse Gestrüpp. Jetzt hatten wir einen rührenden Anblick, eine hohe, schlanke Fichte war vom Sturm der letzten Nächte aus den Wurzeln gerissen und lag knarrend und ächzend in den Armen einer schönen, großen Buche, welche die Fallende aufrecht hielt. Wir standen lange, um zu sehen, ob die Fichte stürzen und die Buche mit sich reißen würde. Noch ganz eingenommen von dem eben gesehenen gingen

wir weiter, als wir eine Szene erlebten, die uns noch stärker bewegte. An der einen Seite lichtete sich der Wald, so daß wir eine weite, große Wiese übersehen konnten; da, plötzlich lief der Hund der Frau Pahl, ein beständiger Begleiter der Kinder, durch das hohe Gras einer Stelle zu, wo er unsern Blicken entschwand, dagegen sahen wir ein Reh in hastigster Flucht schreiend dem Wald zulaufen. Ich hatte nie gewußt, daß Rehe schreien können, und der Ton war so jämmerlich, daß er mir durch die Seele schnitt. Das arme Tier kam, wie von einem Entschluß getrieben, zurück, lief, als wolle es den Hund verjagen, der Stelle zu; dieser fuhr bellend in die Höh, und seiner zaghaft schwachen Natur folgend flüchtete es sich, beängstigt überall umblickend, wieder in den Wald. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zurückzuhalten, sie liefen durch das nasse, hohe Gras, ich sah sie an der Stelle niederknien, wo der Hund war. „Ach ein kleines Reh," riefen sie mir traurig zu und trieben den Hund fort. Marie nahm das zuckende, sterbende Tierchen auf den Schoß, band ihr Tuch ab und bedeckte es damit, ein Weilchen ließ ich sie so gewähren. Auf mein Rufen und Bitten legten sie das Rehchen nieder und folgten mir tief betrübt. Ich führte sie absichtlich einen andern Heimweg, wo das Meer aufgeregt durch Sturm und Regen der verflossenen Tage und Nächte donnernd und die Wellen hoch auftürmend einen großartigen Anblick gewährte, aber ich merkte bald, daß es den Kindern erging wie mir. Die Teilnahme und das Weh, das wir mit den kleinen Erdennöten empfanden, lag uns heute näher, als die Großartigkeit des Unendlichen.

Eduard, der kein Bad verlieren wollte, und unterdes hinuntergegangen war, blieb so lange aus, daß ich voller Besorgnis die Kinder ihm entgegenschickte, da ich etwas Schlimmes fürchtete. Ganz im Gegenteil kam er sehr heiter und erregt zurück. Er hatte unten am Strand eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, einen Dr. Karl Werder, Professor der Philosophie; sie hatten sich gleich so sympathisch zu einander hingezogen gefühlt, daß sie beim Brausen der Wellen auf und abgehend die abstraktesten Gespräche miteinander führten.

Ein kleines Unwohlsein hielt den Professor einige Tage im Zimmer fest, auf seinen Wunsch besuchte Eduard ihn in dieser Zeit öfter, was sie schnell einander noch näher brachte. Auch mir ward Gelegenheit, durch einige in unserer Küche bereitete Gerichte, welche ich ihm durch die Kinder schickte, ihm vertraulich nahezutreten, und von dieser Zeit an ist Werder uns allen ein lieber, Eduard aber ein wahrer Seelenfreund geworden.

So gingen die Sommertage in geschäftigem Müßiggang und ungezwungener geistiger Unterhaltung harmonisch und erquickend dahin.

Erfrischt und in jeder Weise befriedigt kehrten wir von dem schönen Aufenthalt zurück, und mit erneuter Lust ging Eduard an seine Täiigkeit, die ihm in diesem Winter wieder viel Interessantes bot.

Es hatte sich ein Literarischer Verein gebildet von Schriftstellern, Gelehrten und Professoren, zu dem auch Eduard aufgefordert wurde.

Hier lernte Eduard so manche neuere literarische

Erscheinung kennen, so manchen bedeutenden Mann. Auf einem Heimweg schloß sich ihm der Historiker Friedrich Ludwig v. Raumer an, der sich ihm schon immer freundlich genaht hatte. Er war gerade mit der Herausgabe der Hohenstaufen beschäftigt. Er bat Eduard, wenn es seine Zeit irgend erlaube, ihm immer das fertiggewordene Manuskript vorlesen zu dürfen, damit Eduard ihm ohne Scheu seine Meinung aussprechen könnte; dagegen wolle er, der so große Freude an Eduards Kunstleistungen habe, wenn irgend möglich keine Vorstellung, in der er beschäftigt sei, versäumen und ebenso seine Ansicht nicht zurückhalten. Dieses Anerbieten, das Eduard natürlich mit Freuden annahm, schaffte ihm viele der schönsten Stunden. Wie es Raumer auch treulich ausführte, zeigt ein Billet aus jener Zeit, das sich auf eine vorhergegangene Besprechung einer Rollenauffassung und auf Eduards folgende Darstellung bezieht:

Dem Urteil anderer will ich nicht vorgreifen, was aber mich anbetrifft, so hat mich ihre letzte Darstellung des Rizzio [in dem Trauerspiel Maria v. Schottland, 5. Dezember 1838] in meiner Ansicht nur bestärkt und bekräftigt. Das ganze Stück wird begreiflicher und gewinnt an Zusammenhang, und doch gingen Sie nicht über das Maß [dessen] hinaus, was der Dichter vorschreibt oder erlaubt. Schon die Kleidung macht hier den Mann und deutet auf Charakter, Stimmung und Zweck hin. Ich kann, da ich vollkommen mit der neuen Weise zufrieden bin, nicht zur Rückkehr in die alte raten. Jedenfalls habe ich darin durchaus Recht gehabt, daß Sie ein Mann sind, mit dem man offen

sprechen darf und der darin einen Beweis der Achtung sieht, daß man von ihm nichts anders denkt, als mit ihm redet. Behandeln Sie mich in gleicher Weise.

Professor v. Raumer.

Eduards Vater hatte sein Geschäft aufgegeben, da sich ihm eine sehr günstige Gelegenheit zum Verkauf desselben bot. Es tat uns allen recht leid, als die Eltern die wohlbekannte Wohnung und den Laden in der Brüderstraße verließen. Aber die alten Leute konnten nun ganz nach ihrer Bequemlichkeit leben. Mathilde, die indes geheiratet, hatte den Mann sehr bald verloren, zog nach einigen Jahren mit ihrem hübschen Knaben nach Dresden zu Karl, der sich von seiner Frau Wilhelmine Schröder getrennt hatte und nun der Schwester gern sein Haus und die Leitung seiner Kinder übergeben wollte. Ihr Kind starb am Scharlachfieber, so gab sie den Bitten der Eltern nach, kehrte nach Berlin und zu ihnen zurück. Sie lebte im freundlichsten Einverständnis mit ihnen und pflegte mit den Geschwistern vereint die schwer erkrankte Mutter bis zu ihrem Tode. Eine Zeitlang blieb sie noch beim Vater, bis sie sich wieder verheiratete mit dem Kaufmann Stägemann.

Der alte Vater fand glücklicherweise eine brave, ältere Person, die ihn vortrefflich pflegte und alle seine kleinen Wünsche zu erfüllen wußte. Er machte jeden Vormittag, wenn das Wetter es irgend erlaubte, eine Promenade und kehrte selten mittags zurück, ohne eins seiner Kinder besucht zu haben. Er freute sich über das Gedeihen der Enkel und sang ihnen seine chansons vor. Die Abende brachte er

meistens im Theater zu, wo er einen Sperrsitz ganz in der vorderen Reihe abonniert hatte, weil sein Gehör etwas nachgelassen hatte. So verlebte der alte Herr zu unserer aller Freude noch einige Jahre heiter und voll Teilnahme für all seine Angehörigen.

1836 [am 7. März] wurde ein neues Stück, Die Leibrente von Maltitz, einstudiert und erregte des Vaters höchstes Interesse, da „sein Eduard" eine brillante Rolle darin spielen sollte. Mit wahrhaft jugendlicher Ungeduld konnte er kaum den Abend der Aufführung erwarten, und Eduard sah das gespannte, aufmerksame Gesicht seines Vaters gleich beim Auftreten hell und vergnügt zu ihm emporschauen. Manchen Satz sprach er lauter und schärfer, um sich dem lieben, alten Herrn verständlicher zu machen.

Am nächsten Morgen — wir saßen recht vergnügt beim Frühstück — wurde die Türe aufgerissen, und der Stiefelputzer stürmte mit den Worten herein: „Herr Devrient, erschrecken Se nich, Ihr Vater is dot!"

Wie Eduard sich ankleidete, in die Droschke und in des Vaters Wohnung kam, ist mir noch unerklärlich, denn wir waren alle wie erstarrt.

Schluchzend empfing ihn die Haushälterin und erzählte, wie munter und vergnügt ihr Herr aus dem Theater nach Haus gekommen sei, wie er ihr nicht nur das eben gesehene Stück erzählt sondern auch vorgespielt habe und immer dazwischen gerufen: „Das müßten Sie von meinem Eduard seh'n!" In der Nacht, durch sein Schellen erweckt, sei sie schnell zu ihm gelaufen. Er hatte das Licht angezündet, klagte, er fühle sich nicht

ganz wohl, und bestellte Kamillentee! Zitternd und bebend habe sie den Tee bereitet — ihren lieben Herrn aber nicht mehr lebend gefunden, als sie ihn ihm bringen wollte .... Eduard ließ sie laut weinend und jammernd stehen und ging leise in des Vaters Zimmer. Da lag er unverändert, freundlich, als ob er schliefe. Auf dem Tischchen dicht vor seinem Bette war der Theaterzettel des gestrigen Abends ausgebreitet, die Brille lag darauf. Er hatte vor dem Einschlafen wohl noch einmal den Zettel gelesen. Tief erschüttert stand Eduard lange bei der Leiche des Vaters, bis nach und nach die Geschwister kamen, alle aufs innigste ergriffen von dem plötzlichen Verlust.

Den Theaterzettel nahm Eduard mit und legte ihn zu den andern traurigen Andenken, wo er nun schon über 40 Jahre wohl aufbewahrt ist und noch manches Menschenleben überdauern mag.

Eduard hatte das Elternhaus verloren, und obgleich ihm längst entwachsen, war er tief erschüttert, diese für ihn geheiligte Stätte nun für immer entbehren zu müssen.

Im selben Jahr [1836] wurden wir Hausbesitzer und Bürger von Berlin. Die Wohnung im Hinterhaus in der Markgrafenstraße war uns immer enger und unbequemer geworden; in einer geräuschvollen, staubigen Straße zu wohnen, konnten wir uns nicht entschließen. So hatte Eduard im Tiergarten an der Bellevuestraße ein reizendes Häuschen, das noch erst fertig gebaut wurde, gekauft. Während der Bauherr rüstig an die Arbeit gehen ließ, war Eduard geschäftig, alles für die innere Ausstattung des Hauses zu beschaffen:

meiner Meinung nach viel zu kostbar und elegant, nach Eduards ernstem Wort „für unsere Lebenszeit".

Im Juni 1837 war unser neues Haus fertig, alle Vorsichtsmaßregeln von Lüften, Räuchern angewandt worden, so daß wir auf Versicherung des Arztes getrost hineinziehen konnten. Wir kamen uns in den schönen Räumen, die mit so geschmackvoller Eleganz ausgestattet waren, ganz vornehm vor. Alle unsere Freunde teilten unsere Ansicht und genossen manchen schönen Abend auf dem großen Balkon, der mit Caprifolium ganz umrankt, den süßesten Duft verbreitete.

Und doch, obgleich unsere jetzige Wohnung ganz von Gärten umgeben, viele Annehmlichkeiten bot, so verlangten doch Eduards durch viele Arbeit angegriffene Nerven dringend nach den Seebädern, die ihm, wie unserer schwächlichen Marie stets so wohl bekamen, daß wir uns abermals zur Reise nach Heringsdorf rüsteten.

Es waren unvergeßliche Tage, reich an Körper-, Geist- und Seelenerfrischung, die wir hier wieder gemeinsam verlebten. Wir hatten die Bekanntschaft vieler interessanter und liebenswürdiger Menschen gemacht, musizierten, lasen und schwärmten zusammen im Wald, am Strande und den vielen benachbarten hübschen Ortschaften.

Der einzige Schatten, der in das sonnenhelle Heringsdorfer Leben schien, war der Anblick der vielen Kretins. Wir hatten in diesem kleinen, armseligen Dorf fünf gezählt, die entweder elend und krank oder vergnügt uns angrinsend vor ihren Türen im Sande saßen. Es war rührend, die sorgliche Zärtlichkeit zu sehen, mit welcher

die armen Mütter diese Kinder behandelten, und wir dachten uns ihr Schicksal trostlos, wenn eines derselben die Mutter verlieren sollte. Es gab uns viel zu denken und zu überlegen, wie man wohl helfen könne.

Da faßte Eduard den Entschluß, eine dramatische Vorlesung zu halten und von dem Ertrag eine Stiftung für diese Kinder zu gründen. Ich teilte seinen Plan einigen mir bekannten Damen mit, die so davon eingenommen waren, daß sie versprachen, die Sache gleich ins Werk zu setzen und uns jede Beteiligung an dem Geschäftlichen dabei freundlich abnahmen. Zwei Herren, der eine bei der Berliner Bank angestellt, der andere Jurist, beide als Badegäste jetzt hier anwesend, erboten sich, das Geld anzulegen uud so gut als möglich zu verwerten. Herr von Bülow bot gleich seinen Salon für die Vorlesung an. Die Damen schickten ein Zirkular herum, dessen Erfolg so günstig ausfiel, daß sie das Zimmer neben dem Salon auch in Anspruch nehmen mußten.

Nach ungefähr acht Tagen sahen wir nachmittags um 3 Uhr von unserm Fenster aus schön geputzte Damen und Herrn aus vielen Häusern nach dem Salon des Herrn von Bülow gehen; auch am Strand entdeckten wir mehrere Equipagen eiligst heranfahren. Jetzt war es auch für uns Zeit, uns auf den Weg zu machen. Mit klopfenden Herzen gingen Lore und ich mit Eduard hinüber.

Er hatte Goethes Egmont gewählt, bei dem die Mannigfaltigkeit der Charaktere und der belebende Reiz der Volksszenen dem dramatischen Vorleser reichen Stoff bieten. Wir fanden den ganzen Saal schon so gefüllt, daß wir im Vorderzimmer bleiben mußten, während

Eduard den Saal entlang ging und sich oben an ein Tischchen setzte. Er war sehr erregt sowohl durch die gespannte, lebhafte Teilnahme der Zuhörer, als durch den Zweck. Die ganze Gesellschaft war tief bewegt, und wir hatten mehr Freude und eine größere Geldeinnahme, als wir gehofft und erwartet hatten. Eduard übergab die Summe den beiden Herren, diese setzten ein Dokument darüber auf, worin bestimmt wurde, daß, wenn eine Mutter dieser Kinder sterbe, dasselbe eine regelmäßige Pension erhalten solle, welche eine Fremde in den Stand setze, die Pflege der Waise zu übernehmen. Mit größtem Eifer und Umsicht haben beide Herren ihr Amt verwaltet und noch vor einigen Jahren hörten wir, die Devrient-Stiftung in Heringsdorf bestehe immer noch.

So schön und herrlich der Aufenthalt auch dort gewesen, unsere Freude, in unser Berliner Häuschen zurückzukehren, war nicht geringer. Der Kreis der Freunde bereicherte sich noch immer mehr. Damals wurde uns die Bekanntschaft zweier Frauen, die mir fürs ganze Leben wert und teuer blieben, die eine war Werders Cousine, die Majorin Fiedler, voll Geist und Seelenwärme, voll Enthusiasmus für alles Große und Schöne und doch auch voll lebhaftester Teilnahme für alle meine kleinen häuslichen Leiden und Freuden. Sie näherte sich uns auf das hingebendste, und Lore und ich fühlten uns auch zu ihr so hingezogen, daß wir, wie kleine Schulmädchen, uns gleich „du" nannten. Die andere war Alwine Frommann aus Weimar, die uns oft und gern von Goethes Besuchen in ihrem Elternhause erzählte.

Sie war Zeichenlehrerin und später Vorleserin der Kaiserin Augusta, welche ihr ganz besonderes Vertrauen schenkte. Ich wüßte auch niemand, dem man sich lieber vertrauen und sein Herz eröffnen möchte, als der weichen, zarten, empfindungsvollen Alwine; auch sie wurde mir bald eine Duzschwester. Noch nach 40 Jahren haben unsere Kinder und Enkel in Weimar in Alwinens von einem Hauch der Goethezeit durchwärmten Zimmer die Treue ihrer Freundschaft erfahren.

Das gesellige Leben gewann in unserm Hause immer größere Ausdehnung in den hohen, schönen Räumen. Die Musik klang vortrefflich; so unternahmen wir unter Fannys Leitung Felixens Liederspiel und später Haydns Jahreszeiten einem zahlreichen Kreis von Freunden und Bekannten vorzutragen. Freilich durften wir es schon wagen, denn der verhätschelte Liebling des Berliner Publikums Mantius übernahm wieder die Tenorpartie. Eine sehr tüchtige Altistin und ein zwar kleiner aber sicherer Chor musikalisch gebildeter Herren und Damen nahmen teil an unserm Unternehmen. Eduard sang Kauz und Simon, ich Lisbeth und Hanne.

Die größte Anziehungskraft aber übten Eduards dramatische Vorlesungen der Klassiker aus, durch Tieck angeregt. Er fing mit einer kleinen Zahl von Zuhörern an, fand aber bald so viel Anteil, daß unsere Räume fast nicht ausreichten, und wir manche Wünsche unberücksichtigt lassen mußten. Künstler und Gelehrte waren am meisten dabei, ich erinnere mich noch, wie in einem Winter z. B. die Bildhauer Rauch, Drake und Tieck, der Bruder des Dichters, lebhaft teilnahmen, was Eduards Interesse daran natürlich noch sehr steigerte.

Die Zimmer waren hergerichtet, die Kronleuchter brannten, Eduards Tischchen mit dem von Lore schön gesticktem Lesepult stand bereit. In feierlicher Spannung warteten wir bis es halb 5 Uhr schlug, da wurden die jüngeren Kinder mit dem Kindermädchen, ein Korb voll Lebensmittel, Näscherei und Kochgeschirr hinaufgeschickt in die große Mansardenstube. In diesem Jahr durfte Felix unten bleiben, stand in der Fensternische des kleinen Salons, gab blöde, verlegene Antworten auf die freundlichen Fragen der eben eintretenden Fremden, während Marie wie ein junges Hoffräulein respektvoll und anmutig die Honneurs machte und die Damen durch die sehr breite, weit geöffnete Flügeltüre mir zuführte. Ich war weniger respektvoll und weniger anmutig, denn ich hatte das schreckliche Amt, ihnen Plätze anzuweisen. Vergebens war mein Bedauern des sehr beengten Raumes, meine Vorstellungen und Bitten keine Sitze zu überspringen, da alle genau berechnet seien. Mit Schrecken sah ich überall Lücken und die Stühle aus den Reihen hinausgeschoben; als ich sie endlich alle glücklich untergebracht hatte, war ich so angegriffen und verstimmt, daß ich die ganzen Vorlesungen verwünschte.

Da kam Eduard herein, ging an sein Tischchen, begrüßte die Versammlung und warf einen spähenden Blick über das Lesepult, zu suchen, wo ich säße, denn wir hatten verschiedene geheimnisvolle Zeichen, die er, wie er behauptete, nicht entbehren könnte, wie z. B. ein beifälliges, kaum für andere sichtbares Beifallsnicken, eine leichte Handbewegung, welche ihm sagte, ob er das Tempo beschleunigen oder zurückhalten müsse u. dgl. mehr.



Eduard Devrient Nach dem Ölgemälde von Hertz

Shakespeares Othello war eine mit von seinen schönsten Vorlesungen, und Desdemona das Rührendste, was man hören konnte. Überhaupt wurden Frauenrollen fast am meisten bewundert. Er las sie nicht wie Holtei oft und Tieck immer im Fistelton. Seiner vortrefflich geschulten Stimme standen alle Nuancen zu Gebot; er veränderte den Ton nicht, setzte ihn nur leiser und leichter ein, was sowohl der Deutlichkeit, als dem leidenschaftlichsten Ausdruck keinen Abbruch tat.

Um 7 Uhr, oft auch etwas später, entfernte sich die freudig erregte Versammlung. Nur einige Nächststehende, wie Karl Werder, Moritz Veit, Julius Klein, blieben noch zurück. Es bildeten sich die interessantesten Gespräche über das eben Gehörte, wie über andere Dichtwerke, und ich war recht unglücklich, daß ich nicht dabeibleiben und zuhören konnte. Aber sobald sich das Auditorium entfernt, rief ich durch das Sprachrohr meine kleine Herde herunter, die ihre Freiheit genießend, jetzt lärmend und tobend ins Zimmer sprang.

Neben diesen Vorlesungen in unserm Hause hatte Eduard gern die Aufforderung des Fürsten Radziwill angenommen, den Goetheschen Faust mit der vom Fürsten komponierten Musik in dessen Palais zu lesen. Ich war erstaunt, auch als ich später bei einer öffentlichen Aufführung*) sie hörte, über den leidenschaftlichen Schwung vieler Teile der Musik, über die sich den Worten so an-

*) Aufführungen in der Singakademie: 26. Oktober 1835, 25. Februar, 28. Mai, 2. Juni 1836, 27. April, 30. Oktober 1837, 30. März 1839, 4. Juni 1840. — Aufführungen bei Radziwill: 17., 22. Januar 1839.

passend melodramatischen Momente und die wuchtigen Chöre. Eduard erzählte mir viel von dem Eifer des Fürsten wie von der liebenswürdigen Teilnahme seiner Gemahlin. Auch im Schloß beim Kronprinzen [Friedr. Wilhelm IV.] wurde diese Aufführung wiederholt. Nach Beendigung derselben trat der Kronprinz mit von Weinen geröteten Augen zu Eduard:

„Es ist doch ein kolossales Werk, ich sage Ihnen Devrient, ich bin ganz futsch.“

Wenige Monate nach diesen Abenden in seinem Palais ist Fürst Radziwill gestorben, in der Zeit, als Eduard in Paris war. Die Fürstin schickte mir kurz danach mit einem lieben Briefchen einen Ring mit blauem Stein, den ihr Gatte bis zuletzt getragen und sehr wert gehalten hätte. Sie hatte „Faust 1839“ eingravieren lassen und bat, Eduard möchte ihn als ein Andenken schöner vergangener Stunden bewahren. Er hat noch viele schöne Faustaufführungen treu in unserm Haus begleitet.

Um dieser ganzen, so reichen, anregenden Zeit [1838] die Krone aufzusetzen, schickte die Intendanz Eduard die Rolle des Hamlet mit dem Bemerken, daß er selbst die Zeit der Aufführung bestimmen dürfe*). Hiermit war sein höchster künstlerischer Wunsch erfüllt.

Sollte man es für möglich halten, daß gerade jetzt eine Melancholie sich seiner bemächtigte, die wie ein Alb auf uns allen lastete. Er empfand ein wahres Heimweh, eine Sehnsucht nach reineren, besseren Zuständen! wünschte sich fort von den Wirren und der Erdennot des Lebens. Das Studium des Shakespeareschen Meisterwerkes trug

*) Aufführung: 17. November 1838.

nicht wenig dazu bei, diese Stimmung zu verstärken; er versenkte sich ganz in den Charakter des Hamlet, fühlte ihn sich so ganz sympathisch und ihm durchaus ähnlich. Das widerstritt ich nun aufs lebhafteste. „Wie ist es möglich," sagte ich, „daß du dein klares Urteil jetzt so ganz verloren hast? Du ähnlich dem Hamlet? Dem verweichlichten, sich verzärtelnden Prinzen, der wie ein Schuljunge froh ist, wenn er von jeder Arbeit sich drücken kann und du! der gerade im Gegenteil überall bereit ist zu helfen und vor keiner Mühe und Arbeit zurückweicht! Besinne dich, was Werder neulich spaßhaft zu dir sagte — du müßtest dich eigentlich an die Landstraße stellen und rufen: „Wer hat Arbeit und möchte sie los sein, packt mir sie auf, ich übernehme alles!" — Eduard lächelte schmerzlich und war trauriger als zuvor, da er sich auch von mir nicht verstanden glaubte.

In meiner Sorge wandte ich mich an den Arzt. Er hielt es für Überreizung der Nerven, durch zu angestrengte geistige Arbeit, verlangte, er solle viel spazieren gehen, mit den Kindern spielen und im Garten arbeiten. Eduard, der mir ganz entgegen stets allen ärztlichen Vorschriften folgsam war, zeigte sich gleich bereit dazu, konnte aber natürlich nur selten von diesem Heilmittel Gebrauch machen.

Da, mitten in unserer größten Betrübnis, kam Hilfe, von einer Seite, von der wir sie am wenigsten erwarten konnten. Die Gesellschaft des théâtre français in Paris wurde schon seit längerer Zeit zu einem größeren Zyklus von Gastdarstellungen am Berliner Hoftheater erwartet. Sie waren angekommen und die ganze Stadt in freudiger Spannung. Für den ersten Abend war:

Estelle, worin St. Aubin die Hauptrolle spielen sollte, angesetzt. Sehr verstimmt ging Eduard in diese Vorstellung, denn er meinte, das hohle Pathos, die affektierte und outrierte Spielart der Franzosen würde dem Publikum noch den letzten Rest von Gefallen an einfachem, natürlichem Spiel nehmen. Wir verbrachten den Abend in recht bedrückter Stimmung, als lebhaft an der Haustüre geschellt wurde. Eduard kam aus dem Theater. Wie anders, als er fortgegangen war! Neu belebt, erregt, konnte er für sein Entzücken kaum Worte finden. Gerade die einfache Natürlichkeit, die unwiderstehlich überzeugende Wärme waren es, die ihn immer ausrufen ließ: „Von den Franzosen könnt' ich lernen; an ihnen erkenn' ich, was mir fehlt!"

Noch in der Nacht wurde Eduards Reise nach Paris beschlossen, zu der ich ihn besonders drängte, weil ich mir Heilung für Geist und Seele davon versprach. Am nächsten Morgen ging er zum Grafen, ihm seinen Plan mitzuteilen und ihn zu bitten, sich bei dem Könige um Urlaub für ihn zu verwenden. Die Kosten der Reise wolle er gern auf sich nehmen, nur müsse er um einen Vorschuß bitten, da es ihm augenblicklich an so viel barem Geld fehle. Der König bewilligte den Urlaub, was Graf Redern ihm sehr erfreut mitteilte, da er selbst sich einen großen Gewinn für unser Theater von Eduards Bereicherung seines Könnens und Wissens versprach. Eduard war durch diese Aussicht wie neu belebt und studierte fleißig französisch.

Alle Vorbereitungen zu der ersehnten Reise nach Paris waren getroffen, es war im März 1839. Die

Witterung, obgleich der Frühling nah, so kalt, daß Eduard sich für die Nachtfahrt ein paar große Filzstiefel kaufen mußte. Werder kam, noch alle Verabredungen zu treffen, und begleitete ihn, nachdem wir einen heiteren Abschied genommen, nach dem Posthof, schickte in seiner liebenswürdigen Weise ganz früh des nächsten Morgens ein Billettchen mit tausend Grüßen von Eduard und kündigte sich gleich zum Mittag bei uns zum Essen an.

Sehr angenehm war uns die Erlaubnis, unsere Briefe durch die Gesandtschaft Eduard zukommen zu lassen, ebenso erhielten wir die seinen auf diesem Wege, wodurch er kostenfrei seine Tagebücher schicken konnte. Wie es ihm in Paris ergangen, was er dort gesehen und erlebt, schildern seine Briefe aus Paris*).

Wie durchlebten wir alles mit ihm, wie nahmen wir teil an seinen Eindrücken, seinen Freuden und Ehren und seinen kleinen Leiden der Sehnsucht nach Deutschland, nach Hause, zu uns. Wie bangte mich mit ihm nach dem herrlichen Wiedersehen.

Frisch und heiter, ja ausgelassen, kam er uns zurück. Morgens beim Ankleiden hörten wir ihn schon französische Zeitungsträger nachahmen, dann das muntere, hohe, französische Geschnattere der Buben, welche an den Straßenecken stehen, die vorübergehenden Herren heranrufen, die Stiefel zu putzen. Von allen Freunden und Bekannten wurde er herzlich begrüßt und ohne Ende mußte er erzählen. Seine Briefe erschienen bald im Druck und wurden mit Interesse aufgenommen; auch der König

*) Schriften Bd. IV.

ließ ihm sagen, daß er jeden Abend sich von der Fürstin Liegnitz daraus vorlesen ließe.

Der König wie Graf Redern gaben sehr gern Eduard die Erlaubnis, geschlossene Theaterdekorationen bei uns einzuführen; er hatte ihren außerordentlichen Vorteil für leichte Konversationsstücke in Paris kennen gelernt; so wurden nach seiner Angabe Dekorationen verfertigt, und die beiden Stücke, Der Fabrikant [16. Jan. 1840] und Mademoiselle de Belle Isle [erst am 3. März 1843], welche er mitgebracht und für die deutsche Bühne bearbeitet hatte, in der neuen Gestalt aufgeführt und fanden außerordentlichen Beifall.

Wir fühlten uns auf dem Gipfel unsers Glückes. Da, munter und vergnügt, von einem Spaziergang im Tiergarten gegen Abend heimkehrend, fanden wir Annchen von einem heftigen Schüttelfrost ergriffen. Wir schickten eiligst zum Arzt, er kam, schien uns, obgleich er noch nichts sagte, sehr besorgt. Da das Fieber zunahm, ließen wir ihr Bett in unser Schlafzimmer tragen. Nicht der sorglichsten Aufmerksamkeit unsers Arztes, nicht der zärtlichsten Pflege, — besonders Marie überbot ihre Kräfte Tag und Nacht — gelang es, sie zu erhalten, so starb nach sieben Tagen das blühende, schöne, kräftige Mädchen und zerstörte alle die vielen Hoffnungen, die wir mit auf ihre Begabung und ihren Geist gesetzt hatten. Wie einsam fühlte sich die arme Marie, wie rührend war ihre Sehnsucht nach der Freundin, das war Annchen ihr trotz ihrer Jugend gewesen.

Eduards Beschäftigung im Theater, die mir am Herzen lag wie ihm, die herzliche Teilnahme aller un-

serer Freunde, die alle so bemüht waren, den schweren schmerzlichen Verlust uns tragen zu helfen, machte doch, daß wir den Winter nicht so still zubrachten, als wir unserer Stimmung nach vorhatten.

Das Frühjahr lockte wieder Freunde und Bekannte auf unsern Balkon und in unser Gärtchen. Wie erkannten wir alle den unschätzbaren Gewinn, den der stets anregende und geistreiche Verkehr mit so viel ausgezeichneten Menschen unsern Kindern bringen mußte, obgleich sie jetzt noch nicht imstande waren, die oft sehr abstrakten Gespräche zu verstehen. Sie gewöhnten sich, Achtung vor dem Geist zu haben und still und respektvoll zuzuhören.

Zum August und September [1840] hatte Eduard ein Gastspiel in Stuttgart angenommen. Da er durchaus darauf drang, daß ich ihn begleiten sollte, so bekam ich wieder ein Stück Schönheit der Welt zu sehen.

Die Stadt, rings von Weinbergen eingeschlossen, der schöne Schloßgarten, das verlockende, kleine Café Marquardt, alles gefiel uns sehr wohl, am meisten aber die ungewöhnlich freundliche, ja herzliche Aufnahme der ausgezeichnetsten Familien. Beim Hofprediger Grüneisen waren wir bald wie alte Freunde.

Eduard hatte bei den ersten Mitgliedern des Theaters gleich Besuche gemacht, die sie bald erwiderten, wodurch mir auch Gelegenheit wurde, die Herren kennen zu lernen. Moritz, der jetzt Seydelmanns Stelle einnahm, war von feinem Benehmen und geistvoll humoristischer Unterhaltungsgabe, die er auch mit so viel Ver-

ständnis als Lebhaftigkeit auf künstlerischem Gebiete anwandte. Bald nach ihm kam Döring, der später in Berlin so Gefeierte. Er war der Nachahmer des Onkels Ludwig auf und außer der Bühne. Er hatte Talent genug, die frappanten Momente des Onkels glücklich darzustellen, nur fehlte ihm das Unmittelbare und Naive, welches allen Rollen des Onkels eigen war. Mir kam sein etwas exaltiertes Künstlerwesen Eduard gegenüber ein wenig gemacht vor. Er lenkte auch bald von solchen Gesprächen ab und ging auf seine Lieblingsunterhaltung über, Geschichtchen und Anekdötchen zu erzählen, wie der Onkel es auch zu tun pflegte. Wir verbrachten beinahe zwei Stunden auf die heiterste Weise mit ihm. Wir waren aufgestanden, da er sich zum Gehen bereit machte, als Eduard ihn noch fragte, wie er denn eigentlich mit Seydelmann ausgekommen sei? Er erwiderte, daß es oft sehr schwierig gewesen, und ahmte dabei Seydelmanns Sprache sehr komisch nach.

„O," sagte er, „lieber Devrient, Seydelmann kann sich vieles interessant ausdenken, auch gut ausführen, erwärmen, erschüttern kann er nicht. Es fehlt ihm hier!" Er schlug mit der Hand auf sein Herz, dabei sprang er auf mich zu, umfaßte mich, riß mich gewaltsam an sich, warf den Kopf hintenüber, blickte nach oben und rief mit bebender, von Tränen erstickender Stimme: „Mädchen, ich liebe dich! Sehen Sie, Devrient, das kann er nicht." Ich machte mich ärgerlich und rasch von ihm los und dachte, Gott sei Dank, daß Seydelmann das nicht kann, denn ich fand ihn abscheulich. Eduard konnte vor Lachen kein Wort hervorbringen.

Amalie Stubenrauch, die berühmte Schauspielerin und Freundin des Königs von Württemberg, nahm es sehr günstig auf, daß ich Eduard bei seinem Besuch begleitete. Ich war erstaunt, sie so wenig hübsch zu finden. Ihre Züge waren weder edel noch sehr ausdrucksvoll, aber die angenehme Miene wie die wohllautende Stimme hatten etwas Einnehmendes. Ihre große, ziemlich starke Figur war von vornehmer Haltung, und ihre ganze Erscheinung hatte, ohne hochmütig zu sein, etwas aristokratisch Feines. Ihr Salon wie das kleine Boudoir daneben waren geschmackvoll, elegant und mit vielen Kunstgegenständen geziert; außer dem Diener, welcher uns die Tür öffnete, sahen wir beim Fortgehen den Kutscher in gleicher Livree auf dem Hofe stehen.

Am nächsten Morgen [25. August 1840], bei einem Gange durch die Stadt, las ich mit Angst und Zittern an allen Straßenecken „Don Carlos, Posa: Herr Devrient vom Berliner Hoftheater als Gast." Der Tag verging, wie alle solche Tage, sehr langsam. Als es Zeit war, brachte mich Eduard zur Frau Grüneisen, die mich ins Theater begleiten wollte. Der Hofprediger sprach sein inniges Bedauern aus, nicht selbst der Vorstellung beiwohnen zu können, was er seiner Stellung wegen nicht dürfe; er schicke deshalb seine Frau, die ihm Bericht erstatten solle. In der Loge hielt die gute Frau beruhigend meine Hand in der ihren, war aber fast ebenso aufgeregt wie ich. Die Stubenrauch als Königin war bewundernswürdig, so königlich und doch so rührend; ich habe weder später noch vorher die Rolle jemals so darstellen sehen. Eduard stand ihr würdig zur Seite, mir

schien, als ob auch er die Rolle noch niemals so gespielt hätte. Es war ein herrlicher Abend. Eduard spielte noch mit der Stubenrauch zusammen den Fabrikanten [zweimal], in Cannstatt den Oheim von der sächsischen Prinzessin, wieder in Stuttgart den Nathan und zum Schluß den Hamlet.

Wir hatten am Tage schon unsere Abschiedsbesuche gemacht, da wir den nächsten Morgen abreisen wollten. Als wir am Abend aus dem Theater kamen, fanden wir von Fräulein Stubenrauch einen frischen Lorbeerstrauß auf ein zierliches Blatt geheftet, darunter die Worte:

Hat auch die Prosa des Lebens die Begeisterung, welche meine Jugend für die dramatische Kunst erglühen machte, geschwächt, so ist sie doch nicht erstorben; die freudige Gewißheit wurde mir bei der Anwesenheit meines verehrten Kollegen, Herrn Eduard Devrient.

Bei ihm geht der edle Mensch mit der Kunst und Poesie Hand in Hand.

Stuttgart, den 10. Sept. 1840.

Amalie Stubenrauch,
königl. württ. Hofschauspielerin.

Eine wesentliche Bereicherung unseres geselligen Kreises war die Bekanntschaft mit dem Gartendirektor Lenné. Er lebte in Potsdam, wo seine Dienstwohnung in dem schönen königlichen Sans-Souci-Garten lag. Da er jede Woche ein oder zwei Tage in Berlin sein mußte, hatte er ein Absteigequartier von einigen Zimmern ganz in unserer Nähe im Tiergarten für sich eingerichtet und kam an keinem Montag von Potsdam herüber, ohne uns

nicht wenigstens zu begrüßen. Wer den steifen, trockenen, zeremoniellen Mann sah, würde schwerlich bei ihm so viel Phantasie und Erfindungskraft erwartet haben. Auch fehlte es ihm nicht an Energie und rastlosem Eifer, seine phantastischen Ideen auszuführen. Er verstand es, eine flache, uninteressante Gegend in eine reizende Landschaft umzuwandeln und deshalb hielt ihn auch Friedrich Wilhelm IV. in hohen Ehren. Im Sommer, wenn der König in Sans-Souci wohnte, mußte Lenné mit wenig Ausnahmen die Vormittage bei ihm zubringen, brachte seine sehr sauber gezeichneten Aufrisse, Pläne, Berechnungen mit, und es war ein wahrhaft königliches Vergnügen: Hügel aufzuwerfen, Gruppen von großen, alten Bäumen zu verpflanzen und rieselnde Wässerchen zu schaffen.

So war wieder ein großes Projekt entworfen und genehmigt worden, der König in seiner ungeduldigen Weise drängte die Arbeit zu beginnen, und da Lenné keine Mittel zu scheuen hatte, machte er sich gleich daran. Man sah noch bis spät in der Nacht seine Arbeitslampe im Studierzimmer brennen und konnte ihn schon am frühsten Morgen draußen bei den Arbeitern finden. Da kam Frau Lenné eines Tages sehr aufgeregt zu uns, um zu erzählen, was ihrem Mann geschehen sei. Der König hatte sich natürlich mit seiner regen Erfindungsgabe auch mit dem Plan zur Verschönerung seines Potsdam sehr eingehend beschäftigt und zu Lennés Schrecken in dem fertig vorhandenen Plan seine Wünsche zu Veränderungen hineingezeichnet. Lenné im ersten Unwillen darüber habe vielleicht ein wenig unpassend dem König gesagt, daß dies nicht mehr möglich sei, da die Arbeit

zu weit vorgeschritten. Der König, sehr verstimmt darüber, habe ihn ungnädig entlassen. Frau Lennés Versuche, ihn zu beruhigen und ihr Bitten dem Könige, wenn nicht in allem, doch in einigen Punkten nachzugeben, was die Majestät zu öfteren Malen gegen ihn getan, hätten nichts gefruchtet, und so bat sie denn Eduard und den Geheimrat Seiffert, einen genauen Freund Lennés, sobald als möglich hinüberzukommen, ihm vernünftig zuzureden, da sie fürchte, er könne etwas tun, was ihn später reuen würde. Den Tag darauf konnte Eduard nicht fort, und als die beiden Friedensstifter nach ein paar Tagen hinüberkamen, fanden sie alles schon wieder in bester Ordnung. Lenné, der mit wahrer Zärtlichkeit an dem König hing, konnte diesen Zustand nicht länger ertragen, ließ sich bei demselben melden und ward so freundlich gütig aufgenommen, daß bald jede Mißstimmung schwand. Die großen Baumgruppen und Hügel durften stehenbleiben, nur die Bosquets mußten andere Plätze schmücken, und einige Wässerchen mußten über andere Stellen rieseln.

Es gehörte damals zu den Annehmlichkeiten Berlins bei Direktor Lennés eingeführt zu sein, sie waren beide gute, wohlwollende Menschen, die ihr Vergnügen darin fanden, andern ein Vergnügen zu bereiten. Von einem neuen Gedanken belebt kam Frau Lenné eines Morgens zu uns, sie wollte bei sich Komödie spielen lassen, worauf auch ihr Mann sich ganz besonders freue und sie ermutigt hätte, Eduard zu bitten dies Unternehmen zu leiten. Eduard war gern bereit. Sein Vorschlag, ein kleines Stück des dänischen Dichters Holberg, Der ge-

schwätzige Barbier, zu geben, welches er zufällig jetzt bearbeitet und von allem Überflüssigen befreit hatte, wurde mit Freuden angenommen, die Besetzung und alle dazu nötigen Vorkehrungen gleich besprochen. Eduard wollte die Rolle des Barbier übernehmen, ich sollte seine alte Mutter, unsere Marie eines der jungen Mädchen spielen.

Der Abend rückte heran. Eine Ouverture wurde auf dem Flügel gespielt. Ich stand zitternd und bebend in der Coulisse und glaubte nicht imstande zu sein, ein Wort hervorzubringen; da war Eduards kleine Szene vorüber, ich kam, und — man schien uns rasch erkannt zu haben — als ich im Auftreten ihm zurief: „Sage mir einmal, du unnützer Schlingel, wie hast du dich wieder gegen den Apotheker betragen?“ erscholl ein so andauerndes Gelächter, daß ich einen Augenblick warten mußte und in der Pause all meine Angst verlor.

Das Stück brachte die Gesellschaft in die heiterste Stimmung, die sich auch nachher bei dem trefflichen Souper erhielt. Auch die Arbeiter und die Dienerschaft in der Küche hatten bei einem Fäßchen Bier und kräftiger Kost einen frohen Abend. Wir hörten zu öfteren Malen ein Hoch auf das Wohl der Gastgeber erschallen, das drinnen bei uns ein freudiges Echo fand.

Das Jahr 1842 brachte eine große Veränderung beim Theater. Graf Redern war in eine höhere Hofcharge eingetreten, dafür Herr v. Küstner, der als Führer des Leipziger Stadttheaters gute Geldgeschäfte gemacht, an dessen Stelle zum Intendanten berufen worden. Die Tendenz des neuen Führers der Kunstanstalt

war bekannt genug, um Eduard mit tiefster Betrübnis zu erfüllen. Alle die Künstler, welche weder um die Gunst des Publikums noch um die der Kritiker gebuhlt hatten, wie der Onkel Ludwig, Lemm, Beschort, waren tot; vereinsamt stand Eduard und vielleicht desto schroffer dem jetzigen Treiben gegenüber. Es empörte das bessere Publikum wie alle Theaterfreunde, daß Herr v. Küstner ohne Scheu jeden Abend ein oder zwei Rezensenten in seiner Loge hatte*).

In dieser widerwärtigen Zeit kam Eduard die Aufforderung zu einem Gastspiel in München [Juni 1842] höchst erwünscht. Ich durfte wieder mit, und wir fuhren vergnügt zusammen ab. Daß wir dort Eduards Jugendfreund Ernst Förster finden würden, nahm uns gleich etwas von dem Bangen, welches ein Aufenthalt in einer fremden, großen Stadt immer bringt. In München auf dem Posthof angelangt, wurden wir mit so herzlicher Freude von Förster begrüßt, er war so ganz unverändert der Alte, daß wir uns recht heimisch fühlten. Er begleitete uns zu einer kleinen Privatwohnung, die er für uns besorgt hatte und forderte uns auf gleich den Abend bei ihm und seiner Frau den Tee zu trinken. Er war mit Emma, der jüngsten Tochter Jean Pauls, verheiratet, war Eigentümer eines kleinen Häuschens und Gartens, also ganz solide eingebürgert, trotzdem aber hatte er sein munteres, frisches Burschenwesen treulich bewahrt.

Eduard trat als Fabrikant auf, Frau Förster ging mit mir in die Loge, er begleitete uns, um ins

*) Eduard hat das Unerträgliche dieser Zustände im 5. Bd. seiner Gesch. d. deutsch. Schauspielk. [S. 218—228] geschildert, wie er es erlebt.

Parterre zu gehen und drückte mir, als wir uns trennten, so die Hand, daß sie mich den ganzen Abend über schmerzte. Als Eduard nach dem ersten Aktschluß stürmisch gerufen und mit Beifall überschüttet wurde, trat ein alter Herr, der vor uns auf dem Balkon gesessen, sehr lebhaft heran, reichte der Frau Förster die Hand, indem er sagte:

„Wie ich meine Münchner kenne, hat ihr Freund Devrient sich alle Herzen erobert."

Frau Förster stellte mich, als des Künstlers Frau, dem alten Herrn vor. Es war Friedr. Wilh. Thiersch. Sein Name war uns, als eines berühmten Philologen, nicht unbekannt.

Die nächste Rolle war Hamlet, worin Constanze Dahn sehr reizend und rührend Ophelia spielte. Das überfüllte Haus, die gespannte Aufmerksamkeit, die lebhafte Teilnahme begeisterten Eduard so, daß ihm die Rolle besser als jemals gelang. Als wir sehr glücklich nach der Vorstellung ganz spät noch beisammen saßen, den guten Erfolg nach Hause zu melden, klopfte es, und Förster, dem ein hochgewachsener Herr mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck folgte, trat ein. Förster stürzte auf Eduard zu, umschlang ihn mit beiden Armen und konnte keinen Ausdruck finden für sein Entzücken. Der fremde Herr wartete lächelnd den Freudenrausch ab. Jetzt kam Förster wieder zur Besinnung und stellte den Herrn als den Professor Dönniges vor, der später eine so große Rolle in München gespielt hat, der, wenn auch nicht so exaltiert, doch nicht weniger befriedigt von Eduards Darstellung des Hamlet war.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war für Eduard ein freier, und wir benutzten ihn gleich, von Förster eingeführt, zu einem Besuch in Wilhelm Kaulbachs Atelier. Wir fanden den wirklich schönen Mann, im kurzen, schwarzen Samtrock, den Malerstock in der Hand, an der Staffelei stehend. Auf die liebenswürdigste Weise zeigte er uns die eben vollendeten und noch unvollendeten Bilder. Eduards Bewunderung und sein Verständnis erfreuten ihn so, daß er unermüdlich war im Zeigen und Erklären, wir so vertieft im Schauen des Schönen, daß wir gar nicht merkten, wie es später und später wurde.

Förster hatte uns schon verlassen und als Eduard unser allzulanges Bleiben entschuldigte, forderte der Professor uns auf mit ihm und seiner Frau nach Starnberg zu fahren, wo sie ein kleines Sommerhäuschen hätten, das sie gewöhnlich des Sonntags mit den Kindern besuchten.

Nach entzückender Fahrt mit dem schönen Paar über den grünen, kristallklaren See, dem man bis auf den Grund sehen konnte, und über den im leichten Schaukeln des flachen Kahns unsere zweistimmigen Lieder ganz eigentümlich hinschwebten, landeten wir am Sommerhäuschen. Dort fanden wir noch einige Malerschüler Kaulbachs, mit denen wir auf den bewaldeten Höhen einen höchst fröhlichen Nachmittag verbrachten.

Der nächste Tag war wieder ein sehr aufregender, da Eduard abends den Tasso spielte. Er kam sehr befriedigt mittags von der Probe zu Försters, bei denen wir zu Tisch waren. Die heutige Vorstellung stand nicht hinter der des Hamlet zurück. Sich so verstanden fühlend,

konnte Eduard die feinsten Nuancen zur Geltung bringen, aber wie ward er auch unterstützt. Constanze Dahn war die reizendste Prinzessin, die man sich denken konnte, so voll Anmut und Vornehmheit, dabei voll Temperament, voll kränklicher Erregtheit, gar nicht so vernünftig, wie mir bis jetzt dem leidenschaftlichen Tasso gegenüber alle Prinzessinnen erschienen sind.

Nathan, Eduards durchgeistigter, feingefühlter Nathan, war seine letzte Rolle, und so ging dieses Gastspiel über all unsere Erwartung glücklich vorüber.

Am Tag vor unserer Abreise verlebten wir noch einen angeregten Mittag bei Professor Thiersch. Geistreiche Professoren und schwärmerische Frauen der Stadt, sowie eine große Anzahl Studenten bewegten sich munter und lebhaft in den behaglich und künstlerisch ausgestatteten Salons. Es war eine höchst interessante, ausnehmend belebte Gesellschaft, in der Förster uns wie ein guter Großpapa präsentierte, und es machte mich sehr glücklich, Eduard als den Mittelpunkt zu sehen. Reich an Eindrücken kehrten wir heim.

Wie hübsch war es aber auch wieder zu Hause, wenn wir drei des Abends traulich in innerlichen Gesprächen beieinander saßen, oder, wenn Eduard im Theater war, wir mit den Kindern lernten, spielten, oder ich ihnen erzählte. Wie beglückend waren diese Stunden! Am liebsten hörten sie von meinen Erlebnissen, was sie sich wieder und immer wieder erbaten. Einmal hatte Eduard unbemerkt von mir zugehört, trat rasch hervor, indem er sagte:

„Das mußt du niederschreiben, aber gerade so, wie du es eben den Kindern erzählt hast.“ Ich lachte und meinte: „Was fällt dir ein, das kann ich nicht!“

Am nächsten Mittag brachte er mir ein schön gebundenes Buch, auf dessen Deckel mit goldenen Buchstaben Erinnerungen stand.

„Ich denke, das soll dir Lust machen, mir wenigstens ist nichts so verlockend, als wenn ein weißer Bogen vor mir aufgeschlagen liegt.“

Er hatte recht; das schöne, saubere Papier verlockte mich wirklich, und so sind diese Erinnerungen entstanden, wenn auch oft mit langen Unterbrechungen. Ich habe nie ein Tagebuch geführt, die Ereignisse standen stets lebendig vor meiner Seele, je entfernter, je klarer und bestimmter. Das Niederschreiben im Augenblick des Erlebnisses ist gewöhnlich erregt und vom Moment befangen.

Immer unangenehmer und verdrießlicher wurden die Theaterverhältnisse für Eduard. Er, der unser Haus und die ganze Einrichtung für die Zeit unseres Lebens bestimmte, hatte jetzt keinen anderen Gedanken, als alles im Stich zu lassen und nur fortzukommen. Da traf ihn im Frühjahr 1843 die Einladung des Herrn von Lüttichau zu einem Gastspiel nach Dresden.

Nach dem letzten Auftreten eröffnete ihm der Intendant, daß er die Einladung hauptsächlich als Vorwand benutzt habe, ihn in Dresden kennen zu lernen, da er ihm Wichtiges mitzuteilen habe. Er sagte ihm, von seinem ernsten, künstlerischen Wirken und Streben habe er längst gehört, da aber auch seine persönliche Erscheinung ihm wie seiner Frau ganz geeignet für eine solche Stellung schiene, frage er ihn, ob er die künstlerische Leitung des Dresdener

Institutes in vollster Ausdehnung übernehmen wolle. Er wolle ihm nicht verhehlen, daß er von seinem Einfluß auf Emil das Allergünstigste hoffe; dieser hätte stets mit solcher Verehrung von ihm gesprochen, daß er überzeugt sei, Eduard wäre der einzige Mensch, auf dessen Rat und Meinung Emil etwas geben würde. Eduard bat ihn keine zu große Hoffnungen darauf zu setzen, vor allen Dingen aber niemals ihn merken zu lassen, welche Hoffnungen er bei dem Zusammenwirken der Brüder hege, man könne nicht vorsichtig genug in diesem Falle zu Werke gehen. Lüttichau erklärte sich gern dazu bereit, denn, wie es jetzt hier stünde, ginge das Institut zugrunde. Nicht allein, daß Emil wochen-, ja monatelang entfernt sei, auch dürfe, so habe Emil es verfügt, kein anderer während seiner Abwesenheit eine von seinen größeren Rollen spielen, dadurch läge natürlich das ganze klassische Repertoir darnieder. Selbst wenn er nach Dresden zurückgekehrt, spiele er nur kleine, leichte Rollen, um sich von den Anstrengungen der Gastspiele auszuruhen oder Kräfte für neue Reisen zu sammeln. Eduard konnte sich nicht enthalten zu fragen:

„Und das dulden Sie, Exzellenz?"

„Ja, das fragen Sie wohl. Hundertmal habe ich ihm vorgestellt, das Institut ginge so zugrunde, worauf er immer dieselbe Antwort hat: „Gut, da kann ich ja gehen." Aber ich kann ihn nicht gehen lassen, denn er ist der Liebling des Hofes und des Publikums. Kurz, ich setze alle meine Hoffnungen auf Sie."

Eduard verkannte keineswegs die große Schwierigkeit seiner Aufgabe; auf der andern Seite aber wurde ihm

ein so schöner Wirkungskreis geboten, daß er den Versuch wagen wollte, in der Hoffnung, auf Emils bessere Natur in aller Liebe und Güte wirken zu können.

Zurückgekehrt, reichte Eduard gleich Herrn v. Küstner seine Entlassung ein, ging zu seinem wohlwollenden Gönner Alexander v. Humboldt, ihm das Resultat dieser Reise mitzuteilen. Dieser wollte zuerst durchaus nicht darauf eingehen. Als Eduard ihm aber erklärte, wie er lang schon fühle, daß er die elegisch-jugendlichen Rollen aufgeben und in das eigentliche Charakterfach übertreten müsse, wozu ihm hier durch Seydelmann und Herrn v. Küstner jede Möglichkeit genommen, dort aber die schönste Aussicht geboten werde, wie ihm zugesichert sei, daß trotz der Übernahme der Leitung des Instituts ihm dennoch Zeit bleiben solle, eine Geschichte der deutschen Schauspielkunst, eine Idee, die ihn Tag und Nacht beschäftige, auszuführen. Als Humboldt aufmerksam dies alles gehört, rief er:

„Sie haben recht, Sie müssen fort, ich werde sobald als möglich dem König ihre Bitte vortragen, sage Ihnen aber im voraus, daß wir einen harten Kampf zu bestehen haben.“

Am nächsten Morgen schon erhielt Eduard ein Billett von Humboldt, welches der liebenswürdige alte Herr noch in der Nacht, von einem Hoffest heimgekehrt, geschrieben. Er habe Gelegenheit gefunden, den König lange allein zu sprechen, ihm Eduards Bitte vorgetragen, worauf er, wie er es nicht anders erwartet, eine abweisende heftige Antwort erhalten, er solle sich darüber aber keine Sorge machen, er gebe die Hoffnung nicht auf, nur ein wenig Geduld müsse er noch haben.

Nach vielen Bemühungen des einflußreichen Freundes war es gelungen, den König zum Unterzeichnen der Entlassung zu bewegen. Jetzt wurde unser Scheiden von Berlin in der Stadt bekannt, von einigen Blättern als höchster Undank bezeichnet. Diese Ansicht fand bei dem großen Teil des ungebildeten Publikums Anklang. Die Freunde alle waren tief betrübt, konnten uns aber nur recht geben.

Ihm den Abschied wirklich schwer zu machen, ließ ihn bald darauf Prinz Wilhelm, Bruder des Königs [unser Kaiser Wilhelm I.], zu sich rufen. Der Prinz hatte sich stets gegen Eduard sehr wohlwollend und freundlich gezeigt. Er sagte, er hätte von seiner Absicht gehört, das Berliner Theater zu verlassen, hielte es aber bis jetzt nur für ein Gerücht, denn er könne nicht glauben, daß er wirklich gehen wolle. Als Eduard ihm warm und lebhaft auseinandergesetzt, daß das Verbleiben ihm unmöglich, fragte der Prinz, ob er nichts in dieser Sache für ihn tun könne, wozu er sich gern bereit erkläre. Eduard sagte, daß nicht pekuniäre Rücksicht ihn forttriebe, sondern daß ihm hier jede Möglichkeit seiner weiteren Fortbildung genommen sei, während ihm in Dresden die ganze künstlerische Leitung des Institutes nicht allein sondern auch das Eintreten in das feinere Charakterfach geboten sei. Er wäre überzeugt, daß der Prinz, der sich vom Beginn seiner Laufbahn beim hiesigen Theater stets so gnädig und gütig gezeigt, gewiß seinen Rücktritt der eben mitgeteilten Gründe wegen billigen werde.

Der Prinz hatte ihm ernst und aufmerksam zugehört und entließ ihn dann mit den Worten:

„Da ist nichts zu machen, sehe ich, aber, wenn ich mein Bruder wäre, mir kämen Sie nicht fort!“

Auf Wunsch der Singakademie las Eduard zum Abschied noch einmal Goethes Faust zu Radziwills Musik. Humboldt, der unter den Zuhörern gewesen, schickte tags darauf ein Blatt für unser Album, das Eduard ihm gegeben:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.“ Goethe.

Ich darf in dieses Buch schreiben Worte inniger Freundschaft, den Ausdruck tiefer Achtung für ein Talent, das durch die sorgfältigste Ausbildung des Geistes, durch Anmut der Sitten, durch Strenge und Milde des Charakters verschönert ist. Eine edle und reiche Gabe hat Ihnen die Natur gespendet, die zwiefache Kraft, selbst zu schaffen und die Herzen der Hörer zu zwingen durch das, was aus der Seele dringt, im Zauber des Worts und der Harmonie der Töne. Warum müssen denn Äußerungen lang geprüfter Anhänglichkeit wehmütige Erinnerungen erregen? Trennung ist doch nur da, wo man aufhört, sich zu verstehen in der Ansicht der Welt, im Anklang der Gefühle, in der nach Freiheit strebenden Tatkraft.

Alexander Humboldt.

Sehr viel Freude machte Eduard eine Einladung des Personals zu einem Abschiedsfeste, das, wie er mir

erzählte, außerordentlich belebt, warm und herzlich verlief. Sie überreichten ihm einen prachtvollen, großen Pokal von Rubinglas mit der goldenen Inschrift: „Dem Scheidenden von seinen Kunstgenossen“, füllten ihn mit gutem Wein, ließen ihn mit munteren Sprüchen und Wünschen kreisen. Der Pokal hat später noch manche festliche Stunde mitfeiern helfen.

Eduard hatte als Abschiedsrolle den Tasso gewählt. Der Abend rückte heran. Das Haus war ganz gefüllt, der Beifall matt und kühl, man wollte ihn sein undankbares Fortgehen empfinden lassen. Verstimmt und traurig verließ er die Kunststätte, in welcher er als Jüngling voll Begeisterung die ersten Schritte gewagt hatte. Desto freudiger überrascht war er, als ein paar Herren feierlich in schwarzem Frack und weißer Binde kamen, um uns zu einem kleinen Fest zu holen, das unten im Saale des Hotels de l'Europe von unsern Freunden veranstaltet worden sei. Wir fanden eine zahlreiche Gesellschaft nicht nur von Freunden und Bekannten auch von Verehrern aus der Stadt versammelt. Am Ende der langgedeckten Tafel stand eine Porzellanvase nach der Zeichnung von Hensel, in der königlichen Porzellanfabrik verfertigt.

Werder kam uns sehr feierlich entgegen, führte uns zu dem Platz, um den sich die Freunde schon im Kreise versammelt hatten. Fanny Hensel reichte Eduard mit Goethes Worten „Der frische Kranz gebührt dem Lebenden“ einen schönen Lorbeerkranz. Dann sprach Werder folgende Rede, oft so von Wehmut ergriffen, daß er kaum imstande war, weiter zu sprechen:

Mein teurer Bruder!

Der Kreis von Freunden, den du um dich versammelt siehst, will dich nicht von hier scheiden lassen, ohne dir ein sichtbares Zeichen seiner innigen Hochachtung und herzlichen Neigung mitzugeben an deinen neuen Bestimmungsort. In diesem Sinne überreichen wir dir als ein Ehrengeschenk diese Vase. Der Sockel, auf dem sie stehen soll, wird auf zwei Seiten das hiesige Schauspiel- und Opernhaus als die Hauptstätten deiner bisherigen öffentlichen Wirkung zeigen, auf der dritten die Namen derjenigen, die an diesem Zeugnis zunächst beteiligt sind, und auf der vierten der deinige mit geziemender Inschrift.

Du kommst nach Dresden nicht als einer, der um eine Heimat bitten müßte, nicht hilfsbedürftig und verlassen, sondern als ein reicher Mann kommst du und mit stattlichem Geleite, reich an Ehren und Liebe, an Erfolgen und an Freuden. Du konntest wählen zwischen hier und dort, und was du wähltest, dem gabst du den Vorzug.

Das ist es, was unsere Gabe bedeuten soll, auch unter andern der Wahrheit gemäß; dastehen soll sie dir als ein unantastbares, nicht zu verkümmerndes Denkmal solcher Entscheidung, geweiht von reinen Empfindungen und würdigen Gedanken — als ein frommes Asyl froher und tröstlicher Betrachtung — und umgeben von den Geistern derer, deren Namen sie schmücken, soll sie den neuen Gästen, die über deine Schwelle treten, sagen, wer du bist und wofür du erkannt worden.

Nichts Bedeutendes geschieht in einem Menschenleben, das nicht freudenreich und schmerzlich zugleich wäre. Aber du gehst ja nicht aus dem Vaterlande, sondern nur eine Stelle in demselben vertauschest du gegen eine andere. Auch die Kunst hat ihr Vaterland, und da ist es, wo der Künstler am ungehindertsten wirken kann. Das ergreifend, da sich einbürgernd, wird er auch seinem politischen Vaterlande den besten Bürgerdienst an seinem Teile erweisen. Die Stimme des Schicksals ist für den Künstler der Ruf, bei dem seinem Genius wohl wird.

So leb denn wohl — und gehe! Gehe mit Gott. Und er, dem du immer deine Wege befohlen hast, er segne und behüte dich und alle deine Lieben!

Der nächste Morgen ganz früh fand uns auf der Eisenbahn nach Dresden, von den rührendsten Wünschen der Freunde begleitet — neuen Hoffnungen und neuen Sorgen, neuem Glück und neuem Leid entgegen.

Nachwort

„Die Summa ist, daß du mich doch unaussprechlich glücklich machst, du lieber Querkopf mit den schillernden Flügeln.“ So hatte Eduard einmal in den ersten Jahren der Ehe an Therese geschrieben. So wirkte ihr Wesen auf ihn, unvermindert beglückend durch alle Zeit.

In Dresden erhöhte ihr Mitgenießen ihm die schönsten Erfolge, half ihm ihr teilnehmender aber frischer Sinn das Schwere tragen, als ihn Überzeugungstreue im Beruf bald in den härtesten Konflikt mit der Bruderliebe verwickelte.

In diese Zeit fiel ihre Silberne Hochzeit. Eduard schrieb dazu in sein Tagebuch: „Wir wollen den Segenstag in rechtem Geiste begehen, all die widrige Anfechtung der lieben Welt soll uns nichts anhaben, ich hab's mir versprochen, während Mendelssohns Musik [Athalia], daß ich Kampf und Rache gegen die Elendigkeiten ganz aufgeben will.“ Und Therese schildert er: „In ihrer Silberkrone so bräutlich und glücklich, so froh und guter Dinge, daß alle schweren Erlebnisse dieser 25 Jahre vor der Fülle ihres Glücks vergessen schienen. Ein schöner, schöner Tag, die Summe des Erworbenen an echten Gütern wurde einmal wieder voll und befriedigend gezogen.“

Krankheit und Leiden zogen in ihr Haus ein; Theresens glücklicher Mut harrte aus und brachte Sonnenschein hin, wo sie erschien. Über 30 Jahre lang haben die beiden die arme Lore als eine Sieche bei sich gehegt und gepflegt, und dafür wurde das Krankenzimmer der „Tante Lore" drei Generationen eine Herdstelle der Familie, wo die Heimchen hausten, und die Penaten verehrt wurden.

Theresens runder, gemütlicher Teetisch aber versammelte wie in Berlin bald auch in Dresden und ebenso nachher in Karlsruhe liebe Freunde um sich, und der anregendste Verkehr mit bedeutenden Männern und Frauen bereicherte und verschönte ihr Leben bis ins hohe Alter.

Noch zweimal hörte Therese die Donner der großen Geschichte: an die Schrecken der Hamburger Franzosenzeit mochte sie gemahnt werden, als in Dresden die Barrikaden errichtet wurden, als die Hausfrauen, während es draußen Tag und Nacht Sturm läutete, Trommeln und Schießen erscholl, mit ihren Matratzen die Fenster verbauen mußten, als Eduard zur Kommunalgarde eingezogen wurde und als Redner im Deutschen Verein für maßvolle Freiheit zu wirken suchte, und sie beide in diesen unseligen Wirrnissen hin- und hergeworfen wurden mit ihren Sympathien zwischen Fürst und Volk.

Aber es war ihnen beiden auch noch vergönnt, die große neue Zeit anbrechen zu sehen, als sie, von einer Schweizerreise im Sommer 1870 nach Karlsruhe heimkehrend in ihrem Berner Wägelchen beständig von Patrouillen der „Schwarzwaldarmee" angehalten wurden.

Dort in Karlsruhe hatte Eduard sein Kunstideal in die Tat umgesetzt. Durch schwere Kämpfe war er sieghaft durchgedrungen, in allen seinen Werken verstanden, bestärkt, gefördert durch die Genossin seines Lebens. — Da ging ihr das Herz wieder auf in unverlorener Jugendlichkeit, wenn sie, versteckt in der Direktionsloge des Hoftheaters, sah und fühlte, wie die Werke der Dichter alter und neuer Zeit hier auf seiner Bühne in eine Gestaltung traten, über der die Weihe echter Kunst gebreitet lag, und sie nur das eine bedauerte, in den Jubel der Begeisterung des Publikums als seine Frau nicht mit einstimmen zu dürfen.

Was sie seinem Hause war, sagt ein Toast, den er der Greisin einst zum Geburtstagsmahle hielt:

Kennt Ihr wohl unsres Hauses liebe Sonne?
s'ist Phöbus nicht in mächt'gem Strahlenschein,
Nein, unsrer kleinen Welt bescheidne Wonne
Ist ein verhutzelt altes Mütterlein.

Seit 50 Jahren scheint sie meinem Leben,
Hat Lebenslust und Freude mich gelehrt
Was Liebe kann, mir überreich gegeben,
Melancholie mir in Humor verkehrt.

Und Schwester, Kinder, Enkelchen selbander
Als ein System umkreist sie alles doch,
Sie wärmt und heitert alle zu einander,
Ach liebe Sonne, schein' uns lange noch!

Am 11. Februar 1874 feierten sie, umgeben von Kindern und Enkeln aus nah und fern, die Goldene Hochzeit. Therese schrieb:

Vor unserer goldenen Hochzeit.

Herr Philemon und Frau Baucis,
Das alte Ehepaar,
Die lebten zufrieden und glücklich
Ich weiß nicht wie viele Jahr.

Da kam einst um auszuruhen
Gott Juppiter in ihr Haus
Und sagte, wie Vornehme pflegen:
„Bitt' dir eine Gnade aus.“

Die Alte besinnt sich nicht lange:
„Ich habe der Wünsche nicht viel,
Mit meinem Philemon zu sterben
Ist all meiner Wünsche Ziel.“

Die Gottheit lächelte gnädig:
„Dem Wunsch widerstrebe ich nicht,
Es soll in einer Stunde
Verlöschen Euer Lebenslicht.“

Mich hat die kleine Geschichte
Von Kindheit an sehr gerührt
Und stets auch meine Wünsche
Zu denen der Baucis geführt.

Zwar gehen heutzutage
Die Götter nicht mehr aus,
Doch weilte der liebe Herrgott
Gar oft in unserm Haus.

Ich denke, er wird mich fragen:
Therese was wünschest du?
O bring mich, will ich ihm sagen,
Mit meinem Philemon zu Ruh!

Am 4. Oktober 1877 starb Eduard. Therese schloß ihr Gedichtbüchlein ab:

Nach Eduards Tode.

Bei allem, was ich denk und tu'
Ist mir, als ob ich ihn sähe.
Und süßen Frieden, heitre Ruh
Bringt mir diese liebe Nähe.
Ich frag ihn, wie ich es sonst getan,
Wenngleich keine Antwort kommen kann,
Wenngleich sein ernster Mund nicht mehr spricht,
Ich brauche ja auch die Antwort nicht.
„In Liebe leben," das war sein Wort,
Dem folg' ich und lebe so mit ihm fort.

Am 14. Mai 1882 folgte sie ihm nach.

Auszug aus der

Stammtafel der Familie Devrient

Philipp Devrient, 1738—1808, Seidenhändler in Berlin.

Verm. mit: I. 1767 Esther Charlotte de Missy († 1779). II. 1782 Anna Marie Wall († 1790).

- **Emanuel**, Fabrikbesitzer in Zwickau (ein Enkel lebt in Petersburg).
- **Tobias Philipp**, 1772—1836, Kaufmann, verm. mit Marie Charl. Brittschow, verwitw. Fuchs.
  - **Karl**, 1798—1872, Schauspieler, verm. m. I. Wilhelmine Schröder, dram. Sängerin († 1860). II. Ida Block.
    - (aus I.) **Friedrich**, 1827—1871, Schauspieler.
    - (aus I.) **Wilhelm**, Landwirt †
    - (aus II.) **Max**, geb. 1857, Schauspieler in Wien.
  - **Wilhelm**, 1800—1871, Maler, verm. mit Emilie Pätzelt.
    - **Phil. August**, 1840—1884, Bildhauer.
  - **Eduard**, 1801—1877, Schauspieler und Schriftsteller, verm. 1824 mit **Therese Schlesinger**, 1803—1882.
    - **Marie**, 1825 bis 1873
    - **Felix**, geb. 1825, Schiffsbaumstr., lebt in Dresden.
    - **Georg**, 1834 bis 1891, Landwirt.
    - **Richard**, 1836 bis 1880, Schiffsbauer.
    - **Otto**, 1838—1894, Schausp. u. Schriftsteller.
  - **Emil**, 1803—1872, Schauspieler, verm. m. Doris Böhler, Schauspielerin.
    - **Emil**, geb. 1835, Landwirt, lebt in Dresden.
  - **Auguste**, 1805—1885, verm. m. Joh. Ed. Wagner.
    - 12 Kinder.
  - **Mathilde**, 1809—1888, verm. mit I. Fischer II. Stägemann.
    - **Eugen Stägemann**, Schauspieler †
    - **Max Stägemann**, dram. Sänger †
- **Ludwig**, 1784—1832, Schauspieler, verm. mit I. Margarete Neefe, II. Friederike Schaffner, III. Auguste Brandes.
- **Minchen**, verm. mit Hoffmann.

Register